
3 1761 07166048 4

Helmut Harringa

Eine Geschichte aus unsrer Zeit

von

Hermann Popert

fürs deutsche Volk herausgegeben

vom Dürerbunde



„Jedes edle Werk ist anfangs ‚unmöglich'."

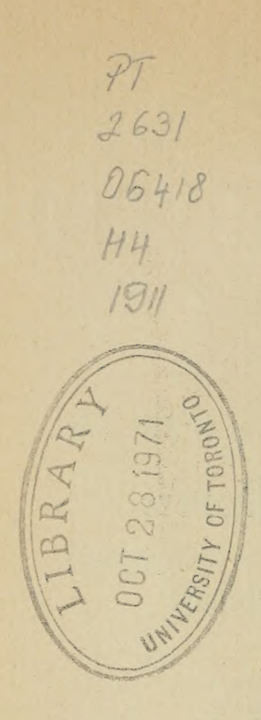
Thomas Carlyle.

Vierzehnte Auflage (66. bis 70. Tausend)

1911

Verlegt bei Alexander Köhler

in Dresden.



Gedruckt bei Johannes Päßler, Dresden.

Anny Elisabeth

gewidmet

Möge dieses Buch im deutschen Volke ein Volksbuch werden für Mann und Frau, für alt und jung, für „hoch“ und „niedrig“, für „gebildet“ und „ungebildet“ — das ist der Wunsch, mit dem es der Dürerbund in die Welt schickt!

Dem Verfasser handelte sich's vor allem darum: erregend, befeuernd auf den *Willen* zum Tüchtigen zu wirken. Es versteht sich von selbst, daß der Dürerbund dadurch, daß er dieses Buch herausgibt, nicht sein Einverständnis mit jedem einzelnen Satze darin erklärt. Das würde voraussetzen, daß wir vom Dürerbunde mit unsern Gedanken und Wünschen in die Seele Hermann Poperts hineingekrochen wären, oder daß er seinerseits sich aufgelöst hätte in allen unsern Seelen. Nachweislich ist nichts von beiden geschehen. Aber auch für unsre Arbeiten ist dieses Buch ein Helfer. Wir vom Dürerbunde sind anderswo ausgegangen und erstreben noch manches Ziel anderer Art, doch zum Kampfe für das, was Popert am meisten am Herzen liegt, sind wir unter anderm auch auf unsern Wegen gekommen, wie anderseits Popert dabei — dies Buch beweist es auf jeder Seite — nicht etwa stehen geblieben ist. Wir und er sehen in unser heutiges Leben und seine Mängel, wie man in die Landschaft zur Rechten und Linken von verschiedenen Wegen aus sieht. Das gibt da und dort andre Dinge im Vordergrund, andre Siedelungen und andre Kirchen, aber der weite Hintergrund in den Fernen bleibt derselbe. Und erst recht bleibt dasselbe das heilige Land des Sehnens am Horizont: das Land, in dem das gesunde und starke, das *freudige* und das *freie* Volkstum herrschen soll. Der Dürerbund ist zum Sammeln aller guten Kräfte

für dieses Deutschtum der Werdenden da. Hofft doch jeder von uns, daß alle echten Reformbewegungen zu einem einzigen neuen großen Leben hinweisen, daß sich am Zielpunkt von allen unsern Wegen aus allen unsern Kräften zusammenbaue, wie ein Leib aus seinen Organen. Deshalb müssen wir uns auch alle verbünden, um stark zu sein, müssen alle uns gegenseitig helfen — wie ein Organ im Menschenkörper dem andern hilft.

Poperts „Helmut Harringa“ kommt geraden Wegs vom Leben von heute. Das Buch ist aus Wahrhaftigkeit gewachsen und hat in seinen Adern vom Herzen her sehr warmes Blut. Es wird zu vielen sprechen. Und wird viele ermutigen, daß sie nun auch handeln.

Für den Dürerbund
der Vorsitzende:
Ferdinand Avenarius,
Herausgeber des Kunstwarts

Einleitung

Es ist das Recht des Autors, sich Helden zu schaffen nach seiner Liebe. Der dieses Buch geschrieben hat, trägt eine alte, starke Liebe zum Friesenvolk. Das Leben hat ihm nicht nur einmal gezeigt, daß sie recht hat.

Aus dieser Liebe heraus hat er Gestalt und Wesen seines Helmut Harringa*) geschaffen. Der Mann, dem der gleicht, wandelt lebend auf Norddeutschlands Erde. Den Ursprung von dieses Mannes Geschlecht hat — mit einer alten Sage verbunden — der Verfasser zugrunde gelegt.

Dann hat er den Helden des Buches (nebst seinen frei erfundenen Angehörigen) in eine Stadt, in einen Beruf und in Verhältnisse gestellt, die er zu kennen glaubt. Daher ist unter dem, was Helmut Harringa erlebt, vieles, was auch der Verfasser erlebt hat oder hätte erleben können. Aber auch *diese* Dinge erlebt Helmut Harringa in *seiner* Persönlichkeit.

Hermann Popert

---

*) Hárringa, der Ton liegt auf der ersten Silbe.



„Wir sind zudem vom Aufrechtgehn
versteift in unsern Hälsen."
Theodor Fontane.

Erstes Kapitel.

Die große Uhr in dem schwarzen Gehäuse, oben an der Wand rechts neben der Richterbank, zeigte gerade auf fünf. Mit einer Gebärde der Erleichterung warf der Vorsitzende, Landgerichtsdirektor Sydow, ein mächtiges Bündel Akten auf den Ständer links von ihm, während zwei Schutzleute den Verurteilten an der Hand fesselten und abführten.

„Rufen Sie die Sache Wingersen auf", befahl Sydow dem Gerichtsdiener Hahnken.

Auf dem Sitzungssaal der Strafkammer VI des Landgerichts Hamburg lastete eine bleierne Schwere. Die Luft war dick zum Zerschneiden: die Fenster zu öffnen verbot der Lärm der Straßenbahnen draußen auf dem Holstenplatz. Seit halb zehn Uhr morgens hatte man nun acht Fälle herunter gearbeitet. Der Mann, der dort eben auf drei Jahre ins Gefängnis ging, — er hatte auf Rechtsmittel verzichtet — hatte so etwa dreißig Kautionsschwindeleien begangen. An seiner Sache hatte man gesessen seit der knappen Frühstückspause, die gerade Zeit gewährt hatte, im Beratungszimmer das mitgebrachte Butterbrot zu verzehren. Die meisten Fälle hatte der Schwindler einfach zugegeben. Aber bei fünfen hatte er sich auf das Bestreiten gelegt. Und da war es dann nötig gewesen, ein ganzes Heer von Zeugen zu vernehmen, bis jetzt endlich nach mehr als drei Stunden die Sache erledigt war.

Es war gut, daß die nun eben aufgerufene Sache Wingersen — die letzte der Tagesordnung — so einfach war;

die Ermittelungsakten, die der Vorsitzende jetzt zur Hand nahm, waren verschwindend dünn. Es war gut so: denn Direktor Sydows Nerven waren am Zerreißen; von den Beisitzern aber fühlte jeder schon lange, wie sich auf Gehirn und Schläfen ein dumpfer Druck legte.

Hahnken hatte die Sache Wingersen aufgerufen, der Angeklagte war eingetreten. Durch seine schlanke Gestalt mit dem merkwürdig ernsten, fahlblonden Knabengesicht ging es einen Augenblick wie ein Sträuben, als der dicke Schutzmann Willroth ihm mit der rechten Hand die Tür zur Anklagebank öffnete. Dann ging er hinein, den Blick starr gerade aus, wie ins Weite, gerichtet.

Man hatte ihn bisher auf freiem Fuße gelassen. Seine Vorladung lautete auf heute — Freitag, den dritten April neunzehnhundertunddrei — nachmittags halb drei Uhr; die Verhandlung gegen den Kautionsschwindler hatte zwei Stunden länger gedauert, als man hatte erwarten können. Und ohne Aufhören war der neunzehnjährige Wingersen in diesen Stunden des Wartens die langen Bogengänge auf und ab gewandert. Manchmal hatte er wohl fünf Minuten lang hinten am Ende des Ganges am Fenster stehen können, wenn dort ein schüchterner Strahl der Aprilsonne hineinlugte und Millionen von Stäubchen darin tanzten. Und dann war er wieder ruhelos über das Mosaik des Steinfußbodens hin- und hergeschritten. Und immer wieder hatte sein gesundes junges Blut die lähmende Furcht abgeschüttelt, die ihm manchmal das Herz fast abdrücken wollte. Er brauchte sich ja nicht zu fürchten! Das hatte er sich doch nun tausendmal gesagt seit jenem Morgen vor zwei Monaten, wo sein Prinzipal plötzlich den Polizeibeamten holen ließ. Boy Wingersen war nicht frömmer als andre junge Leute auch. Aber Vater und Mutter und der Pastor in Nieblum hatten ihm ein natürliches Gottvertrauen mit auf den Weg gegeben. Sonst pflegte er den lieben Gott nicht viel zu bemühen. Aber heute hatte er wieder und wieder gedacht, das könne der doch nicht zulassen, daß er, Boy Wingersen, hier verurteilt werde. Und dann war ihm immer zuversichtlicher zu Sinn geworden. Und er war in seinen Gedanken mehr auf seiner grünen Heimatinsel Föhr gewesen, denn bei der kommenden Gerichtsverhandlung, als Hahnken seine Sache aufgerufen hatte.

Aber wie änderte sich das alles, als er nun den Saal betrat. Als hätte er statt des warmen Herzens plötzlich einen Eisblock in der Brust, so ward ihm zu Mute, als er nun der Richterbank

ansichtig wurde. Er war mutig genug von Natur. Aber wie er dort die fünf Richter im schwarzen Talar sah, da war es, als falle die Nervenerschöpfung dieser abgearbeiteten Männer nun auf den kräftigen Bauernsohn vor ihnen. Der hätte es nicht mit Worten sagen können, was sich in diesem Augenblick auf ihn legte. Aber in jeder Faser seines Wesens fühlte er, daß es ein furchtbares Ding ist für einen schutzlosen ungewandten Mann, wenn ihn die kalten Zähne der Maschine gefaßt haben, die die Gerichtsbarkeit des Staates heißt.

Sydow begann die Verhandlung:

„Angeklagter, wie heißen Sie?"

„Boy Wingersen."

„Wann und wo sind Sie geboren?"

„Am vierten Juli achtzehnhundertunddreiundachtzig zu Nieblum auf Föhr."

„Ihr Religionsbekenntnis?"

„Lutherisch."

„Nach dem vorliegenden Strafregisterauszug sind Sie unbestraft?"

„Jawohl."

„Gegen diesen Angeklagten," fuhr Sydow fort, „ist am siebenundzwanzigsten Februar dieses Jahres der folgende Eröffnungsbeschluß der Strafkammer V des Landgerichts Hamburg ergangen:

> Auf Antrag der Staatsanwaltschaft wird gegen den Verkäufer Boy Wingersen, welcher hinreichend verdächtig erscheint, zu Hamburg am dritten Februar neunzehnhundertunddrei seinem Prinzipal, dem Zigarrenhändler Kretzschmar, eine fremde bewegliche Sache, nämlich einen dem Kretzschmar gehörigen Hundertmarkschein in der Absicht weggenommen zu haben, sich denselben rechtswidrig zuzueignen, Vergehen gegen § 242 des Strafgesetzbuches, das Hauptverfahren vor der Strafkammer VI der Landgerichts Hamburg eröffnet."

Wingersen kannte ja den Eröffnungsbeschluß, er hatte ihn hundertmal gelesen. Daher wußte er jetzt schon, was dies krause Gerichtsdeutsch sagen wollte: daß er ein Dieb sei, er, Boy Wingersen aus Nieblum, ein Dieb! Ein Bauernsohn aus Föhr ein Dieb!

Er hatte diesmal nicht lange Zeit, darüber nachzudenken. Sydows Stimme, die bisher in geschäftsmäßigem Ton geklungen hatte, wurde laut und eindringlich: „Angeklagter, bekennen Sie sich schuldig?"

Wingersen hatte sich oft ausgemalt, wie er vor Gericht seine Unschuld beteuern wolle. Jetzt war das so ganz anders. Es war, als gehe von der Richterbank etwas aus, was ihn lähme. Beinahe stotternd kam ein einfaches „Nein“ heraus.

Sydows hageres Gesicht wurde noch einen Schatten blässer als sonst. Es kam ein feindlicher Zug hinein. Gereizt klang es aus seinem Munde: „Angeklagter, machen Sie uns doch keine Schwierigkeiten!“

Landgerichtsdirektor Albert Sydow war kein Hamburger. Das fiel sofort auf. Nicht nur dem besonders Kundigen. Und nicht nur, weil ihm der Doktortitel fehlte. Der Tonfall seiner Stimme zeigte es, jede Gebärde sprach es aus. Er war der Sohn eines preußischen Regierungsrates. Seine Jugend hatte er in Posen zugebracht, wo er sich auch jetzt noch in jedem Jahre einige Tage aufhielt. Es gab dort alte Leute, die sich noch erinnerten, wie er als dicker fröhlicher Junge umhergelaufen war. Und dick und fröhlich war er gewesen, als er, ein junger Student, in Bonn eingezogen war. Vier Semester bei den Bonner „Pfälzern“, deren erster Chargierter er ein Jahr lang war, hatten die Fröhlichkeit in Korrektheit umgewandelt. Aber diese Korrektheit hatte den Kern des Mannes selbst nicht gleich versteinern können. Auch zu der Zeit noch nicht, als er — damals zweiunddreißigjährig — Ende der achtziger Jahre, ein anerkannt tüchtiger Jurist, nach Hamburg übernommen wurde. Er hatte hier zunächst sieben Jahre lang als Amtsrichter in Zivilsachen gewirkt; Parteien und Anwälte hatten ihn gern gehabt. Aber als er die vierzig kaum überschritten hatte, trat etwas ein, was den ganzen Mann verwandelte. Sein Körper versagte. Erscheinungen, die schon auf der Universität begonnen hatten, die er aber nie beachtet hatte, wurden häufiger und häufiger. Nach kurzem war Sydow, der damals erst eben Landgerichtsdirektor geworden war, ein schwer leberkranker Mann.

Gerade seitdem war er meistens in Strafsachen beschäftigt. Und nun gewann in ihm eine der schwersten Gefahren für das Recht Fleisch und Bein: die Macht zu strafen in der Hand des Kranken. Sein Leiden machte ihn grämlich und menschenfeindlich. Im Umgange mit den Kollegen und im gesellschaftlichen Verkehr gelang es der Korrektheit des alten Korpsstudenten meist, das zu verbergen. Aber furchtbar wirkte es auf seine Stellung zu den Angeklagten. Denn aus der eigenen Krankheit heraus sah Sydow nun die Welt und die Menschen böse. Hamburg war sonst stolz

darauf, daß es einen Typus nicht besaß, den schneidigen Strafrichter. Sydow war die einzige Ausnahme. Er war schneidig und wollte es sein. Und wähnte ehrlich, das sei die Pflicht, die sein Amt von ihm fordere. Daß er sie erfüllte nach bestem Wissen und Gewissen, dieses Bewußtsein gab dem schwerkranken Manne den inneren Halt. Hätte dem streng Ehrenhaften einmal die Erkenntnis gedämmert, daß seine Schneidigkeit und sein Glaube an ihre Notwendigkeit nichts waren, als der Ausdruck des gestörten Gleichgewichtes seiner Gesundheit, vielleicht wäre der Mann plötzlich zerbrochen.

Es kann für einen Angeklagten, der schuldlos ist, eine tiefe Tragik darin liegen, daß sein Name mit einem bestimmten Anfangsbuchstaben beginnt. Wäre dieser Buchstabe ein andrer, so stünde er vor einem Gericht, das seine Verteidigung verstehen könnte: jetzt führt ihn der Anfangsbuchstabe seines Namens vor eine Strafkammer, wo der verzweifelte Schrei des Unschuldigen nach Rettung unverstanden verhallt. Es schien, als solle sich auch an Boy Wingersen diese Tragik erfüllen.

Sydows Ton klang jetzt wieder ruhiger: „Angeklagter, ich möchte Ihnen zu Ihrem eigenen Besten raten: Sie können mir glauben, wir haben in diesen Dingen Erfahrung. Wir können einem Menschen so ziemlich ansehen, ob er schuldig ist oder nicht. Also seien Sie verständig, ein offenes Geständnis kann das Gericht möglicherweise zur Milde gegen Sie stimmen."

Wingersen war es, als drehe sich der Saal um ihn. Also dieser Mann hielt ihn für schuldig. Und von dem allein schien sein Schicksal abzuhängen. Er hatte ein Gefühl, als lege sich ihm ein schwerer Stein auf den Nacken, er sank wirklich nach vorn über. Die Beisitzer bemerkten deutlich, wie in Sydow alle Nerven zuckten. Es klang fast schreiend, als er dem Angeklagten zurief: „Stehen Sie gerade, die Haltung, die Sie da annehmen, ist eine Beleidigung des Gerichts, ein junger kräftiger Mensch wie Sie kann sich die kurze Zeit zusammennehmen!"

Wingersen hatte über die Anklage seinen Eltern oft geschrieben. Die hatten nicht einen Augenblick daran geglaubt, daß ihr Sohn ein Dieb sein könne. Aber seine Mutter, eine kluge alte Frau aus Alkersum, hatte ihm wieder und wieder geschrieben, er solle sich doch einen Verteidiger nehmen, der Vater wolle es gern bezahlen. Wingersen hatte das nicht getan. Warum sollte er seinem Vater, der es in letzter Zeit sowieso nicht leicht hatte, die Kosten machen? Jetzt sah er, wie recht seine Mutter gehabt hatte. Aber es war zu spät.

Sydow hatte sich gewaltsam wieder zur Ruhe gezwungen.

„Angeklagter,“ sagte er, „ich habe keine Lust, mich Ihretwegen aufzuregen. Sie müssen ja selbst wissen, was Sie tun. Wenn Sie meinem wohlgemeinten Rate nicht folgen wollen, so ist das Ihre Sache.“

„Also, meine Herren,“ fuhr er zu den Beisitzern gewendet fort, „dem Angeklagten wird das Folgende zur Last gelegt: Angeklagter, hören Sie auch genau zu!“ Und dann — er war ein anerkannter Meister in kurzer deutlicher Darstellung — trug er Folgendes vor:

„Der Angeklagte ist vor drei Jahren nach Hamburg gekommen. Seit einem Jahre ist er Verkäufer in dem Zigarrenladen von Kretzschmar in der Grindelallee. Sein Prinzipal hat ihm die Verwaltung der Ladenkasse anvertraut. Jeden Abend um neun Uhr wird der Laden geschlossen. Vorher muß der Angeklagte seinem Prinzipal die Tageskasse übergeben. Das hat der Angeklagte auch am dritten Februar dieses Jahres getan, so daß die Kasse — eine Schublade in der Tonbank mit Sicherheitsschloß — ganz leer war. Hierauf ist der Angeklagte, wie immer, abends nach Hause gegangen. Alles das gibt der Angeklagte selbst zu.

Und nun werden wir von dem Prinzipal Kretzschmar, den wir als Zeugen hier haben, das Folgende hören: Kretzschmar hat an jenem Abend den Laden unmittelbar nach dem Angeklagten verlassen, um in den Bürgerverein vor dem Dammtor zu gehen. Aber gleich vor dem Laden hat er einen Kunden getroffen, der ihm Geld schuldig war, und den er tags vorher unter Klagandrohung gemahnt hatte. Der Kunde hatte das Geld — einhundert Mark — mit Mühe beschaffen können und wollte es seinem Gläubiger noch an dem Abend bringen. Kretzschmar hat das Geld draußen angenommen, ist dann allein wieder in den Laden zurückgekehrt, hat die Schublade in der Tonbank geöffnet und den erhaltenen Hundertmarkschein hineingelegt. Er hat die Schublade dann abgeschlossen und ist in den Bürgerverein gegangen. Am nächsten Morgen, als Kretzschmar den Laden betrat, war Wingersen schon dort und hatte — was er ja durfte — die Schublade bereits geöffnet. Kretzschmar wollte den Hundertmarkschein aus der Schublade nehmen, er war nicht mehr darin. Er fragte Wingersen, wo er geblieben sei. Der wollte überhaupt keinen Schein gesehen haben. — Das Schloß war unverletzt. Außer Kretzschmar und Wingersen, die jeder einen Schlüssel dazu hatten, hatte niemand anders einen. —

Kretzschmar hat dem Wingersen den Diebstahl gleich auf den Kopf zugesagt. Darauf ist der unverschämt geworden. Dann hat Kretzschmar sofort einen Polizeibeamten geholt. In der dazu nötigen Zeit kann aber Wingersen den Hundertmarkschein sehr leicht beseitigt haben, und so wird es sich erklären, daß man bei der dann gleich vorgenommenen polizeilichen Leibesdurchsuchung nichts mehr bei ihm gefunden hat.

So, meine Herren Beisitzer, ist der Tatbestand, wie ihn auch die heutige Beweisaufnahme aller Wahrscheinlichkeit nach bestätigen wird."

„Nun, Angeklagter, was sagen Sie dazu?"

Wingersen hatte sich etwas gefaßt. Das sichere Bewußtsein seines guten Rechts gab ihm auch hier, wo er nahezu waffenlos dem furchtbaren staatlichen Apparat gegenüberstand, eine gewisse Kraft. „Herr Direktor," sagte er bescheiden aber fest, „in der Schublade hat niemals ein Hundertmarkschein gelegen."

„So," sagte Sydow, „das konnte man sich ja denken, was sollten Sie uns sonst sagen. Nun, Sie wissen aus der Anklageschrift, was Kretzschmar bisher ausgesagt hat, und er wird uns das ja heute unter Eid bestätigen. Wollen Sie uns wirklich glauben machen, daß der Mann hierher kommt und uns hier einen Meineid leistet?"

Aus den grauen Augen des Angeklagten flog ein hilfesuchender Blick. Er glitt an der Wand entlang unter der Uhr hindurch über den Gerichtsschreiber Petersen, der vor Müdigkeit kaum noch die Feder halten konnte. Er heftete sich einen Augenblick auf das freundliche dunkle Gesicht des Landrichters von der Decken, der am weitesten rechts saß. Er irrte weiter über den alten Eckmann hinweg, glitt scheu an dem Vorsitzenden vorbei und fand keinen Trost auf dem klugen, kühlen Antlitz des Landrichters Pilling links neben dem Vorsitzenden.

Aber dann, als er sich noch weiter nach links wandte, traf er plötzlich auf ein paar große blaue Augen, die sich fest, aber mit offenbarer Teilnahme auf ihn richteten.

Helmut Harringas Blick blieb stetig auf den Angeklagten gerichtet, auch dann noch, als dieser unter dem barschen Anruf des Vorsitzenden: „Angeklagter, sehen Sie nicht im Saal umher, Sie haben, weiß Gott, anderes zu tun!" zusammenfuhr. Der Schutzmann Willroth stieß den Gerichtsdiener Hahnken verstohlen an. Die plötzliche Änderung in der Haltung des Landrichters Doktor Harringa war auch zu auffällig. Seit Stunden hatte er

recht gelangweilt dagesessen, das rosig blühende jugendliche Gesicht halb verzweifelt bald in die eine, bald in die andere Hand gestützt, die starken blonden Haare in die Stirn gewühlt, die breite Brust langsam und schwer atmend in der scheußlichen Luft des Saales. Wie oft hatte er nicht, während im Laufe des Morgens die sieben geständigen Diebe abgeurteilt waren, und während der furchtbar langweiligen Verhandlung gegen den Kautionsschwindler, die Augen sehnsüchtig aus dem Fenster gleiten lassen, wo der Blick frei über das Heiligengeistfeld in die Weite schweifen konnte. Wie oft hatte ihn im Laufe dieses bleiernen Tages eine fast wilde Sehnsucht nach frischer Luft und Bewegung gepackt. Es gab keinen, der Helmut Harringas Pflichtgefühl bestritten hätte. Aber die schreckliche Passivität, zu der ihn die Stellung als Beisitzer verurteilte, hing wie ein Zentnergewicht an allen Kräften seiner Seele.

Und nun mit einem Male in den letzten Minuten hatte sich der Druck gehoben, und an seine Stelle war eine Kampfesstimmung getreten, die er als Erlösung empfand. Wenn irgend etwas imstande war, die Leidenschaft seiner Seele, die meist unter ruhiger Freundlichkeit schlief, in wildem Zorn herauslohen zu lassen, so war es die Mißhandlung eines Wehrlosen. Angesichts der Art, wie der Vorsitzende den Angeklagten anfuhr, hatte Harringa solchen Zorn langsam steigen gefühlt. Aber er hatte sich vorgenommen, jeden Zusammenstoß mit Sydow zu vermeiden. Er war nicht ständiges Mitglied dieser Kammer. Er hatte nur für heute mit dem Kollegen Liebermann getauscht. Als er vor drei Tagen dem Direktor seiner eigenen — der zweiten — Kammer, dem prächtigen alten Burmester, von dem Tausche Mitteilung gemacht hatte, hatte der ihm gesagt: „Ich glaube, Sie haben noch nie bei Sydow gesessen. Ich weiß nicht, ob seine Art Ihnen gefallen wird. Aber vermeiden Sie Konflikte, die führen doch zu nichts.“ Also hatte er sich bezwungen. Er wollte ganz ruhig bleiben und nur bei der späteren Abstimmung, soweit möglich, Unheil verhüten.

Aber nun hatte der Blick des Angeklagten, den er auf seinem Gesicht ruhen fühlte, ihn fast magisch gezwungen, den Angeklagten selbst ganz genau anzusehen. Und was er da sah, das weckte plötzlich alle Tatkraft in ihm auf. Was später auch sein Verstand als richtig erkennen sollte, das sagte ihm sein Instinkt jetzt auf einen Schlag. Wie? Dieser scharf geprägte Inselfriese sollte ein Dieb sein? Verrückter Gedanke! Wenn irgend jemand in Hamburg die Inselfriesen kannte, so war er es. Die stehlen nicht. Durch seinen Kopf zogen in einem Augenblick die prächtigen Bilder der

Jessen, Jensen, Christiansen, Lorenzen und Brodersen, mit denen er so manchen Sommermonat verbracht hatte. Und nun fiel ihm ein, daß er auch einmal mit einem alten Wingersen in Nieblum gesprochen hatte. Das war wahrscheinlich der Vater des Angeklagten. Ein wundervoller alter Bauer. Unsinn! Wer stahl auf Föhr, Sylt und Amrum! Ja, wenn die Anklage eine Schlägerei betroffen hätte. Der Angeklagte sah ganz so aus, als könne er gelegentlich derb zuschlagen. Aber der Gedanke, daß dieser Jüngling ein Dieb sein solle, paßte mit dem Bilde, das er bot, so wenig zusammen, daß der Widersinn Harringa einen Augenblick zum Lachen reizte.

Aber dann packte ihn der Ernst der Sache um so mehr. Und nun trat ein neues Gefühl hinzu. Seltsam warm flutete es um sein Herz. Leise erst, dann immer vernehmlicher sprach sein Blut. War er denn nicht selbst ein Friese? War auch sein Geschlecht in den letzten drei Folgen in Hamburg ansässig, jeder der dazu gehörte, und Helmut Harringa am besten, wußte doch, wie die Linie rückwärts über Bremen und Oldenburg nach Esens ging, so recht in das echteste Ostfriesland hinein. Traumhaft tauchte gerade jetzt die letzte stolze Überlieferung des Geschlechts in ihm auf. Der halb sagenhafte Stammvater: Aylert Harringa, der Dänenbesieger.

Und das Friesenblut war in Helmut Harringa durchgeschlagen in Körper und Geist trotz mancher Mischungen, die das letzte Jahrhundert gebracht haben mochte; das wies nicht nur der hohe blonde Körper mit den mächtigen Knochen und der Kopf, der von Stirn zu Wirbel so lang gestreckt war.

Seine Augen begannen zu blitzen, eine kleine narbenartige Linie, die sich unter dem rechten Auge schräg hinabzog — alle Harringa hatten sie seit Urzeiten — glühte rot auf, und wieder mußte er den Angeklagten ansehen. Und nun wußte er, der Mann dort war sein Bruder. Er konnte ihn verstehen. Sydow nicht. Dem, aufgewachsen in slawischer Umgebung, selbst halbslawisch geworden in seiner Sinnesart, fehlte der Instinkt, diese trotzigen Menschen des Nordens zu begreifen. Laut konnte Helmut Harringa es nicht sagen, aber sein Herz sprach zu dem Angeklagten: „Sei ruhig, Bruder, ich wache über Dir!“

Alle diese Gedanken und Empfindungen waren die Sache weniger Sekunden. Harringa war zu geschult als Jurist, zu gewissenhaft als Richter, um, wenn er im Amte saß, Gefühle ungeprüft über sich Herr werden zu lassen. Aber diesmal hatte das Gefühl dem Verstande, der nun wieder voll in seine Rechte trat, den richtigen Weg gezeigt.

Und kein Teil der Verhandlung, auch nicht der kleinste, entging von jetzt ab seiner aufs schärfste gespannten Aufmerksamkeit.

„Ich will mich nicht lange mit Ihrer Verstocktheit aufhalten," sagte Sydow zum Angeklagten, „ich denke, meine Herren, wir vernehmen gleich die Zeugen, wir haben nur zwei: den Prinzipal des Angeklagten und den Schutzmann Wesemann, der ihn sogleich nach der Anzeige des Prinzipals vernommen hat."

Der Zeuge Kretzschmar wurde hereingerufen. Ein mittelgroßer Mann mit kurzem, rundem Kopf und sehr höflichem Wesen. Vorschriftsmäßig wurde er vor seiner Aussage vereidigt. Er sächselte stark. Mit mehr Bestimmtheit, als nach seinem ersten Auftreten zu erwarten gewesen war, machte er dann seine Aussage. Sie fiel vollkommen so aus, wie Sydow sie vorher angekündigt hatte. Als er beschrieb, wie er den Hundertmarkschein in die Schublade gelegt hatte, arbeiteten seine beweglichen Hände, die Zunge unterstützend, mit. Als er erzählte, wie er am nächsten Morgen den Schein nicht mehr gefunden hatte, bebte seine Stimme in einer Entrüstung, die nicht geheuchelt war.

Der Angeklagte schien nach dieser Vernehmung sehr niedergeschlagen. Als Sydow ihm eröffnete, er dürfe nun, wenn er wolle, Fragen an den Zeugen stellen, hatte er keine.

Die Vernehmung des Schutzmannes ging schnell vor sich. Er konnte weiter nichts sagen, als daß Kretzschmar ihn geholt habe, daß der Angeklagte sehr energisch geleugnet habe, und daß der Hundertmarkschein nicht mehr bei ihm gefunden worden sei.

Kein Wort beider Vernehmungen war Harringa entgangen. Sein Geist arbeitete doppelt: Während er auf das Gespannteste hinhörte, zerarbeitete er gleichzeitig fast sein Gehirn mit der Frage: Wo liegt hier der Fehler der Rechnung? Aber er sah keinen Ausweg.

Da, als nach der Beendigung beider Vernehmungen der Vorsitzende, auf dessen Nerven die Passivität des Angeklagten günstig gewirkt hatte, diesen noch einmal fragte, ob er noch irgendwelche Fragen an die Zeugen zu richten habe, stellte der Angeklagte zwar keine Frage, aber er sagte: „Herr Direktor, Herr Kretzschmar muß sich irren. Er war auch an dem Abend merkwürdig aufgeregt."

„Ach was," sagte Sydow, „nun soll der Mann mit einem Male so merkwürdig aufgeregt gewesen sein. Ich denke, meine Herren, wir können die Beweisaufnahme jetzt schließen, oder hat einer der Herren noch eine Frage?"

Bei den letzten Worten des Angeklagten war es Helmut so gewesen, als dämmere da eine schwache Spur auf. Zu Sydows unangenehmer Überraschung antwortete er auf dessen Frage: „Ich möchte noch einiges von dem Zeugen Kretzschmar wissen.“

Sydow rief Kretzschmar wieder vor.

„Bitte, Herr Kretzschmar,“ begann Harringa, „würden Sie mir noch eins sagen: Waren Sie an dem Abend auch schon vorher im Laden gewesen, als Ihnen der Angeklagte die Kasse übergab, oder kamen Sie von draußen?“

Kretzschmar erklärte, er sei von draußen hereingekommen.

„Gut, und wo waren Sie vorher gewesen?“

„Ich kam gerade aus der Gastwirtschaft von Breitrück.“

„Wo liegt die?“

„Am Schlump.“

„Hatten Sie sich dort lange aufgehalten?“

„Ja, ziemlich lange.“

„Wie lange etwa?“

„Ich glaube, so ungefähr zwei Stunden.“

„Das ist ja eigentlich r e c h t lange. Erinnern Sie sich noch, Herr Kretzschmar, wie das zusammenhing?“

„Jawohl, Herr Landrichter. Ich habe dort ein Geschäft abgeschlossen.“

„Sehr schön. Dabei ist wohl getrunken worden?“

„Natürlich. Ich mußte ein Paar Runden Bier bezahlen. Der Wirt trank auch noch mit.“

„Haben Sie eine Idee, wieviel Sie damals getrunken haben?“

Sydow unterbrach: „Darf ich Sie darauf aufmerksam machen, Herr Kollege, daß sich in den ganzen Ermittelungsakten keine einzige Andeutung findet, daß der Zeuge an jenem Abend betrunken gewesen wäre. Es ist gleich halb sechs Uhr!“

„Jawohl, ich weiß,“ sagte Harringa. „Bitte, Herr Kretzschmar, beantworten Sie meine letzte Frage.“

„Ich glaube, ich habe etwa drei Echte getrunken.“

„Und Sie blieben ganz nüchtern?“ —

„Absolut.“

„Nun meint ja aber der Angeklagte, Sie wären so merkwürdig aufgeregt gewesen.“

„Ach Unsinn — entschuldigen Sie, meine Herren Richter, das fuhr mir so heraus — ich war ganz ruhig. Ich werde doch

drei Echte vertragen können. Das ist noch das Wenigste, was ich bei jedem Geschäftsabschluß trinke."

„Gut, noch eins: Sind Sie mit dem Wirt Breitrück persönlich bekannt?"

„Ja, recht gut. Ich schließe öfters in seinem Lokal Geschäfte ab."

„Glauben Sie, daß er sich jenes Abends noch erinnert?"

„Das kann wohl sein. Ich glaube es sogar, er hat ja mitgetrunken. Und dann war er an dem Abend auch mit in unserem Bürgerverein, und da war eine ziemlich aufgeregte Besprechung über die Vorortsbahn. Er wird wohl alles noch wissen."

Harringa schwieg. Sydow fragte: „Sind Sie fertig, Herr Kollege?"

„Hiermit ja. Aber ich will gleich bemerken, daß wir meiner Ansicht nach mit der Sache nicht zu Ende kommen können, ohne auch den Gastwirt Breitrück gehört zu haben."

Sämtliche Richter wandten ihr Gesicht in unangenehmer Überraschung Helmut zu. Pilling, der Berichterstatter war, schüttelte den Kopf und wollte etwas sagen. Sydow sah sofort, worauf Harringa hinaus wollte. Er war ein zu erfahrener und zu gewissenhafter Vorsitzender, um nicht zu erkennen, daß viel für die Berechtigung dieser Forderung sprach. Darüber erst eine lange Zwischenberatung abhalten, hieß vielleicht ganz unnütz Zeit vergeuden. So ließ er denn Pilling gar nicht erst zu Worte kommen, sondern sagte gleich: „Meine Herren, ich will kein Hehl daraus machen, daß i ch diese Vernehmung für überflüssig halte. Trotzdem hätte ich Bedenken dagegen, daß wir sie ablehnen, wenn ein Mitglied des Gerichts solchen Wert auf sie legt. Wir müßten dann aber die Verhandlung auf morgen früh vertagen, und da wird Herr Kollege Harringa wegen der Sitzung in seiner eigenen Kammer nicht kommen können."

„Könnten wir nicht," sagte von der Decken, „den Breitrück telephonisch hierher rufen lassen? Er als Gastwirt hat doch sicher einen Fernsprecher, und er wohnt doch höchstens fünfzehn Minuten von hier. Mit der elektrischen Bahn kann er noch schneller da sein."

„Das ist richtig," sagte Sydow. „Hahnken, versuchen Sie einmal, den Mann telephonisch herzurufen."

Hahnken ging mit seinen etwas schlürfenden Schritten aus der Tür. Nach etwa drei Minuten meldete er, Breitrück werde in einer knappen Viertelstunde erscheinen.

„Nun, meine Herren," sagte Sydow, „wir können die Zeit ja gut genug ausnutzen. Petersen, lassen Sie mir die Dekretur in mein Zimmer bringen. Die Herren Kollegen Eckmann, Pilling und von der Decken haben wohl die Güte, im Beratungszimmer einige Haftbeschwerden zu erledigen, über die heute sowieso unbedingt noch entschieden werden muß. Der Angeklagte kann hier so lange warten."

Er verließ den Saal durch die Tür unter der Uhr. Eckmann, Pilling und von der Decken folgten; gleich darauf ging auch der Gerichtsschreiber Petersen, um die Akten für die Dekretur des Vorsitzenden zu besorgen.

Der Staatsanwalt blieb auf seinem Platze links an der Seite der Richterbank sitzen. Er schrieb emsig in verschiedenen Akten. Harringa war den Kollegen nicht in das Beratungszimmer gefolgt. Er hatte dort im Augenblicke nichts zu tun; er war ja nicht ständiges Mitglied dieser Kammer. Ohne viel Überlegen verließ er den Saal durch die Haupttür, ging den langen Bogengang hinab, stieg die Treppe zum Erdgeschoß hinunter und trat dann vor das Tor des Gebäudes auf den Holstenplatz hinaus. Gott sei Dank, daß er einige Atemzüge frischer Luft tun konnte. Der Abendhimmel war bewölkt, und einzelne Tropfen fielen. Aber Helmut empfand sie mit Wonne auf seinem unbedeckten Haupt, und gierig sog die Brust die Luft des Vorfrühlings ein. Nur Stadtluft zwar, und dennoch die Luft des Paradieses verglichen mit der stickigen des Saales dort oben. In diesen Minuten der Freiheit dachte Harringa kaum mehr an das, was der Tag gebracht hatte, entsann er sich nur noch undeutlich des Angeklagten dort oben. Alles in ihm schwand vor dem wonnigen Gefühl der Rast für Körper und Geist in der frischen Luft, der Rast — das blieb über der Schwelle des Bewußtseins — vor einem heißen Kampf.

Oben saß Wingersen in der Anklagebank. Ermattet und zerschlagen, wie dieser kräftige Junge es noch nie an sich erfahren hatte. Sydows Worte hatten auf ihn gewirkt, wie Schläge auf den Kopf. Dennoch, ganz verlassen fühlte er sich nicht mehr. Bei Harringas Eingreifen in die Verhandlung hatte er aufgehorcht. Erst ganz erstaunt, dann mit einem dumpfen Gefühl von Hoffnung. Dumpf war es nur, und dumpf blieb es, aber es war doch da.

Es war nur wenig mehr als die angesagte Viertelstunde vergangen, da konnte Hahnken melden, daß Breitrück zur Stelle sei. Gleich darauf war alles wieder vollzählig versammelt. Breitrück wurde vorgerufen. Der untersetzte fette Mann mit den verschwom=

menen Zügen und den vorquellenden Augen in dem gutmütigen Gesicht mußte sich fortwährend den Schweiß von Stirne und Wangen wischen. Er kam gar zu leicht außer Atem; auf solche Eile waren Herz und Lunge nicht eingerichtet.

Sydow nahm ihm den Zeugeneid ab und sagte dann: „Ich glaube, wir tun am besten, Herrn Kollegen Harringa die Befragung dieses Zeugen zu überlassen, e r hat ja Wert auf seine Vernehmung gelegt."

Harringa nahm also die Vernehmung in die Hand: Jawohl, Breitrück erinnerte sich noch genau, wie Kretzschmar am Abend mit einem andern Herrn in seinem Lokal gewesen war. Die beiden hatten dort miteinander gehandelt, und dabei war allerlei getrunken worden.

„Wieviel mag denn Kretzschmar getrunken haben?" fragte Helmut.

„Warten Sie mal, Herr Landrichter, das kann ich Ihnen ganz genau sagen. Ich habe bei jeder Runde mitgetrunken. Herr Kretzschmar hat in den drei Stunden, die er da war, fünf Seidel Münchener Bier getrunken."

„Er selbst sagt, es seien nur zwei Stunden gewesen und nur drei Echte."

„Nein, da irrt er sich, das kommt ja leicht. Ich weiß es ganz genau."

„War er denn ganz nüchtern, wie er wegging?"

„Ja, vollständig."

„War er auch nicht aufgeregt?"

„Ich weiß nicht, was Sie aufgeregt nennen, Herr Landrichter. Herr Kretzschmar war sehr lustig und schlug den Herrn, mit dem er das Geschäft gemacht hatte, mehrmals auf die Schulter. Er sang auch ein bißchen. Aber das ist doch nicht aufgeregt."

„Na," sagte Harringa, „Herr Breitrück, das kann man ja verschieden auffassen. Aber nun sagen Sie mal, Sie kennen ja Herrn Kretzschmar schon länger. Er ist doch nur ziemlich klein und sieht schwächlich aus, kann der denn fünf Seidel Münchener so auf einen Sitz vertragen?"

Breitrück wurde lebhaft. Er pustete förmlich; wenn ihn eine Amtsperson nach irgend etwas fragte, was seine Wirtschaft anging, so witterte er immer eine Konzessionsentziehung. „Aber Herr Landrichter," stieß er heraus, „bei mir trinkt doch keiner zu viel, da können Sie jeden nach fragen."

„Nun haben wir wohl genug gehört," warf Sydow ein. „Wenn keine Fragen weiter zu stellen sind, schließe ich jetzt die Beweisaufnahme. Die Zeugen bleiben besser noch hier bis zur Urteilsverkündung. Der Herr Staatsanwalt hat das Wort."

Der Staatsanwalt war ein ruhiger Mann, Mitte der Dreißiger, mit breiter Stirn, rundem haarlosem Kopf und dunklen Augen hinter einem scharfen Kneifer. Er sprach nur wenige Worte, klar und sachlich. Für verfolgungswütige Staatsanwälte war in Hamburg kein Raum.

Manchmal während der Verhandlung hatte auch er den Eindruck bekommen, dieser Angeklagte könne eigentlich kein Dieb sein. Aber das war vorüber gegangen. Jetzt, nach Schluß der Beweisaufnahme, war jedenfalls soviel Belastungsstoff vorhanden, daß er von seinem Standpunkt als Staatsanwalt aus die Anklage mit gutem Gewissen halten konnte. Er bat also, das Gericht möge den Angeklagten verurteilen. Seine Jugend und seine bisherige Unbescholtenheit müßten mildernd, der große Vertrauensbruch müsse erschwerend ins Gewicht fallen, er beantrage einen Monat Gefängnis.

„Nun, Angeklagter," sagte Sydow mit eindringlicher Stimme, „der Herr Staatsanwalt hat einen Monat Gefängnis gegen Sie beantragt. Was haben Sie dazu zu sagen?"

Dem Angeklagten war bei den letzten Worten des Staatsanwalts eine Blutwelle ins Gesicht geschossen. Die kleine Hoffnung, die er gehabt hatte, war hin. Ach Gott, hätte er doch einen Verteidiger gehabt. Jetzt sollte er etwas sagen und konnte es heute noch schlechter als sonst. Ihm war so zu Mute, als hätte ihn eine Faust ganz fest an den Mast eines Bootes gebunden, das Zoll für Zoll versank. Aber die Verzweiflung gab ihm Kräfte. Er riß sich los, und über die ungelenke Zunge des stolzen Menschen kam mit einem Male eine Flut starker, beinahe wütender Beteuerungen seiner Unschuld. Die Augen von der Deckens zeigten, wie ihn das mitnahm. Sydow machte, schon als es anfing, eine unbewußte Gebärde der Ablehnung. Gerade während dieses verzweifelten Kampfes des Angeklagten brachte ein Kanzlist dem Vorsitzenden eine Unzahl Aktenstücke herein, die er in Eile unterschrieb. So ließ er Wingersen länger reden, als er es sonst getan hätte. Nach etwa drei Minuten aber unterbrach er ihn scharf: „So, Sie reden ja immer dasselbe. Wir wissen jetzt, was Sie zu sagen haben. Das Gericht zieht sich zur Beratung zurück. Herr Staatsanwalt, wir werden Sie rufen lassen, sobald wir fertig sind."

Das Richterkollegium schritt durch die Tür unter der Uhr hinaus. Sydow voran, dann die andern dem Dienstalter nach: Eckmann, Pilling, von der Decken. Harringa als der jüngste zuletzt. Dann ging noch der Staatsanwalt durch die Haupttür weg.

Der Angeklagte hatte sich erschöpft auf seinen Platz gesetzt. Halb im Traume hörte er Petersens Feder ohne Aufhören über das Papier kratzen: es galt, die Protokolle der Sitzung soweit wie möglich fertigzustellen.

Willroth und Hahnken rissen die Fenster des Saales auf; der Nordwestwind fuhr herein und Wingersen um seine heißen Schläfen. Dem war es in seinem Dämmern manchmal, als fühle er die Hand seiner Mutter.

Das Richterkollegium war durch den kleinen Raum zwischen Sitzungssaal und Beratungszimmer hindurch in dieses hinüber geschritten. Einen Blick hatte Helmut durch das Fenster des Zwischenraumes auf die im Dunkeln nur halb erkennbaren Baumgruppen der Stadtgrabenanlagen werfen können, dann hatte sich die Tür des Beratungszimmers hinter ihm und seinen Kollegen geschlossen.

Drinnen setzten sich alle fünf in die prächtigen bequemen Ledersessel um den langen grünen Beratungstisch. Oben, an der Spitze, mit dem Rücken gegen den Sitzungssaal, saß Sydow. Rechts von ihm, an der Längsseite des Tisches, Eckmann und von der Decken, ihnen gegenüber Pilling und Harringa.

Sydow hatte sich erleichtert auf seinen Sitz geworfen: „Nun, meine Herren," sagte er schnell, „es ist ja schon sechs Uhr. Also bitte, Herr Kollege Pilling."

Pillings, des Berichterstatters, kluges und nüchternes Gesicht mit dem dünnen, strohfarbenen Haar und den wasserblauen Augen wurde noch schärfer als gewöhnlich. Wer ihn jetzt ansah, begriff, warum dieser Mann einen so glänzenden Ruf als Ziviljurist hatte. Er sagte nicht viel:

„Meine Herren," begann er, „meines Erachtens besteht nicht der geringste Zweifel daran, daß der Angeklagte antragsgemäß verurteilt werden muß. Kretzschmar hat uns in völlig einwandfreier Weise unter Eid geschildert, wie er den Hundertmarkschein am Abend in die Kasse gelegt, und wie er ihn am Morgen nicht wieder vorgefunden hat. Darauf, daß der Angeklagte behauptet, Kretzschmar sei am Abend so aufgeregt gewesen, darauf lege ich nicht den geringsten Wert. Erstens glaube ich dem Angeklagten das einfach nicht, solche Leute wollen ja erfahrungsmäßig die Belastungs-

zeugen immer schlecht machen. Zweitens aber würde ja auch keine Aufgeregtheit genügen, um zu erklären, wie Kretzschmar dazu kommen sollte, zu beschwören, er habe den Hundertmarkschein in die Schublade gelegt, wenn er es tatsächlich nicht getan hat. Also es kann überhaupt nur der Angeklagte für das Verschwinden des Scheines verantwortlich gemacht werden. Ich glaube, wir werden darüber alle einig sein, und darum kann ich wohl gleich auf das Strafmaß kommen. Ich finde, daß der Antrag des Staatsanwalts aus den Gründen, die er angeführt hat, durchaus zutreffend ist, und stimme daher meinerseits für die vom Staatsanwalt beantragte Strafe."

„Bitte, Herr Kollege Harringa," sagte Sydow. Denn nach dem Berichterstatter kamen die andern Richter zum Wort, der jüngste zuerst, der Vorsitzende zuletzt.

„Meine Herren," sprach Harringa, „es ist schon spät, und wenn es nicht nötig ist, will ich Sie nicht lange aufhalten. Ich will darum zunächst nur ganz kurz erklären: Ebenso entschieden, wie Herr Kollege Pilling für die Verurteilung eintritt, will ich die Freisprechung." Von der Deckens Gesicht wurde sehr aufmerksam. Um Pillings Mund lief ein ironischer Zug. Eckmann blickte erstaunt auf, und in Sydows Augen zeigten sich Spuren einer neu beginnenden Erregung.

„Mein Standpunkt," fuhr Harringa fort, „gründet sich hauptsächlich auf meinen Eindruck von der Persönlichkeit des Angeklagten. Ich hoffe — zumal er ja auch völlig unbescholten ist —, daß sich unter den andern Herren wenigstens noch einer findet, der meine Anschauung teilt. Dann können wir Zeit sparen, andernfalls behalte ich mir ausdrücklich vor, vor der endgültigen Abstimmung noch einmal das Wort zu nehmen."

„Ja, meine Herren," sagte nun von der Decken, „ich kann nicht leugnen, daß ich außerordentlich gern mit Herrn Kollegen Harringa stimmen würde. Ich habe ein Gefühl, als ob wir mit einer Verurteilung etwas Verkehrtes tun würden. Aber andrerseits spricht alles Verstandesmäßige so sehr gegen den Angeklagten, daß ich mich einstweilen auch zur Verurteilung entschließen muß. Aber ich tue es sehr ungern."

„Das verstehe ich nicht," bemerkte Eckmann, „die Sache ist sonnenklar. Nur der Antrag des Staatsanwalts scheint mir bei dem Vertrauensbruch, der vorliegt, lächerlich milde."

„Das ist ganz meine Meinung," sagte Sydow. „Ich begreife nicht, wie bei dieser Sachlage Herr Kollege Harringa zu einer Freisprechung kommen will. Und ich kann auch nicht nachfühlen,

wie Herr Kollege von der Decken irgend welche Zweifel daran hat, daß wir verurteilen müssen. Jedenfalls stimme ich aber darin mit Herrn von der Decken überein, daß solche dunkeln Gefühle, wie er sie in diesem Falle hat, bei so klarer Beweislage schweigen müssen. Wo kämen wir sonst hin?

Also, Herr Kollege Harringa, Sie wünschten ja noch einmal das Wort. Oder wollen Sie angesichts der übereinstimmenden Meinung des übrigen Kollegiums darauf verzichten?"

„Nein, das kann ich leider nicht," entgegnete Harringa, „so sehr ich auch bedauere, die Herren noch aufhalten zu müssen."

Während des Votierens der anderen vier Herren hatte Helmut völlig klar erkannt, wie es stand: Es waren ja vier Stimmen nötig, um eine Verurteilung herbeizuführen. Harringas feste Überzeugung von der Unschuld des Angeklagten gelangte also schon dann zum Siege, wenn er nur einen einzigen der vier Herren zu sich herüberzog. Diese Aussicht *schien* aber günstiger, als sie *war*. Denn Harringa wußte genau, daß dieser eine überhaupt nur von der Decken sein könne: An Sydow, Eckmann und Pilling konnte angesichts der Aussage Kretzschmars der Gedanke gar nicht herankommen, daß der Angeklagte auch nur möglicherweise unschuldig sein könne. Dazu war Sydow zu krank, Eckmann zu sehr auf das gewohnte Amtsgeleise eingefahren und Pilling allzusehr Sklave seines rechnenden Verstandes. Nur von der Decken war allenfalls zu überzeugen. Er war der Einzige, der fähig war, am richtigen Platz auch das Gefühl mitreden zu lassen. Er war gesund. Und er war jung genug und daher auch noch frei genug von der Knechtschaft der Routine, um den ganzen furchtbaren Eingriff in das Leben eines Menschen, den eine Verurteilung bedeutet, fühlen zu können. Harringa dachte also nur an von der Decken.

„Meine Herren," fuhr er fort, „Herr Direktor Sydow meint, Gefühle dürften für uns gar nicht mitsprechen. Ich kann das nicht für ganz richtig halten."

„Natürlich nicht," murmelte Pilling in sich hinein.

„Es wird vielmehr auf die Art des Gefühls ankommen. Und es gibt Gefühle, die warnen. Die sollen wir Richter nicht totschlagen, sondern wir sollen prüfen — *müssen* kraft unserer Richterpflicht prüfen —, ob sie nicht am Ende begründet sind.

Und so liegt das eben hier. Das Gefühl, das mich warnt, und das glücklicherweise auch Herrn Kollegen von der Decken zu warnen scheint, hält eine Prüfung durch den Verstand vortrefflich aus.

Es ist durchaus nichts Vages. Es entspringt aus etwas sehr Greifbarem. Nämlich daraus, daß ich mit meinen gesunden Augen sehen kann, daß dieser Wingersen ein ehrlicher Mensch ist. Ja, Herr Kollege Pilling, schütteln Sie nur den Kopf. Dies ist eine Sache, wo wir mit Begriffsjurisprudenz nicht weiter kommen. Wir haben keinen Überfluß mehr an diesem Nordlandsblut, und ob wir solch einen Menschen durch eine Verurteilung wegen Diebstahls vernichten oder nicht, das ist wirklich nicht so ganz gleichgültig für unser Volk. Aber lassen wir das. Fragen wir uns ganz einfach, ob diesem Angeklagten, so wie er vor uns steht, die Tat überhaupt zuzutrauen ist. Und da sage ich eben nein. Denken sich die Herren einmal in den Fall hinein, einer von uns würde unter verhältnismäßig ähnlichen Umständen — es ist ja immerhin denkbar — von einem Zeugen in ähnlicher Weise beschuldigt, wie jetzt Wingersen von diesem Kretzschmar. Es soll sich auch dabei meinetwegen um eine zwanzigmal so hohe Summe handeln. Was würde jedes Richterkollegium hier in Hamburg in solchem Falle sagen? „Den Mann kennen wir genau, der tut so etwas nicht, das ist einfach ausgeschlossen. Der Zeuge muß sich irren." Und das Richterkollegium würde recht haben.

Nun, den Wingersen, den kenne ich auch. Nicht ihn persönlich, aber sein Volkstum. Sehen sich die Herren den Mann doch einmal eine Viertelminute ganz ruhig und vorurteilslos an. Das ist ein Inselfriese. Auf Sylt, Föhr und Amrum stiehlt man nicht so leicht. Das weiß ich, denn ich bin jedes Jahr wochenlang dort. Und wenn die andern Herren das nicht wissen, dann wissen Sie eben etwas rein Tatsächliches nicht, was man in diesem Fall wissen muß, um ihn richtig zu entscheiden. Wir haben doch keinen abstrakten Begriff eines Angeklagten vor uns, sondern einen Menschen von Fleisch und Blut. Kurz, ehe ich mich überzeugen lasse, daß ein Mann aus diesem Blut und aus dieser Heimat gestohlen hat, ..."

Sydow war schon eine Minute lang auf seinem Sitze nervös hin- und hergerückt. Jetzt versagten seine überarbeiteten Nerven gänzlich.

„Herr Kollege," klang es gereizt aus seinem Munde, „ich glaube doch berechtigt zu sein, Sie zu bitten, nicht zu sehr auf Allgemeinheiten einzugehen. Wir müssen wirklich zu Ende kommen."

„Herr Direktor," sagte Harringa kühl, „es wäre mir lieber, Sie unterbrächen mich nicht. Denn offen gesagt, das hält uns nur noch mehr auf. Daß ich von der schlechten Luft ebenso genug habe, wie irgend einer der andern Herren, werden Sie mir ohne weiteres

glauben. Aber was Sie Allgemeinheiten nennen, gehört hier sehr wesentlich zur Sache, wenigstens meiner Überzeugung nach. Und nur nach der kann ich mich richten. Im übrigen bin ich damit gerade fertig, und was ich weiter sagen wollte ist nur noch dies:

Ich würde also den Angeklagten selbst dann nicht verurteilen, wenn noch sehr viel mehr gegen ihn vorläge, als das, was die Beweisaufnahme erbracht hat. Aber was h a t denn die eigentlich erbracht? Wie steht es denn mit der ganzen Belastung, die Ihnen so schwer wiegt? Das fällt ja alles um, sobald Sie nur einen Augenblick mit der Möglichkeit rechnen, daß sich Kretzschmar in seiner Aussage doch irrt."

Der alte Eckmann wurde merkwürdig lebhaft. „Aber Herr Kollege, das verstehe ich wirklich nicht. Darüber, ob er einen Hundertmarkschein in die Schublade gelegt hat, kann sich doch kein Mensch irren. Entweder Kretzschmar hat hier bewußt einen Meineid geleistet — und das wollen Sie doch wohl nicht annehmen —, oder seine Aussage liefert einen so vollgültigen Beweis gegen den Angeklagten, wie er überhaupt nur denkbar ist."

„Lieber Herr Doktor Eckmann," erwiderte Harringa sehr freundlich, „erschrecken Sie nicht zu sehr. Wenn die Sache wirklich so läge, daß entweder Wingersen den Hundertmarkschein gestohlen oder Kretzschmar einen Meineid geleistet haben müßte, dann wäre mir — die beiden Persönlichkeiten gegeneinander abgewogen — der Meineid immer noch wahrscheinlicher als der Diebstahl. Aber davon ist ja gar keine Rede. Bedenken Sie doch, was vorhergegangen war, als Kretzschmar in den Laden kam. Dieser Geschäftsabschluß in der Wirtschaft von Breitrück ist doch offenbar von einer ganz soliden Kneiperei begleitet gewesen. Sie haben doch sicher ebensogut wie ich bemerkt, daß aus den drei Echten des Herrn Kretzschmar in der Aussage von Breitrück schon fünf geworden waren. Nun, und soviel Menschenkenntnis haben wir doch wohl alle, um zu wissen, daß der Gastwirt Breitrück uns die Zahl nicht zu hoch angibt. Aber lassen Sie es meinethalben bei fünf Münchenern. Sind Sie so ganz sicher, daß die den kleinen Kretzschmar nicht dahin gebracht haben können, daß er nachher nicht mehr so ganz genau gewußt hat, was er tat?"

„Nun, Herr Kollege," sagte Sydow grämlich, „Sie haben ja eine merkwürdig geringe Hochachtung vor beschworenen Zeugenaussagen."

„Außerdem," fiel Pilling ein, „vergißt Herr Kollege Harringa Breitrücks bestimmte Bekundung, wonach Kretzschmar, als er die Gastwirtschaft verließ, weder betrunken noch auch nur aufgeregt war."

Helmut ward es schwer, den gegen seine Gewohnheit in ihm aufsteigenden Ärger zu unterdrücken. Er hatte das unangenehme Gefühl, daß er gegen eine Wand von Gummi stieß. „Soll uns etwa Breitrück hier erklären, es habe jemand in seinem Lokal und in seinem Beisein zuviel getrunken? Hat einer der Herren jemals einen Gastwirt gesehen, der das zugibt? Alles in allem: Ich bin von der Unschuld des Angeklagten so fest überzeugt, wie ich hier sitze. Ich kann nicht verlangen, daß die Herren diese meine Überzeugung teilen. Aber das ist ja auch nicht nötig. Was ich aber bestimmt erwarte, das ist, daß jeder der Herren sich nochmals ganz genau fragt, ob er mit gutem Gewissen feststellen kann, daß der Angeklagte schuldig ist."

„Ja, meine Herren," sprach Pilling, „wenn ich als Berichterstatter noch einmal kurz das Wort nehmen darf — Sie haben wohl schon gemerkt, wie ich zu diesen Ausführungen des Herrn Kollegen Harringa stehe. Ich kann da einfach nicht mit. Wir haben eine glatte, beschworene Zeugenaussage, gegen die meiner Ansicht nach auch nicht das geringste vorliegt. Das können wir doch nie wissen, ob ein Zeuge vor dem Vorgange, den er bekundet, mehr oder weniger getrunken hat. Über solche Erwägungen setze ich mich grundsätzlich hinweg. Sonst könnten wir überhaupt einfach niemanden mehr verurteilen. Ich glaube auch nicht, daß irgend einer der andern Herren die Bedenken des Herrn Kollegen Harringa teilt."

In von der Deckens Gesicht arbeitete eine qualvolle Spannung. Das war in solchen Fällen immer so. Seine unendliche Gewissenhaftigkeit ließ ihm oft nach gefälltem Urteilsspruch wochenlang keine Ruhe. „Ich weiß nicht, Herr Kollege Pilling," sagte er mit seiner etwas stockenden Stimme, „ob Sie da nicht zu weit gehen. Ich für meine Person muß sagen, daß Herrn Doktor Harringas Ausführungen mich doch sehr interessiert haben. Ob ich in allen seinen Betrachtungen mit ihm gehen kann, das zu entscheiden, dazu müßte ich sehr viel Zeit haben. Und es tut mir darum besonders leid, daß es schon so spät ist, denn ich wäre gern in allen Punkten zu einer Entscheidung gekommen. Aber das scheint mir schließlich nicht erforderlich. Ich kann vor allen Dingen nicht leugnen, daß mir durch das, was Herr Kollege Harringa ausgeführt hat, der Wert der Zeugenaussage des Kretzschmar erschüttert scheint. Über die Vorgänge in der Breitrückschen Wirtschaft kann man doch nicht nur so einfach hinweggehen, wie Herr Kollege Pilling es will. Und dann möchte ich etwas hinzufügen, was Herr Kollege Harringa sogar noch vergessen hat.

Es ist doch eine alte Erfahrung, daß man sich gerade über das Weglegen von Geld so besonders leicht irrt: Ich erinnere mich, wie ich vor zwei Wochen einen ganzen Tag lang einen Tischler, der in meiner Wohnung arbeitete, in Verdacht gehabt habe, er habe ein Zwanzigmarkstück von meinem Schreibtisch weggenommen. Und nachher hatte ich das Geldstück gar nicht auf den Schreibtisch gelegt, sondern in eine Kassette geschlossen. Und zu dieser allgemeinen Erfahrung dann noch die Wirkung der fünf Echten auf Kretzschmar dazu. Nein, meine Herren, die Zweifel sind mir zu stark, ich muß den Angeklagten als nicht überführt freisprechen."

Harringa spürte, wie es warm durch seinen Körper lief. Sydow ward mit großer Anstrengung Herr seiner Nerven. „Herr Kollege von der Decken," sagte er mit leicht vibrierender Stimme, „ich bitte Sie doch dringend, sich noch einmal zu überlegen, ob Sie dabei bleiben wollen. Ich möchte an Ihr Verantwortlichkeitsgefühl appellieren. Wohin sollen wir kommen, wenn wir uns damit gehen lassen wollen, jedem Zweifel nachzujagen, der in uns aufsteigt? Irgend welche Zweifel zu erregen wird ein einigermaßen geschickter Angeklagter immer verstehen. Darüber muß man sich hinwegsetzen können und dem folgen, was der gesunde Menschenverstand als das Wahrscheinliche zeigt. Unsere Stellung als Strafrichter verlangt von uns, daß wir auch den nötigen Mut zur Verurteilung haben. Sonst erfüllen wir wirklich nicht die Aufgabe, die uns gestellt ist. Also nochmals, Herr Kollege von der Decken, ich appelliere an Ihr Verantwortlichkeitsgefühl."

Das qualvolle Arbeiten in von der Deckens Zügen begann aufs neue. Helmut wußte, daß jetzt der Augenblick kam, wo es galt. Und mit einem Male fiel die ganze Ermattung der fast neunstündigen Sitzung von ihm ab. Er fühlte mit Wonne die Jugendkraft, wie sie durch seine Nerven strömte, in einem Körper, den keine Ausschweifungen geschwächt hatten, der durch Leibesübungen und fortgesetzte Dienstleistungen im Heere in jeder Muskel geübt war. Es war ein ähnliches Lustgefühl, wie es ihn oft im Manöver ergriffen hatte, wenn das Kommando erschollen war „Zum Sturm, Gewehr rechts!" Sydow, Pilling und Eckmann waren für ihn versunken. Er sah nur noch von der Decken vor sich, wie der stürmende Soldat die Einbruchsstelle in der feindlichen Front.

Er hatte sich erhoben.

„Jawohl, Herr von der Decken," klang es so tönend durch den Raum, daß Eckmann erschreckt zusammenfuhr, „Ihr Verantwortlichkeitsgefühl ist es, worauf jetzt alles ankommt. Denn an

Ihrer Stimme allein hängt ja die Entscheidung. Dieses Verantwortlichkeitsgefühl, sagt Herr Direktor Sydow, soll Sie dazu bringen, sich über Zweifel hinwegzusetzen, von denen Sie selbst erklärt haben, daß Sie sie hegen. Aber das ist ja völlig unhaltbar. Nein, Herr Kollege, wenn für einen Richter die Worte Zweifel und Verantwortlichkeitsgefühl zusammen genannt werden, dann kann das immer nur heißen, daß es unverantwortlich ist, zu verurteilen, wo auch nur der geringste Zweifel besteht. Und hier sind schwere Zweifel, das wissen Sie und ich.

Aber der gesunde Menschenverstand, der die Zweifel beseitigen soll? Ja, wo steckt denn der! Mein gesunder Menschenverstand sagt mir: Dieser Angeklagte kann diese Tat nicht getan haben. Ach so, da meinen wohl die andern Herren, das sei Gefühl und nicht Verstand, was da spreche. Nun, der „gesunde Menschenverstand" ohne Unterstützung durch das Gefühl hat gerade genug Unheil in der Welt angerichtet.

Herr Kollege von der Decken, sehen Sie doch mit Ihren eigenen Augen! Sagen Sie meinetwegen, daß ich zu weit gehe, wenn ich diesen Angeklagten für unbedingt unschuldig halte. Bleiben Sie bei Ihren Zweifeln, aber bedenken Sie, wie unsäglich gleichgültig es letzten Endes wäre, wenn hier ein Freispruch einen Schuldigen träfe:

Ach Gott, wie gering ist die Zahl der Straftaten, die wir überhaupt treffen können! Wie viele kommen denn überhaupt bis vor unsern Richterstuhl? Was bedeutet da ein Fall mehr oder weniger, der durch die Maschen des Gesetzes schlüpft?

Aber ich bitte Sie, wägen Sie das Unheil richtig, das die Verurteilung auch nur eines einzigen Unschuldigen mit sich bringt. Das Unheil für den Staat, meine ich jetzt. Denn wenn ein unschuldig Verurteilter nur einen Tropfen Mannesblut in sich hat, dann muß er den Staat, der ihm das angetan hat, wie ein Rasender hassen. Ich, ich täte es, und ich würde dem Haß Taten leihen, dessen seien Sie sicher. Ich frage Sie, wollen Sie es verantworten, eine Verurteilung auszusprechen, wenn auch nur die schwache Möglichkeit solcher Folgen vorliegt. Und sie liegt vor, das wissen Sie selbst."

Die Worte waren verhallt, von der Deckens Züge trugen jetzt die Schönheit des Entschlusses. „Sie haben recht," sagte er einfach. — Wingersens Schicksal war entschieden.

Sydow hatte einmal vergeblich versucht, Helmut zu unterbrechen. Der hatte ihn gar nicht beachtet. Jetzt konnte der Direktor seinen kochenden Zorn nicht mehr bemeistern. Sein ganzes Wesen ließ es nicht zu, unter diesen Umständen in dem Angeklagten etwas

andres, als einen zweifellos Schuldigen zu sehen. Er fühlte eine ehrliche Empörung darüber, daß ein Urteil ergehen sollte, das er für einen Fehlspruch hielt. Das war ihm bewußt. Aber darunter tobte noch etwas andres in ihm, was er selbst nicht hätte mit Namen nennen können: Es war ein ganzes finsteres System, das in ihm Fleisch und Bein geworden war; das in ihm, in seinem kranken Körper, in dem durch diesen Körper verbitterten Geist, einen düsteren Vertreter gefunden hatte. In ihm hatte es geradezu einen Vorposten nach Hamburg vorgeschoben. Das System war unterlegen im Kampfe mit Harringas sonniger nordischer Jugendkraft. Es war der Winter, der dem siegenden Frühling zürnte. „Meine Herren," rollte es dumpf aus seinem Munde, „ich kann mich nicht in den Gedanken finden, daß eine Kammer, der ich vorzusitzen die Ehre habe, einen offenbaren Fehlspruch tun will. Bei solchen Zeugenaussagen ein Freispruch! Damit erklären wir uns einfach bankerott. Das darf nicht so weiter gehen. Und es wird nicht so weiter gehen. Dafür werde ich zu sorgen wissen."

Es war ein letzter ohnmächtiger Versuch. Ja, wäre man nicht in Hamburg gewesen: In Preußen wären Männer von der Jugend Harringas und von der Deckens wohl kaum fest angestellte Richter gewesen. Sie hätten als Assessoren die Geschäfte von Hilfsrichtern wahrgenommen. Und dann an einer Strafkammer mit einem Vorsitzenden wie Sydow! Mit dem sicheren Bewußtsein, daß der bei der nächsten Gelegenheit — im besten Glauben, aber mit um so gefährlicherer Wirkung — sie dem Landgerichtspräsidenten und andern Machthabern als unreife Querköpfe, als unleidliche Freisprecher darstellen würde. Wer weiß, was dann die Furcht bewirkt hätte, niemals die feste Anstellung zu erreichen, oder doch zwei, drei Jahre in der Laufbahn zu verlieren. Wenigstens bei einem Manne, der, wie von der Decken, nicht ganz Harringas eisernes Selbstbewußtsein hatte.

Aber man war in Hamburg, man war unter Männern, die ausnahmslos festangestellte, unabhängige Richter waren, unter Männern, die alle vom freien Hauch der See frei gemacht waren.

So brachten Sydows Worte nur einen Zug stolzer Befremdung in alle vier Gesichter. Seine gespannten Nerven empfanden, wie auch Pilling und Eckmann in diesem Augenblick innerlich von ihm abrückten.

Er sank müde in sich zusammen. Im Beratungszimmer wurde kein Wort mehr gesprochen. Das Richterkollegium betrat wieder den Sitzungssaal.

Es war gerade eine halbe Stunde, seit die Verhandlung geschlossen worden war. Durch die geöffneten Fenster, die Hahnken und Willroth jetzt schnell wieder schlossen, war eine kühle Abendluft in den Saal gedrungen. Es dämmerte stark, und die Lampen brannten.

Beim Eintritt der Richter hatte sich der Angeklagte instinktmäßig erhoben. Die Zeit der Beratung war ihm vergangen wie in einem Dämmerzustande; die furchtbare Aufregung der Verhandlung hatte den jungen Körper zu sehr ermüdet. Aber eben jene Ruhe hatte den Kräfteverlust wieder ausgeglichen.

Und jetzt mit einem Male spannte sich in Wingersen wieder jeder Nerv. Jetzt sollte also die Entscheidung kommen. Aber sie kam noch nicht. Wohl hatte der Gerichtsschreiber Petersen gleich nach den Richtern den Saal wieder betreten. Aber noch fehlte der Staatsanwalt. Er hatte während der Beratungspause in seinem Amtszimmer, das ein Stockwerk höher gelegen war, gearbeitet. Er mußte jetzt erst geholt werden. Ehe er erschien, vergingen fünf Minuten. Und während dieser Zeit nahm niemand dem Angeklagten die gräßliche Qual des Wartens ab.

Nun stürmte wieder alles auf ihn ein, was während des erstarrten Halbschlummers vorhin geruht hatte. Wäre es heller Tag gewesen, er hätte vielleicht in Harringas leuchtenden Augen, in von der Deckens freundlichen Zügen Hoffnung lesen können. Jetzt sah er nur Sydows Gesicht, das gerade durch die davorstehende Gaslampe grell beleuchtet war. Und das sah furchterregend genug aus.

In Wingersen klang es: Sie haben mich verurteilt, mich, der ich so unschuldig bin, wie einer von ihnen. Und dann war es ihm einen Augenblick, als müsse er nun aus diesem Saal heraus geradeswegs an die Alster gehen, und dann immer an ihr entlang bis dorthin, wo an der Rabenstraße der mächtige Steg weit in das Wasser vorspringt. Und dort müsse er dann still hinunter gleiten, damit nur ja seine Eltern ihren entehrten Sohn nicht wieder zu Gesicht bekämen. Aber das dauerte nur zwei Sekunden lang. Dann hatte er es abgeschüttelt. Die Kraft sprang in ihm empor, die Kraft, die aus der Jugend quoll und aus der Rasse. Dieser Tag hatte Boy Wingersen zehn Jahre älter gemacht. Und was er nun plötzlich fühlte, das war die wilde Wut, die seine Vorfahren siebenhundert Jahre früher zum Schrecken der Meere gemacht hatte. Es wurde rot vor seinen Augen. Es war nichts Bestimmtes, was er dachte. Aber in ihm war ein Trieb, zu zerstören und zu töten.

Er wußte nur noch: Dort auf der Richterbank saßen seine Feinde, die ihn schädigen, ihn vernichten wollten. Und er mußte ihnen ein Gleiches tun, ihnen und allen andern, die mit ihnen im Bunde waren.

Wie doch das Gesicht Sydows unter der Lampe so fahl leuchtete. Welche Wonne, wenn daran aus einer tiefen Beilwunde in der linken Schläfe das Blut herunterströmen würde. Wingersens Faust ballte sich krampfhaft um den Knauf an der Ecke der Anklagebank.

Er hatte gar nicht bemerkt, wie der Staatsanwalt den Saal betreten hatte. Erschreckt sah er zu Sydow auf, als dieser nun in geschäftsmäßigem Tone von einem kleinen Zettel die Worte verlas:

„Das Gericht hat für Recht erkannt: Der Angeklagte wird von der wider ihn erhobenen Anklage freigesprochen. Die Kosten des Verfahrens fallen der Staatskasse zur Last."

In diesem Augenblick ist in Boy Wingersens Seele etwas Großes geschehen. Es ist noch nicht zu spät gewesen. Die starke Kraft in ihm hat noch wieder den Weg zurückfinden können auf die gesunde Bahn. Diese wenigen, kühl und widerwillig verlesenen, Worte haben eine junge Seele zurückgerissen vom Rande eines Abgrundes, des Abgrundes, in den die Sydows und ihresgleichen so manchen hineingestoßen haben. Wenn jemand nach diesem Tage ihm davon sprach, daß in Deutschland alles schlecht bestellt sei, und daß es für die Armen kein Recht und keine Gerechtigkeit gebe, dann hat er gelacht. Und wenn ihm jemand gesagt hat, daß es keinen Gott gebe, und daß nur Kinder und alte Frauen noch an den glaubten, dann hat er noch viel mehr gelacht.

Boy Wingersen hörte nicht mehr, wie Sydow mit völlig erschöpfter Stimme so kurz wie möglich das Urteil begründete. Er wußte kaum mehr etwas davon, daß er hier in Hamburg in dem großen Saal des roten Gebäudes vor dem Holstentor stand. Er sah den kleinen Hafen von Wyk und die Kirche von Nieblum, wie sie über die Heide ragt, und die dicken Rinder in der fetten, grünen Marsch. Und über dem allen lag Sonne, so merkwürdig viel Sonne. Und dann sah er mit einem Male das Gesicht seiner Mutter und dann auch seinen Vater. Und beide lachten so vergnügt.

Seine Hände hielten noch immer den Knauf an der Anklagebank. Und er hörte gar nicht, wie Sydow sagte: „Wingersen, Sie können nun gehen."

Da fuhr ihn Sydow mit gereizter Stimme an: „Wingersen, Sie sollen nach Hause gehen. Sie haben hier nichts mehr zu suchen.

Die Sitzung ist geschlossen." Da ging er stumm fort und warf keinen Blick mehr auf die Richterbank.

„Haben Sie schon einmal so etwas gesehen?" sagte Sydow im Verlassen des Saales grimmig zu Pilling. „Der ist vor lauter Erstaunen über unser unglaubliches Urteil ganz erstarrt. Wenn ich denke, wie der heute abend über uns lachen wird, schäme ich mich in Grund und Boden."

Helmut Harringa hatte mit den andern Richtern das Beratungszimmer wieder betreten. Er verweilte dort nur noch wenige Minuten. Gerade soviel Zeit, wie er brauchte, um die weiße Halsbinde, die er während der Sitzung getragen hatte, wieder mit einer bunten zu vertauschen. Die ständigen Mitglieder der Kammer konnten noch nicht fort; auch jetzt, um dreiviertel sieben Uhr abends, war es noch nötig, einige eilige Beratungssachen zu erledigen.

Sydow war gleich nach der Sitzung völlig erschöpft in sein Zimmer gegangen. Harringa sah ihn an diesem Abend nicht mehr. Von den anderen Richtern verabschiedete er sich durch einen Händedruck. Bei von der Decken fiel der besonders warm aus.

Wenige Minuten darauf war er mitten im Gewühl der Menschen und Wagen des Valentinskamp. Ein wonniges Gefühl des Sieges für eine gute Sache durchströmte ihn.

Und als er dann — es war halb acht Uhr geworden — dem Hause seiner Eltern zuschritt, deren Heim er, ein unverheirateter Mann, nach hamburgischer Sitte teilte, da pfiffen seine Lippen vergnügt sein Lieblingsstück, den Finnischen Reitermarsch. Und als er in den großen Garten mit den mächtigen Bäumen einbog, dort, wo sich die breite Einsamkeit der Sophienterrasse zum baumüberdunkelten Abstieg nach der Alster verengt, da ward das Pfeifen zum jugendfröhlichen Gesang.

In dem kraftvollen schwedischen Text jauchzte die ganze Lust des Siegers. Mit Staunen hörte ein dienstmüder Schutzmann, der einsam die Runde machte, die Sprache, die so verwandt und doch fremdartig klang. Aber auch ihm war, als ströme Eisen in sein Blut. Und sein schwerer Schritt ward leicht, als nun wie ein heller Jubelruf die Schlußworte in das Dunkel klangen:

„Och frihet går ut från den ljungande pol."

* * *

An demselben Abend ging Herr Kretzschmar wieder in den Bürgerverein. Er zog dafür immer denselben Rock an. Als er ihn aus

dem Kleiderschranke nahm, knitterte es merkwürdig in der linken Innentasche. Er griff zu und zog den Hundertmarkschein heraus, wegen dessen Wingersen seit dem dritten Februar bis heute unter Anklage gestanden hatte. Die fünf Münchener waren eben für Herrn Kretzschmar doch zu stark gewesen.

Kretzschmar war ein anständiger Mensch, und er erschrak heftig. Aber er hat doch dafür gesorgt, daß niemand je etwas von diesem Fund erfahren hat. Denn er hatte doch einmal geschworen, daß er den Hundertmarkschein in die Schublade gelegt habe.

„Die Sonne sah ich, sie war so schön,
Als säh' ich Gott den Schöpfer selbst."
Sôlarliôth.

Zweites Kapitel.

Vor dem kleinen Walde, der „Der Borsteler Jäger" heißt, steht die alte Mine Jahns. Sie blinzelt behaglich in die Frühlingssonne hinein, die noch nicht allzuhoch über den flachen Geländewellen gegenüber im Osten steht. Es lebt sich doch eigentlich recht behaglich in den Siebzigen. Sie und ihr Christian sitzen nicht schlecht auf dem Altenteil bei ihrem Sohn in Groß-Borstel. Sie ist schon im Festtagskleid. Heute, am Ostersonntag, will sie mit Mann, Sohn und Schwiegertochter in die Kirche in Eppendorf gehen. Das ist nun noch zwei Stunden hin. Aber sie ist fertig gewesen, und die Sonne hat so warm hinaus gelockt. Da ist sie so ganz langsam den Weg zum Borsteler Jäger hinaufgegangen, und nun steht sie davor und geht auf die Sonne zu bis dicht an den Rand der großen Sandgrube.

Die hat sie schon oft gesehen. Aber selten so wie in diesem Jahre. Denn es ist ein eigenes Jahr. Heute am zwölften April ist alles so weit, wie sonst manchmal noch nicht zu Pfingsten. Wie grün das Gras ist, das dort unten in Streifen auf dem Sandgrund wächst. Und wie saftig leuchten die Kronen der Birken, die drinnen stehen.

Ja, und nun freut sie sich wieder einmal über die Eiche, die da gerade zu ihren Füßen an der Wand der Grube klebt. Wie die sich doch nun schon all die Jahre lang mit ihren dicken holzigen Wurzeln an dem Sandknubben hält, gerade da, wo der kleine tiefe Hohlweg aus der Grube zu Mine Jahns herauffühٍrt.

Mine Jahns blickt immer auf die Eiche und auf die große Birke auf der andern Seite vom Hohlweg, und es geht ihr soviel durch den weißen Kopf, was sie und die beiden alten Bäume schon alles zusammen gesehen haben. Daß heute gerade Ostersonntag neunzehnhundertunddrei ist, hat sie so ziemlich vergessen.

Mit einem Male wird sie geweckt. Auf dem kleinen Hohlweg knirscht der Sand, und es ist da ein kleines dumpfes Aufschlagen rasch mehrmals hintereinander. Und dann schnaubt es ganz dicht vor Mine Jahns' Ohr.

Sie sieht ganz verdutzt einen braunen Pferdekopf neben sich und oben drüber Helmut Harringas blondes Gesicht, aus dem die ganze Frühlingsfreude lacht. Er kommt von der Langenhorner Chaussee her und ist durch die Wiesen an dem kleinen Wäldchen vorbei in die Sandgrube geritten. Dann ist er den kleinen steilen Hohlweg hinaufgaloppiert. Nun ist er oben und pariert seinen irischen Wallach zum Schritt. Mine Jahns hört gerade noch seinen freundlichen Anruf: „Guten Morgen, Mutter. Sie haben sich doch nicht erschreckt?“ Dann sind Pferd und Reiter an ihr vorbei. Sie ist den ganzen Tag so besonders vergnügt gewesen. Er hat sie so an ihren Enkel erinnert, der als Feldwebel bei den Sechsundachtzigern in Flensburg steht.

Helmut Harringa reitet im Schritt über die Straße hinüber, die Mine Jahns gekommen ist, und so gerade in den Weg hinein, der sich südwestlich am Vorsteler Jäger entlang zieht. Der Weg ist von den Kronen der Buchen und hochstämmigen Birken ganz überdeckt, in diesem frühen Jahre ist es schon ein Blätterdach. Und rechts und links heben sich einzelne Fichten und Eichen so scharf ab. Es ist seltsam dunkel und schattig hier, wenn man von draußen aus der Sonne kommt. Helmut Harringa kann nicht zählen, wie oft er schon hier gewesen ist. Aber jedesmal, wenn er in diesen Weg einbiegt, hat er dasselbe Gefühl: als sei da ein Tor zu etwas Seltenem und Geheimnisvollem, das dahinter liegt. Und in dieser eigenen scheuen Empfindung reitet er ihn auch diesmal in langsamem Schritt zu Ende. Nun geht es scharf rechts um die Ecke. Alles wird wieder hell. Das blauglänzende Schild eines Wegweisers kündet mit weißen Buchstaben an, daß dieser Weg der Licenciatenweg heißt. Helmut nimmt die Zügel kürzer und läßt seinen Ortwin in Trab fallen. Es ist beinahe fünf Monate her, daß er zuletzt hier gewesen ist. Der ganze graue Winter Hamburgs mit Schmutz und Nässe liegt dazwischen. Nun ist ihm so zumute, als sehe er rings alte Freunde wieder. Wirklich, die hellbraunen Telegraphenpfähle auf dem Fußweg links haben noch ganz dieselben Risse wie im November. Und der Wall mit dem vierfachen Stacheldraht darauf, der rechts die Straße vom Vorsteler Jäger abgrenzt, hat sich auch nicht verändert. Wie grün doch schon zwischen den hohen Stämmen des „Jägers“ das niedere Buchengebüsch und die Vogel-

beerbäume schimmern. In all den Zweigen und Blättern dort steigt der Saft des Frühlings. Ein Erwartendes liegt darin, ein Prophezeien von dem, was kommen soll.

Durch die Bäume drinnen im Walde, auf dem Wege dicht am Saum, gehen ein Mann und ein Mädchen. Ihr dunkelblonder Kopf liegt auf seiner rechten Schulter. Sie gehen wie aufgelöst in den Frühling um sie her. Sie sehen den Reiter nicht, der nur zwanzig Schritt entfernt an ihnen vorüber trabt. Er wendet den Blick vom Walde ab, als könne der da ein Heiliges verletzen. — Und wie er nun geradeaus sieht, da schaut er in den blaßblauen Frühlingshimmel hinein, der sich über den Wald und über die Straße spannt. Und in die schneeweißen Wolken, die der Wind darüber hinwegtreibt.

Auch in ihm ist die Erwartung des Frühlings. Oft treibt es ihn so hinaus, allein, ohne Menschengemeinschaft. Er muß reden mit der Natur. Wie im Sommer in der kurzen Ferienzeit mit der Nordsee oder mit dem Hochgebirge, so jetzt mit Erde und Baum und Strauch seiner Heimat. Er weiß, sie wollen ihn fragen: „Kannst du uns klar in die Augen sehen? Kommst du zurück als der, der du warst?“ Ihn aber treibt es zu antworten. Denn er darf.

Scharf biegt der Weg zur linken Hand ein, er ist tiefer Sand geworden. Aber mitten drin liegt eine kleine grüne Insel mit zwei jungen Bäumen. Rechts und links hemmt den Blick hoher Busch. Plötzlich ist er auf beiden Seiten zu Ende. Eine weite Ebene liegt da, der große Übungsplatz der Truppen, die in Hamburg stehen.

Und dort, gleich am Wege, steht ja noch, wie seit Jahren, die Holzwand, die wie eine Steinmauer bemalt ist, und an der die willigsten Pferde so merkwürdig gern ausbrechen. — Sind wirklich schon zwei Jahre vergangen, seit Helmuts Bruder, der Student, hier stürzte? Noch meint Helmut den wilden Schreck zu fühlen, der ihn damals durchzuckt hat, als die Rappstute den Reiter unter sich begrub, seinen Friedrich, für den er jeden Blutstropfen hergäbe. Und noch klingt ihm das lustige Lachen im Ohr, mit dem der Bruder gleich darauf, heil und gesund, wieder aufsprang. — Ortwin nimmt die Wand diesmal, ohne sich umzusehen; Helmut Harringa klopft lobend den starken Hals des Pferdes und reitet im Trab weiter.

Noch vierhundert Schritt zieht sich der Weg zwischen Wiesen dahin: Dann steht Helmut an der Pforte dessen, was sein und weniger andrer Geheimnis ist in dieser Natur.

Rechts geht ein kleiner unscheinbarer Pfad ab, auf beiden Seiten

Knicks. Er ist erst braun und noch gut zu erkennen, dann wird er immer mehr zu einer schmalen Spur im Grase. Jetzt ist er ganz gesperrt. Die Winterstürme haben einen jungen kahlen Baum umgeworfen, der nun knapp drei Fuß über dem Erdboden liegt. Aber die Holzwand war schwieriger als dieser Sprung. Dann noch eine Minute, und nun sieht Helmut Harringa durch die letzten Büsche des Knicks sein Wahrzeichen schimmern: Ein langes braunes Rechteck, einen heideverwachsenen Torfstich. Er ist zur Stelle.

Es ist, als hätte die Welt sich verwandelt. Wie aus einer grünen Mauer sind Pferd und Reiter herausgetreten. Die scheidet sie nun von allem, was an die Stadt noch erinnerte. Deren Spuren sind hier verschwunden und versunken. Auch von Helmut fallen ihre letzten Lasten ab. Er fühlt das ganz körperlich in seinen Schultern. Wie ein Ruck geht es durch den ganzen Mann, noch einmal so aufrecht sitzt er im Sattel. Er ist nur noch ein Stück Natur, ein Teil von dem, was hier um ihn lebt und treibt.

Das grüne Paradies, so hat er sich diesen Ort getauft. Und als grünes Paradies zeigt der sich ihm nun in diesem Jahre noch früher als sonst. Wohl ist der Boden meist noch braun vom Kraut der Glockenheide. Aber das Grün strahlt von allen Seiten lachend von den Birken, die in unendlicher Zahl mit ihren weißen Stämmen dem Boden entsteigen, glänzt ganz hell von den Weiden und dunkler von der deutschen Myrte, dem Gagelstrauch. Auf unzähligen grünen Kronen gleitet der Blick des Reiters dahin, wie auf einer sanft gewellten, zitternden Ebene. Und trifft auf andere Wipfel, die höher ragen. Wo er sich aber hindurch winden kann durch diese grünen Wälle, die ihn überall wogend und schmeichelnd umgeben, da findet er in der Ferne wieder kleine Wälder und Landwellen, wo sich die Farbe des Frühlings mit dem Dunst des Horizontes mischt. Helmuts Brust atmet tief und voll. Wie ein köstliches Feuer durchläuft es ihn von Kopf zu Fuß. Er ist allein, so kraftvoll einsam in Norddeutschlands göttlicher Natur.

Ihn drängt es, diesen Boden zu berühren, ganz körperlich von dem den Frühling in sich einströmen zu lassen. Er gleitet von dem Pferde herunter. Und während das Tier, der Erleichterung froh, eine Birke benagt, wirft er sich in der ganzen Länge seiner sechs Fuß nieder und saugt den Duft der Heimaterde ein. Die will ihm alles geben von ihrer Lenzeskraft.

Die Sonne steigt langsam. All das, was hier unter ihren Strahlen liegt, spricht zu ihm, vertraut, wie immer schon. Er fühlt es wieder: Hier ist die Wirklichkeit der Welt. Nicht mehr

das unwirkliche Reich der Schatten, das dort im Süden hinter der grünen Mauer liegt.

Ja, dort weit hinten raucht die Häuserwüste, die immer wächst. Die ein Stück Natur nach dem andern verschlingt; wie im Süden die Wiesen Wilhelmsburgs, so im Norden die Hochebene Winterhudes vielstöckig bedeckend. Ob sie auch Oasen umschließt, ob auch deren schönste um die liebliche Alster gelagert ist — dort, wo Helmuts Jugendtage blühten — im Ganzen ihres Wesens jetzt doch nur noch eine Großstadt wie andre, ein totes Gehäufe von Steinen. Nicht mehr, nach der Nordseevölker alter heiliger Art, ein eigenes Heim und ein Stück Erdgrund bietend jedem Mann und den Seinen; nein, aus dem Binnenlande heraus, mehr und mehr erfüllt mit den häßlichen Riesenhäusern, deren Bewohner sich nicht mehr kennen und keinen Teil mehr haben an dem Boden, darauf sie hausen.

Wohl ist diese Stadt ihm und seinen Altersgenossen noch eine Heimat gewesen. Aber seit er ein Knabe war, sind der Menschen darin doppelt so viel geworden. Mehr und mehr ist verschwunden von dem, was hier bodenständig war. Wie lange noch, und das alte Hamburg ist, alles ihm Ursprünglichen beraubt, ein Ding geworden wie Berlin oder Paris. Wie diese nicht kraftzeugend mehr, sondern ein schlingender Strudel, der Menschen und Geschlechter verzehrt.

Eine Burg emsigen Fleißes. Ja, aber warum fröstelt ihn bei dem Gedanken daran, ihn, der die Arbeit liebt wie eine Braut? Weil es ein Fleiß ist, den keine Freude geboren hat, und der keine Freude zeugt. Ein Fleiß, der nur ein Kind ist der wilden Daseinsnot, und der noch wilderer Not zum Vater wird. Gerade in all der grünen Pracht, die ihn hier umgibt, taucht in Helmut das Bild auf, das er so oft in der Wirklichkeit gesehen, und das ihm immer das Herz zusammenschnürt: Wie, unter dem trüben Himmel des November oder des Februar, morgens um neun die Menschenmassen durch die Dammtorstraße zur Stadt strömen. Zu Fuß, zu Wagen, in der Straßenbahn. Hastig, freudlos, wie von Geißelhieben vorwärts getrieben. Große Kaufleute die einen, Beamte die andern, dann wieder kleine Kommis und betriebsame Rechtsanwälte. Liegt auf diesen Gesichtern die Herrenfreude an der freien Arbeit? Was darauf liegt, ist die Verbitterung des Sklaven, den ein eisernes Joch an die Tretmühle kettet.

Denn es ist nicht mehr so in ihrer Welt, wie es Gott gewollt, daß der Mensch ein Herr sei über alle Dinge. Das Ding ist der Herr des Menschen geworden.

Nun haben sie sich Götter gemacht aus dem Wachsen der Stadt und aus der Ausbreitung des Handels. Die Götter aber fressen die Menschen, nachdem sie sie um- und umgetrieben haben in wahnsinniger Hast, und lachen des Volkes, das vergaß zu fragen, wie man breitschultrige, helläugige Männer schafft und hochgewachsene Frauen mit breiten Hüften und rotbäckige Kinder.

Auch zu den Zeiten, wo er selbst mitten darunter sein muß, ist Helmut Harringa noch nie einen Augenblick lang das Gefühl los geworden, daß das alles von dem Kern der Dinge so unendlich weit weg ist. Aber jedesmal vollends, wenn er dann wieder von Angesicht zu Angesicht reden darf mit der Natur, dann ist es in der Erinnerung so ganz schattenhaft unwirklich. Doch stets dann wird ihm auch in stolzem Gefühl Eines bewußt: Wie sich diese ganze wirbelnde Welt von je an seinem eigenen Wesen die Zähne ausgebissen hat. Wie er immer er selbst geblieben ist trotz dem und alledem.

Und auch heute wieder zieht das in Bildern an ihm vorbei:

Da taucht ein graues Haus vor ihm auf. Das Gymnasium. Unseligen Gedenkens. Wo er in allen Klassen der Erste gewesen ist. Und das er heute noch so glühend haßt, wie damals, als er darin gequält wurde. Mit bohrendem Grimm erinnert er sich, wie dort ein schreckender Drill — nicht dazu gut, auf dem Kasernenhofe den langsamen Schritt zu lehren — junge Mannesgeister heranbilden sollte. Nicht seinen Lehrern grollt er. Er hat sie verehrt, und mit manchen verbindet ihn Freundschaft bis heute. Sie waren Opfer, wie ihre Schüler. Opfer des Systems, das jeden von ihnen dazu preßte, gerade in seinem Fach den Schüler zum Schaustück zuzuhauen. Wie schändlich den jungen Körpern in der unwiederbringlichen Entwicklungszeit Luft und Bewegung abgeschnitten wurde. Wie unerfüllbare Ansprüche zu Lüge und Betrug erzogen. Wie ein unsinniges Auswendiglernen unbehaltbarer Mengen von Geschichtszahlen das Gedächtnis zerstörte. Wie man deutsche Knaben zwang, mit einer Sammlung inhaltloser Phrasen die Spottgeburt des lateinischen Aufsatzes zu zeugen. Helmut Harringas Fäuste ballen sich, wie er jener Zeit denkt. Aber sie ist vorbei. Und nur die unvergängliche Narbe des Hasses hat sie ihm eindrücken können, sonst ihres Unwesens keine Spur. Unverändert ist er aus dieser Pressung hervorgegangen. Selbst sein körperliches Auge hat die volle Schärfe daraus gerettet.

Und auch andres hat nichts an ihm modeln können. Wie wunderliche Larven haben sich doch an ihn herangedrängt in der

Knabenzeit und im Jünglingsalter, gierig sein junges Blut zu schlürfen, wie sie das andrer getrunken haben.

Da ist eine Zeit gewesen, wo — eingeschleppt vielleicht durch einige Südamerikaner — unter seinen Altersgenossen die Selbstbefleckung ihr schmutziges Reich errichtet hatte. Offen wurde ihr gehuldigt. Wer ihr nicht opferte, den traf der Spott. Er hat den Spott kalt an sich ablaufen lassen; er hat gewußt, er war zu gut dazu.

Später ist ein Kampf gekommen, der schwerer war. In den letzten Jahren des Gymnasiums, und vollends auf der Hochschule, hat die jungen Hirne der Wahn ergriffen, ihre halbreifen nordischen Körper von neunzehn, zwanzig, einundzwanzig Jahren bedürften dringend des Genusses käuflicher Weiber. Es hat als unmännlich gegolten, da nicht mitzutun. Wie Helmut ihn heute segnet, den Lebensinstinkt, der sein heißes Blut gedämmt hat, daß es sich nicht in dieses Schlammbad ergoß. Der seinen Leib bewahrt hat vor der Berührung mit den Keimen entartender und entehrender Krankheit. Er muß lächeln, wenn er daran denkt, wie er einmal, als Student in Leipzig, einem guten Bekannten abgeschlagen hat, an einem lustigen Abend teilzunehmen, von dem er voraussah, daß er in den Bordellen enden müsse. Wie der andre damals im Weggehen ärgerlich gesagt hat: „Was für böse Erfahrungen mußt du schon gemacht haben, daß du so starrköpfig geworden bist.“ Und in Wahrheit hat er solche bösen Erfahrungen überhaupt nicht gemacht. Was ihn stets so unablenkbar seinen eigenen Weg hat gehen heißen, ist etwas, das er ähnlich fühlt, wie die Schwerkraft: seine Bahn ist ein Zwang des Blutes, von ihr abweichen *kann* er nicht.

Wie lacht heute noch sein Herz, wenn er daran denkt, wie er einst als neunzehnjähriger Jüngling kurz entschlossen mit dem Korpsstudententum gebrochen hat. Gerade sechs Wochen lang hat er es ausgehalten. Da hat er gewußt, daß er da nicht hingehört. Viele seiner Altersgenossen haben über seine Schroffheit den Kopf geschüttelt. Dieser Schroffheit aber dankt er's, daß ihm damals sein Horizont nicht in vier Wochen auf den Umfang der Studentenkneipe zusammengeschrumpft ist. Daß ihm nicht wesensfremde Genossenschaft sein Leben lang wie ein Klotz am Bein hängt. Daß sein Leib gesund geblieben ist und seine Seele frei von tausend und tausend engherzigen Vorurteilen, die ihm den freien Blick in die Welt und in sein Volk verbaut hätten.

Dann aber taucht ein lichtes Bild auf: Seine fröhliche, selige Soldatenzeit. Einen Augenblick ist es ihm, als liege er hier wieder

unter märkischen Kiefern, als Führer einer Patrouille scharf ins Gelände spähend, das Gewehr schußbereit im Arm. In seiner ganzen Erziehung gibt es nichts, das er höher hielte, als das Dienstjahr, so tief er die blutrünstigen Narren verachtet, die den Völkern predigen, es sei ein Teil von Gottes Weltordnung, daß sie sich morden müßten in alle Ewigkeit. Auch der Dienst hat nichts in ihm geändert, denn er hat nichts in ihm zu ändern gehabt. In dieses frische, kraftvolle Leben hat er hineingehört mit allem, was er ist. Gerade bei der Truppe, die er sich mit Bewußtsein einst erwählt, bei der schwer arbeitenden Waffe, dem Fußvolk.

Ja, er darf der Natur frei ins Auge sehen — auch heute noch. Sie ist seine geliebte Lehrerin gewesen von je. Und neben ihr haben — von den Menschen — als seine Führer nur noch zwei gestanden: sein Vater und seine Mutter. Nur die haben an seinem Wesen noch mitbauen können. Denn denen hat er sich im Innersten verwandt gefühlt. Und denen, das hat er gewußt, durch Instinkt und durch tausendfache Erfahrung, hat er trauen dürfen. Trauen dem erfolgreichen Kaufmann mit dem warmen Herzen und trauen der vornehmen Frau, der Tochter des Kieler Philosophen, deren warmes, feines Gesicht die Jahrhunderte alte Kultur eines Stammes von Geistlichen und Gelehrten wiederspiegelt.

Wenn er dem Rat dieser beiden Menschen gefolgt ist, so hat der ihm stets nur geklärt, was er im tiefsten Innern selbst gefühlt hat.

Einmal nur ist es anders gewesen. Und gerade damals, als es eine Entscheidung für das Leben gegolten hat. Bei der Berufswahl. Seine Neigung hat Helmut Harringa zur Germanistik gezogen. Es hat ihn gerufen in die Welt des Beowulfliedes, der Nordlandsgötter und der Bauern- und Königsgeschichten Islands. Die Sprache dieser Welt innig in sich aufzunehmen als Student und als junger Privatgelehrter, das Wissen von ihr einst weiterzugeben als Hochschullehrer, endlich ihre großen Gestalten in frei schaffender Arbeit durch die Kunst des Wortes seinem Volke nahe zu bringen, das hat sich Helmut Harringa als Jüngling vom Leben gewünscht.

Da hat zum erstenmal — es hat sich seitdem nie wiederholt — der Sinn des Vaters einen andern Weg gewiesen, als der des Sohnes.

Der letzte Grund dafür hat in der Zeit gelegen. Es war damals kaum zwanzig Jahre her, daß das Reich gegründet war. Wie ein Dampfkessel unter dem Druck des Dampfes bebt, so erzitterte ganz Deutschland unter den neu entfesselten Kräften des Erwerbs-

lebens. Alle Stärke der Deutschen, die bisher nach innen gekehrt gewesen war, und die, so gerichtet, Dinge geschaffen hatte, wie kein zweites Volk sie besaß, war in gewaltigem Umschlage plötzlich nach außen gesprungen. Der Zwang der Umwelt forderte es so. Daß das auch wieder nur ein Einseitiges war, bedingt durch die Umstände und vergänglich mit ihnen, das wußten die Mitlebenden nicht. Die meinten ehrlich, sie seien in ihrer Sinnesart nun plötzlich ein Riesenstück über die Vorfahren hinausgekommen. „Praktisch" ward das Losungswort. Ward es in der Handelsstadt Hamburg mehr noch als anderswo. Als voll ward nur noch die Betätigung angesehen, die unmittelbar auf das äußere Leben einwirkte.

Wilhelm Harringa, Helmuts Vater, stand mitten drin in diesem Strom. Auch er vermochte bei aller Weitherzigkeit nicht über dessen Ufer hinauszusehen. Und so setzte er alles daran, seinen ältesten Sohn in einen praktischen Beruf zu bringen. Es war sein Wunsch, Helmut möge einer der großen Rechtsanwälte werden, deren Stand ein Besonderes der Hansestädte ist.

Dem oft erprobten väterlichen Rat hat sich Helmut damals gefügt. Hätte es vielleicht nicht getan, wenn nicht die unsinnige Kräftevergeudung des letzten Gymnasialjahres, mit der Vorbereitung zum Examen, die Stärke seines Körpers und seiner Seele herabgedrückt hätte.

Ihm ist dann oft ein Grauen angekommen, wenn wieder die zweistündige, unsagbar langweilige Vorlesung über Pandekten begann. Und zuerst hat es ihn geschüttelt, wenn sich sein norddeutscher Kopf in die Unterschiede von Correal- und Solidar-Obligationen hat finden sollen. Aber schließlich hat er es mit einer Art von humoristischem Interesse, als eine nun einmal vorhandene Tatsache des Lebens, in das Verzeichnis seiner Erfahrungen eingetragen, daß es ernsthafte Männer gab, die Jahre der Untersuchung widmen konnten, ob sich die Rechtswirksamkeit eines Wechsels nach der Creations- oder nach der Begebungstheorie bestimme. Am Ende war er ja vom Gymnasium her fast noch Schlimmeres gewöhnt. Und Strafrecht, Staatsrecht und Völkerrecht boten Wissen, das ihn lockte, des Lernens Mühe daranzusetzen. — Er hat ein gutes Referendarexamen gemacht, und die Zeugnisse, die er dann während des Vorbereitungsdienstes in Hamburg erhalten hat, sind auch nicht schlecht gewesen. Und hat er auch zu Zeiten herzlich darüber gelacht, daß ein verständiger Mensch solche Haarspaltereien treiben könne, wie er sie im Zivilrecht manchmal hat üben müssen, alles in allem hat er nicht allzusehr bereut, daß er diesen Weg gegangen

ist. Er hat gefunden, daß die wunderlichen Formeln, mit denen er sich abgeben muß, nun einmal ein Ding sind, das im Zusammenleben der Menschen eine Macht geworden ist. Und es war schließlich eine gewisse Befriedigung mit dem Bewußtsein verbunden, zu denen zu gehören, die diese Zauberformeln richtig aussprechen und anwenden können.

Einmal zwar, da ist die innerste Natur plötzlich durchgebrochen. Mitten in der Vorbereitung zum Assessorexamen, fünf Jahre ist es jetzt her. In hellen Junitagen. Wo die Sonne schien in jeder Stunde, wie sie heute scheint. Und hinauslockte, weg von all der Druckerschwärze des Seeversicherungsrechts. Da ist es geschehen, daß sich Kopf und Herz der ungeliebten Arbeit versagt haben mit einem Mal. Und der Sechsundzwanzigjährige hat die Bücher mit der spitzfindigen Scholastenweisheit in die Ecke geschleudert. Und hat das Roß bestiegen in der tauigen Morgenfrische Tag für Tag, und ist an keinem zurückgekehrt, ehe es Abend ward. Vier Wochen lang. Und dann ist es gekommen, wie es kommen mußte: als er den Frack hat anziehen müssen für die Prüfung, da hat er sie nicht bestanden.

Das zweite Mal ist es dann besser gegangen. Sehr gut sogar. Aber in einem hat er den Wunsch des Vaters doch nicht erfüllt: Rechtsanwalt ist er auch dann nicht geworden. Denn es gibt nun einmal nichts in der Welt, was seinem Herzen gleichgültiger wäre als die Vermögensinteressen der Parteien, für die er sich dabei mit seiner ganzen Person hätte einsetzen müssen.

Er hat die Richterlaufbahn eingeschlagen. Man hat ihn schnell angestellt. Trotz des Unglücks beim Examen. Er hat einmal gehört, im Senat habe man Bedenken gehabt. Aber Bürgermeister Timmermann, das Haupt der Justizverwaltung, sei so warm für ihn eingetreten.

Zwar in den Zivilkammern des Landgerichts hat er wenig Freude erlebt. Zu Zeiten hat er die oft stundenlangen Reden der Anwälte kaum anhören können, Reden über Dinge, die meist in einem Zehntel der Zeit erledigt werden konnten. Am Ende der Vorträge ist er gewöhnlich so klug gewesen wie vorher. Und hat über die in der Sitzung so kläglich vergeudete Zeit geflucht, wenn er dann zu Hause beim Durcharbeiten der Akten endlich Klarheit in die Sache hat bringen können. Es ist nur ein schwacher Trost gewesen, daß Amtskollegen ihm oft anvertraut haben, ihnen gehe es ebenso.

So hat er es als eine Erlösung begrüßt, als er vor nunmehr zwei Jahren dauernd Mitglied einer Strafkammer geworden ist. Gewiß, er findet wenig Erhebendes in der natürlichen Untätigkeit der Beisitzer während der Verhandlung, und in der unendlichen Dauer der schwer überlasteten Sitzungen. Aber es ist doch eine Arbeit, die eine Natur wie die seine als nützlich empfinden, und die ihn mit Stolz erfüllen kann. Hier fühlt er sich am Platze. Zu richten über Freiheit und Ehre der Menschen, das ist manneswürdiges Werk. Ihm sagt es zu, Macht auszuüben. Aber er weiß auch, daß der Besitz der Macht die Versuchung zu ihrem Mißbrauch ist. Und ist entschlossen, vor solchem Mißbrauch sich selbst zu hüten, und wo er ihn findet, ihm entgegen zu treten. Manches Unheil, das darf er sich sagen, hat er in den zwei Jahren verhindert. Wie ein warmes Gefühl durchrinnt ihn heute wieder die Befriedigung, wenn er an die Rettung Wingersens denkt, die nur zehn Tage zurückliegt.

Ein Windzug streicht über den Grund und dem Sinnenden über das Gesicht, dessen Augen starr in das Blau über ihm gerichtet sind. Er reckt sich. Die Bewegung läßt ihn alle seine Muskeln merken, das Gefühl des Tatendranges wacht in ihm auf. Die beschaulichen Bilder der Vergangenheit werden blasser. Das Bewußtsein der Kraft drängt sich nach vorn und will Bilder sehen von dem, was künftig wird.

Soll das, was nun ist, immer so bleiben? Ist diese Stufe, die nun erreicht ist, erreicht auf einer Bahn, auf die doch schließlich nur der Rat des Vaters gewiesen hat, das Ende? Nun, das ist ja nicht nötig. Kraft genug meint Helmut zu haben, um auch jede andre Stufe im richterlichen Dienst zu erklimmen. Nur: Das will dann auch das Einsetzen der ganzen Kraft für dieses eine Ziel. Lockt das *so* stark? Hat er ehrlich den brennenden Ehrgeiz, einmal als Landgerichtsdirektor oder als Oberlandesgerichtsrat oder als noch etwas Größeres zu sterben? Wünscht er aufrichtig, das Streben darnach möge seines Lebens Inhalt sein? Da müßte er sich selbst belügen. Und dann: die schroffe Selbständigkeit, die er gezeigt hat, seit er im Amte ist, und von der er nicht weichen kann, ohne sein bestes Selbst zu verraten, ist die gerade das richtige Mittel, um vorwärts zu kommen? Er ist dessen nicht so ganz sicher. Aber gibt es nicht andre Wege? Ist es nicht ein lockendes Ziel, das Vertrauen der Mitbürger zu erringen, und von ihm getragen in Hamburgs Parlament, die Bürgerschaft einzuziehen? Ja, *ist* das ein lockendes Ziel? Helmut weiß es nicht so genau. Er hat aber einigen Grund, auch daran zu zweifeln. Denn seine Natur ist nicht

so recht danach geartet, manchmal lange, lange Reden anzuhören über die Beschaffung des Mobiliars für eine Volksschule oder über die Mündelsicherheit von Hypotheken. Aber führt nicht hier auch die Bahn zu dem Höchsten empor, was ein hamburgisches Gemüt träumen kann, zu einem Sitz im Senat? Ja; aber wer da nun sitzt, ist der so sehr zu beneiden? Gewiß um die Leitung einer oder mehrerer Behörden, wo ein starker Mann Nützliches schaffen kann. Desto weniger aber um die Notwendigkeit, in allen großen Fragen mit siebzehn Kollegen die Macht zu teilen. Sicherlich auch nicht um die Gewißheit einer höchst unerquicklichen Menge von Empfängen und Festessen. — Dazu dann das Verbot, geheiligt durch die Sitte der Jahrhunderte, für irgend etwas in der Welt mit freiem Worte einzutreten. Und all die aufreibende Arbeit des schweren Amtes doch immer wieder nur für das todgeweihte Volk der Großstadt. Ist das wirklich ein so neidenswerter Platz? Lohnt es, auf daß man ihn erreiche, ein halbes Leben lang jedes Wort zu berechnen und jede Bewegung — wie so viele tun, und die meisten doch vergebens?

Die Birken und die Weiden scheinen das nicht zu meinen. Sie schütteln ihre grünen Häupter im Frühlingswind. Und aus dem Rauschen ihrer Blätter hört Helmut Harringa eine andre Antwort: Bleibe du du selbst und harre! Gott und die Zeit zeigen dir dein Ziel.

Da weiß er, sie haben recht. Er erhebt sich vom Boden, in sich die trunkene Kraft der unverbrauchten Jugend und des Frühlings. Was Laufbahn! Was Bürgerschaft! Was Senat! Ich lebe. Er sitzt wieder im Sattel und reitet seinen Weg weiter.

Vorwärts geht es im langen, räumigen Schritt. Das grüne Paradies wandert mit. Ein breiter, grasbewachsener, gewundener Damm der Weg, kaum einen halben Fuß erhoben über das Vorsteler Moor ringsum. Elastisch bebt er unter den Hufen, und manchmal sinken sie halb ein. Und immer neue Windungen und immer dasselbe Grün an beiden Seiten. Nur selten lassen die Birken und Weiden den Blick ganz durch; jetzt sieht Helmut ganz rechts auf einen Augenblick den seltsam spitzen Kirchturm von Langenhorn. Vorn aber steigt hoch und wunderlich die Landmarke dieser Gegend auf: ein hohes Gerüst, gleichend dem Gerippe eines Windmühlenleibes, die riesige Pumpe in der Fischzucht dort hinten.

Jetzt macht der Damm eine letzte Windung, und in der Augenhöhe des Reiters schimmert etwas Weißes durch die Büsche. Nun wird es deutlicher: Ein langer Sandwall. Der ausgeworfene

Boden eines mächtigen Grabens, der schnurgerade entlang gezogen ist. Das Pferd kennt den Weg noch vom vorigen Jahre her. Mit zwei vorsichtigen Schritten steht es oben auf dem fast mannshoch gehäuften Sand, und nun ist es hinüber und behutsam schreitet es nach rechts weiter auf dem kaum zwei Fuß breiten Pfad zwischen Graben und Wall. Hinter dem ist das grüne Paradies verschwunden, links über den Graben hinweg blickt Helmut jetzt über breite Wiesen, mit einzelnen Baumgruppen bedeckt. Immer höher ist die Sonne gestiegen, und in der wohligen Frühlingswärme reitet er wunschlos dahin. Alles freut ihn ringsum, der flutende weiße Hahnenfuß unten im Graben und die einzelne mächtige Birke gerade darüber weg, die sich so eigen aus dem Erdhügel erhebt. Und sein Blut jubelt und schäumt, wie er den Graben auf der Rasenbrücke überritten, die Wiesen auf glattem Pfade gekreuzt hat, und nun, scharf links abbiegend, im schnellsten Galopp den breiten, weichsandigen Knickweg hinunterbraust, der von Langenhorn herkommt. Das dauert minutenlang. Pferd und Reiter sind eins in der wilden Lust dieses einzigen Dahinstürmens. Dem gebietet erst die Brücke über die Tarpenbeck halt. Im Schritt geht es an dem hamburgischen Grenzpfahl vorbei und gleich darauf an dem preußischen. Das Windmühlengerippe ist jetzt ganz nahe. Vorbei daran. Der Sandweg wird immer tiefer und verbreitert sich fast zur Ebene. Nur mühsam hebt Ortwin die Hufe. Und die Sonne wird wärmer und wärmer. Und von links weht immer stärker der seltsame Duft des Gagelstrauchs. Es ist so eigen hier, so, als könne dort im Norden, wo Sandhebungen, mit Heidekraut und Buschwerk darauf, den Blick sperren, die Wohnung des Glücks sein.

Und nun die scharfe Biegung rechts nach Norden um das kleine Gehölz herum. Eine weite, ernste Heide tut sich auf, und hinter ihr grüßt der Wald, dessen Rand aus dem dunkeln Grün der Föhren und dem lichten hochstämmiger Birken so seltsam gemischt ist. Dicht vor denen, dort rechts vom Wege, der lang über die Heide zieht, flimmert die Luft unter den immer heißeren Strahlen der Sonne.

Das ist der Wald, den Helmut Harringa den Zauberwald nennt. Denn über ihm liegt es wie ein Zauber des Unbekannten und wie die Schleier der Vergangenheit. Wenige haben ihn betreten. Denn der Eingang liegt halb verwachsen neben dem Wege. Nur das Auge des Kundigen zieht er auf sich.

Pferd und Reiter sind jetzt davor. Ja, dort steht noch das Hünengrab, das dicht hinter dem Eingang, selbst ein Teil des Waldes

geworden, föhrenumstanden das Tor bewacht. Oder ist dieses erhöhte Rund ein uralter Altar, worauf einst das Blut der Kriegsgefangenen geraucht hat? Wer will es sagen. Lange ist es her, daß Menschen es gepflegt haben. Die vierkantigen Steine neben dem kleinen Wegsaum, der hinaufführt, liegen nicht mehr geordnet. Manche sind herabgesunken auf den Waldboden. Über dem allen wirkt die Spinne der Vergessenheit ihr Netz.

Zum zweiten Male wird jetzt Ortwin frei. Helmut Harringa sitzt auf dem Heidewall, der seinen Zauberwald vom Wege trennt. Er zieht ein kleines Buch aus der Tasche. Er kennt es fast auswendig, und es läßt ihm Zeit, zwischen dem Lesen Blick auf Blick in das weite Halbrund des Westens gerade vor ihm zu werfen. Es ist sein Lieblingsbuch, das Gudrunlied. Jede Zeile darin ist ihm vertraut seit den ersten Jünglingstagen.

Seinen Gestalten hat er sich immer verwandt gefühlt und immer Heimatsrecht besessen im Lande des Liedes. Die Hegelingen sind Friesen, wie er. Stürmen, Wates Sitz, ist heute das Land Stormarn, kaum eine Meile von hier. Gudruns hohe Gestalt aber ist das Bild gewesen, das ihm durch manchen hellen und durch manchen dunkeln Tag voran geleuchtet hat, als müsse es noch irgendwo auf der Erde zu finden sein. Das ihn begeistert und vorwärts getrieben hat in der Jünglingszeit, das sich zürnend und schirmend gestellt hat zwischen ihn und den Schmutz des Lebens der Hochschule. Das er oft unbewußt, oft mit fast schmerzlichem Bewußtsein heute noch sucht. Jetzt liest er wohl zum hundertsten Male das fünfundzwanzigste Abenteuer, und wieder, fast greifbar nahe, sieht er die hohe Friesengestalt, wie sie mit den blauen Augen über das graue Nordmeer hinweg die ferne Heimat sucht, sieht er in diesen Augen die selige Freude aufblitzen, wie die Retter nahen. Und wieder, wie schon so oft, finden in seinem Herzen die stolzen Worte des Bruders einen Widerhall: „Ich mag nicht hehlings schleichen, wo ich als Heerfürst kam, und die dem Feinde stehlen, die er im Sturm uns nahm!“

Die großen Gestalten des Liedes schreiten neben ihm her, als er nun wieder auf dem Rücken seines Tieres in den Wald eindringt. Neben dem Pferde gleiten sie wie schwebend über den Weg, der, kaum drei Fuß breit, bestreut mit braunen Nadeln, unter den Föhren dahinführt. Sie saugen Körperhaftigkeit aus den Strahlen der Sonne, die von rechts vorwärts durch die Zweige brechen. Mit dem Reiter zugleich beugen sie ihre Riesenleiber

unter den Ästen weg, die bald schwarz und tot, bald in jungem Lebensgrün über den Weg ragen.

Sie schreiten mit aus den Föhren heraus, in die Wildnis junger Birken, die jene plötzlich ablöst, und sie gleiten dahin auf den seltsamen Waldgräben, die, acht an der Zahl, halb überwachsen und gefüllt mit Moder wie mit greifbarer Vergessenheit, an beiden Seiten dem Pfade gleichlaufend folgen. Schonend umwandeln sie, wie auch des Rosses Huf, den jungen Eichenstamm, der dort mitten im Wege steht, so zart noch, daß Daumen und Zeigefinger ihn umspannen können, und dem gelbrote junge Blätter entsprießen. Sie ziehen mit über die Lichtung durch die braune Heide. Neben Roß und Reiter treten sie wieder in den Wald, wo das Moos den Wegrand bedeckt und wo verwehte Zweige unter den Hufen knacken.

Nun der flache Rundplatz mitten unter den schwärzesten Föhren. Wer hat ihn einst gerodet und zu welchem Ende? Wer mag ihn außer Helmut noch kennen? Wie bezwungen von der weltfernen Einsamkeit dieses Ortes hält er sein Pferd an. Ihm ist, als schließen sie jetzt alle einen Ring um ihn, der alte Wate mit dem ellenbreiten Bart, Herwig, Hettel, Hartmut, Hildburg und Gudrun. Bis an die Häupter der Föhren scheinen die mächtigen Gestalten zu ragen. Nun ist es, als ob sie sprechen, mit seltsamer Stimme, jenseits von dem Ton dieser Welt. Und jetzt versteht er ihre Worte: „Sohn unseres Blutes und unserer Heimat! Wir wahren dir die Treue, die du uns gewahrt. Höre unser uraltes Wissen: Wir lehren dich das Harren. Wir lehren dich den Kampf. Wir lehren dich durch Harren und Kampf den Sieg."

Und die großen Schatten verlassen ihn nicht, bis er auf dem Wege, der nun, weit ausbiegend, über die Lichtung hinweg aus dem Walde herausführt, das Freie wieder gewonnen hat. Dann ist es plötzlich, als habe das Hünengrab sie eingeschluckt.

Draußen scheint noch immer hell die Sonne. Er reibt sich die Augen. Der Wachtraum, in den das Lied und dieser weltverlassene Wald ihn eingesponnen, zittert und tönt noch in ihm nach. „Wir lehren dich das Harren. Wir lehren dich den Kampf. Wir lehren dich durch Harren und Kampf den Sieg." Harren worauf? Kampf und Sieg wofür? In tiefen Gedanken reitet er nordwärts weiter. Das treue Roß sucht sich selbst seinen Weg. Vorsichtig tritt es in die Spuren hellen und dunkeln Sandes, die, tief eingeschnitten, zwischen erhöhten Bändern von Gras und Heide dahinlaufen. Der Reiter läßt ihm die Zügel. Wie verschleiert ruhen

seine Augen auf den verlorenen Wegen, die rechts und links in die Heide laufen.

Vorbei an dem Bauernhaus unter den vier gewaltigen Eichen, deren eine so mächtig nach Osten herüberhängt. Und nun hinweg über den breiten, festgemauerten Garstedter Damm.

Da plötzlich hinter einem einsamen Ziegelhause tut es sich auf wie die weite Unendlichkeit. Über weichen schwarzen Torf geht der Weg, durchzogen von seltsam geschlungenen, sich kreuzenden Rillen. Tiefe Kolke, in deren Wasser sich der Himmel spiegelt, übersät mit Wollgräsern, an beiden Seiten davon. Rechts aber, und links und vorwärts, und bald auch im Rücken, dehnt sich das Oher Moor zu unermeßlicher Weite. Darüber streicht der Wind, der von Nordwesten kommt, noch ganz leise geschwängert mit dem letzten Salzhauch der See. Und in ihm schwimmt nun fast betäubend der Duft des Gagelstrauches über das Moor. Nur ganz, ganz selten noch hemmt ihn die Krone einer Birke, die unter seinem Kosen erzittert. Weit, weltenweit, schweift ungehemmt der Blick über die unendliche Erde in den Duft des Himmels hinein.

Geradeaus aber im Norden ruht eine riesige Wolke. Ein mächtiger Streifen, schneidet das Gebilde in halber Höhe das Himmelsgewölbe. In der Mitte aber wächst es daraus hervor wie ein übergroßer Felsenturm, steil, zerklüftet und mit drohender Spitze aufwärts gerichtet. In dunklem Grau das Ganze, wie ein ruhendes Schicksal. Denn andre, ziehende, Wolken bedecken die Sonne im Südosten.

Da, ein stärkerer Windstoß, und das strahlende Gestirn ist wieder frei. Eine Flut von Licht strömt über das Moor. Und schneeweiß plötzlich erglänzt nun das Wolkengebirge im Norden. Dann verliert es seine starre Ruhe. Seine Schroffen glätten sich. Der gewaltige Zahn wird rund, sinkt in sich zusammen. Noch ein Windstoß, da flutet es zerstoben über das Himmelsgewölbe. Und nun ist der ganze Himmel frei. Allüberall taucht Helmut Harringas Blick in strahlendes Blau.

Und über ihn kommt die helle Offenbarung dieses Ostertages. Jetzt weiß er es, zu welchem Kampf und zu welchem Sieg die Heldenbilder ihn gerufen haben.

So haben seit Urzeiten Licht und Finsternis gekämpft. Das ist das Wesen des Weltwerdens, daß sie streiten. Und daß er von Sieg zu Sieg fortschreitet: Gottes Engel, das Licht.

Damals hat das Licht zuerst gesiegt, als an der Schwelle der Zeiten, aus regellosem Widerstreit der dunklen Kräfte des wir=

belnden Chaos, das Gesetz alles Geschehens sich emporrang. Und wieder hat das Licht gesiegt, als auf der Erde und auf Millionen und Milliarden andrer Wandelsterne, die um andre Sonnen fliegen, das Leben ward. Und gesiegt auf diesem Planeten, als im Kampfe mit grimmster Not das Tier zum Menschen emporstieg. Gesiegt, als hoch im Norden die Eiszeit den Germanen schuf. Und seinen gewaltigsten Sieg auf dieser Erde erfochten, als im Ostlande der Lichtheld Jesus Christus das Wort der Liebe fand, das langsam nun, und doch ohne Hemmung, den Menschen zu des Menschen Bruder macht. — Noch einmal hat es gesiegt, als Luther die Kräfte der Nordens befreite, als an Englands Küste die spanische Armada zerbrach, als Gustav Adolf die Fesseln zerriß, die Finsternis geschmiedet hatte für die Lichtsöhne. Und weiter wird es schlagen und siegen von Ewigkeit zu Ewigkeit. Wer tritt in sein Heer, daß er mitkämpfe in seinen Schlachten?

Helmut Harringa hebt sich hoch im Bügel, ein Jubelruf hallt in das strahlende Land. Er hat erkannt, wozu er auf dieser Erde ist. In Sonnenschrift liest er am blauen Frühlingshimmel die Lösung des Rätsels, das ihm Jahr um Jahr dumpf durch das Haupt gezogen ist. Für all das Wollen, für all das Streben, das in dem Knaben und Jüngling von je gelebt hat, hat er nun das Wort gefunden. In heiliger Ergriffenheit hebt er die rechte Hand. Keines Menschen Auge sieht die hochgewachsene Gestalt, wie sie auf dem mächtigen Pferde über die Einsamkeit ragt, das Antlitz gerade nach Norden gewendet. Und kein Ohr auf Erden hört es, wie seine Lippen klar und schlicht den Fahneneid sprechen:

„Ich will ein Krieger sein im Heere des Lichts."

„Da sprach der Herr zu Kain: Wo ist dein Bruder Abel? Er sprach: Ich weiß nicht; soll ich meines Bruders Hüter sein?“
1. Mose 4, 9.

Drittes Kapitel.

Zwei Wochen waren vergangen und ein Tag.

Senator Dührkop verließ das Rathaus. Der Posten im Torweg präsentierte; der Senator lüftete leicht den grauen Zylinder.

Der gespannte Zug in seinem blühenden Gesicht ließ nach, immer mehr, je weiter er den Altenwall und dann den Reesendamm hinunterschritt. An der Ecke der Binnenalster holte er tief Atem.

Sie war doch nicht umsonst gewesen, die schwere Arbeit heute im Senat. Und die Vorbereitung dafür all die Wochen lang. Bürgermeister Timmermann überstimmt! Geschlagen in großer Sache. Und er, Senator Dührkop, der Führer der siegreichen Mehrheit des Senates.

Der kühle Mann fühlte nochmals die Freude des Augenblicks nach der Abstimmung. Eine Freude, die Leidenschaft war.

Er verachtete das Grübeln. Und ertappte sich jetzt doch mit Verwunderung darauf, wie er darüber nachsann, was es denn eigentlich sei, was ihm so ungewohnt heiß mache in der Brust. War es das, daß er den Mann haßte, den er heute besiegt? Einmal — endlich, nach hundert vergeblichen Anläufen. Ja, das war es wohl. Den Mann haßte er und des Mannes ganzes Sinnen und Trachten. Haßte das alles, haßte es ehrlich, aus jeder Faser seines Wesens heraus. Ja, und kam doch nicht los von der ehrfurchtsvollen Scheu vor des hohen Greises Wesen und Werk. So wenig irgend ein andrer los kam davon. Vor d e n Augen fühlte sich ja doch jeder klein. Senator Dührkop auch. Selbst heute hatte er das getan, und gerade da am meisten, als sie ihn angesehen hatten nach der Abstimmung ...

Vom Petri-Turm, rechts am Ende der Bergstraße, schlug es sechs. Senator Dührkop gab sich einen Ruck: „Ich glaube,

ich fange auch an, zu phantasieren. Arthur wartet sicher schon eine Viertelstunde.

Er blickte die Bergstraße hinauf. Ja, dort oben vor dem Portal der mächtigen Petrikirche ging ein junger Mann wartend auf und ab, eine schwarze Aktenmappe unter dem Arm. Sein Sohn Arthur. Schlank und wohlgebaut. Aber mit eckigen, unfertigen Bewegungen, wie ein junger Jagdhund sie zeigt.

Der Senator schritt die Bergstraße entlang, auf seinen Sohn zu. Der stand jetzt still, den Rücken gegen den Herannahenden gewendet. Den Kopf weit in den Nacken gelegt, schaute er zur Spitze des gewaltigen Turmes hinauf. Eine Riesenlanze wuchs der vor ihm auf, der vierkantige rote Schaft fest in die Erde gestoßen, die mächtige grüne Metallspitze in den lichten Frühlingshimmel gebohrt. Arthur Dührkop sann und staunte: Wie groß muß der apokalyptische Reiter sein, der diese Waffe führen kann, wie riesenhaft erst sein Roß?

Senator Dührkop war jetzt dicht herangekommen. Er sah, daß der Sohn träumte und schüttelte den Kopf. Arthur hörte die Schritte des Nahenden auf dem Pflaster. Er wendete sich und reichte dem Vater die Hand. Der Blick, womit er dem Senator in die klugen Augen sah, war etwas müde.

„Bißchen angegriffen, was?" fragte der Senator.

„Na ja," kam es ziemlich unlustig heraus, „das Amtsgericht hat sechzehn Zivilabteilungen. Und der Referendar von Kramer, Stolterfoth, Jürgensen und Rüger hat an jedem Wochentage das Vergnügen, jede von ihnen wenigstens einmal abzulaufen."

„Freu dich, daß du dort angekommen bist, es gab genug, die sich darum bewarben. Ich weiß, die Herren sind zufrieden mit dir. Ich weiß auch, daß sie von einem fünften Teilhaber sprechen, und daß du in dreiviertel Jahren dein Assessorexamen machst."

Arthur Dührkop schwieg.

Sie schritten in das Gewühl der Steinstraße hinein. Arthur Dührkop liebte es wenig. Immer wenn er durch solche Straßen ging, fielen ihm ein paar Verse aus dem „Faust" ein. Er war heute in der Laune, sie laut herzusagen. Das ging nicht des Vaters wegen. Da ließ er sie nur durch seinen Kopf ziehen:

Ich suchte mir so eine Hauptstadt aus,
Im Kerne Bürger-Nahrungs-Graus...
Da findest du zu jeder Zeit
Gewiß Gestank und Tätigkeit.

Der seltsam gedrückte Turm von Sankt Jacobi stieg zu ihrer Linken jenseits des Fahrdammes steil empor. Da öffnete sich unmittelbar rechts die Häuserwand, eine unfreundliche Gasse tat sich auf, gerade auf die Jacobikirche lief sie zu.

Zwei Schutzleute traten eben heraus. Sie erkannten den Senator und erwiesen Ehrenbezeugungen. Arthur Dührkop ging auf den einen zu; es war ein baumlanger, hellblonder Mensch. Arthur streckte ihm die Hand entgegen; nach einem Seitenblick auf den Senator schlug der Polizist etwas zögernd ein.

„Na, Hennings," sagte der junge Mann dann, „ist Ihnen unsere Expedition gut bekommen?"

„Sehr gut, zu Befehl, jawohl," erwiderte der Beamte verlegen, der Respekt vor dem Senator war zu groß. — Vor drei Tagen hatte er mit zwei Kollegen den jungen Herrn und ein paar andere Referendare durch die wüsten Kneipen und die Verbrecherkeller geführt, die hier im Umkreise von drei Minuten in schier unendlicher Zahl zusammenlagen. Jeder junge Jurist Hamburgs ließ sich die wenigstens einmal zeigen.

Der Senator war ungeduldig geworden. „Nimm mir nicht übel, mein Junge, ich stehe nicht besonders gern ausgerechnet vor der Mohlenhofstraße."

Im Weiterschreiten warf Arthur noch einen Blick die Gasse entlang; an ihrem Ende traf das Auge rechtwinklig auf die Häuser der Niedernstraße. Die war noch düsterer. Plötzlich stieß der Sohn die Frage heraus: „Papa, könnt ihr denn eigentlich gar nichts daran ändern?"

„Woran?" Der Senator kannte die Gespräche, die mit solchen Fragen begannen, und liebte sie nicht.

„An den Dingen in diesen Straßen da," sagte der Sohn rasch. „Seit ich drin war, in den Kellern und Löchern dort, läßt mich's nicht los, das, was ich da gesehen habe. Warst *du* je drin?"

Senator Dührkop lachte. „Um Gotteswillen, was sollte ich da? Wie scheußlich es ist, weiß ich nicht erst seit deiner Beschreibung. Warum soll ich mir *auch* den Appetit verderben? Übrigens wollen wir doch nicht den wunderschönen Frühlingsabend mit Philosophieren verschwenden."

Aber Arthur schwieg nicht. „Papa," sprach er fast leidenschaftlich, „die Straßen dort verbrennen Menschen, als ob es Kohlen wären. Damit ein paar Leute Geld daran verdienen. — Dort hinten in der Niedernstraße ist ein großer Keller, wo ein Angestellter

fünf Jahre lang gestohlen hat. Fünfzig bis sechzig Mark jeden Tag. Fünf Jahre lang, wie gesagt. Beinah' hunderttausend Mark hat er sich so zusammengeräubert. Aber der Besitzer hat es gar nicht gespürt. Was muß d e r einnehmen!"

„Was er einnimmt, verdient er von rechtswegen," antwortete der Senator kurz, „uns geht's nichts an."

„Aber die Behörde konzessioniert diese Lokale doch. Und wenn eins eingegangen ist, konzessioniert sie ein andres. Nicht nur hier in diesen Straßen..."

„Lieber Junge," sagte der Senator, „ich habe nichts dagegen gehabt, als du Mitarbeiter im Volksheim wurdest. Aber ich rate dir, als einer, der die Welt kennt, laß deine Gedanken, die zu verbessern, ein für allemal d o r t. Trag' sie nicht ins Leben hinein. Das hat höllisch scharfe Kanten, woran sich die Ideen ganz verflucht stoßen. Und Menschen wie du auch. Daß sie sich tiefe Furchen in die Stirn reißen dabei. Wenn sie auch noch so tüchtig sind. Frag mal — Bürgermeister Timmermann... Na übrigens, die Sache hat auch noch eine ganz andere Seite. Sitz' du mal in der Schankkonzessionsbehörde — ich habe das Vergnügen ja fünf Jahre lang gehabt — und laß, alle drei Tage wenigstens, eine jammernde Frau kommen, die dir klipp und klar beweist — wirklich b e w e i st — daß sie und ihre Kinder nichts zu beißen haben, wenn sie die und die Konzession nicht kriegt. Was dann?"

„Papa, du bist Senator und hast außerdem ein glänzendes Geschäft. Aber nichts in der Welt steht ganz fest, und ein großes kaufmännisches Vermögen hat nicht verbürgte Dauer für Geschlechter. Was diese Straßen da fressen" — Arthur wies nach rechts, wo sich hinter mächtigen Häuserblocks immer noch die Niedernstraße entlang zog — „das sind die Ärmsten der Armen. Die wenig gemein haben mit dir und mit mir. Doch wer steht dir dafür, daß nicht e i n st Menschen deines eigenen Blutes zu denen gehören, die da hinten vergehen müssen, damit ein Schankwirt reich wird?"

Der Senator schwieg einen Augenblick. Erst zornig: daß auch seine Frau den Hang zu derlei Spekulationen gerade auf den einzigen Sohn hatte vererben müssen! Dann stieg ein anderes Gefühl auf. Ein ganz verqueres, höchst unangenehmes. Aber er wehrte sich dagegen. Es war ja doch die reine Verrücktheit, was der Junge da gesagt hatte. Er mußte an zwei braune Lockenköpfe denken. An seine Lieblinge, seine Enkelkinder Robert und Alice. Die mit der früh verwitweten Tochter vor vier Jahren

wieder in sein Haus zurückgekehrt waren. Und die soviel Sonne trugen in den großen schattigen Garten an der Hornerlandstraße. „Laß doch solche ausgefallenen Ideen beiseite!"

Dann lächelte er unmerklich. In einem Jahre war Arthur jüngster Teilhaber der großen, arbeitbelasteten Rechtsanwaltfirma Kramer, Stolterfoth, Jürgensen und Rüger. Und noch fünf Jahre später hatte der jagende Kampf der Berufsarbeit dort jeden Gedanken und jeden Blutstropfen in Beschlag genommen. Dann war keine Kraft mehr übrig für Gedanken, die unbequem waren und unfruchtbar zugleich.

Ein Wagen der elektrischen Bahn überholte die beiden und hielt gleich darauf an der Kreuzung mit dem Steintorwall. Sie bestiegen die hintere Plattform. Wie der Wagen weiterfuhr, zog ein Mann im Arbeitsanzug, der hinter dem Fahrzeug über die Schienen ging, die Mütze.

„Wer war das?" fragte Arthur, während sie schon in schnellerer Fahrt davongetragen wurden.

„Ich glaube, er heißt Mertens," sagte der Senator. „Seine Frau hat eine Zeitlang bei uns genäht. Da hat er sie ein paarmal abgeholt. Sieht übrigens aus, als ob er stark ins Bummeln gekommen wäre."

Claus Mertens schritt langsam in die Steinstraße hinein. Auf dem Bürgersteig rechts. Nach hundert Schritten blieb er stehen, unschlüssig blickte er in die Fenster einer Gastwirtschaft.

Sein Gesicht war etwas grau, und seine Knie zitterten ein wenig.

Er wußte das und ärgerte sich darüber. Ärgerte sich überhaupt, und auch über sich selbst. Er hatte da ein Bild im Kopfe, das konnte er nicht los werden. Eine kleine Stube in der Spaldingstraße, oben im vierten Stock. Ja, Lisbeth würde nun wieder warten, und der kleine Fritz auch. Freilich, sie war recht heftig gewesen vorgestern abend spät. Aber schließlich, es war ja auch eine harte Sache für sie, daß er nur den halben Wochenlohn nach Hause gebracht hatte. Und als er dann gestern so elend gewesen war — merkwürdig, wie oft das jetzt kam, so hatte er das doch früher nie gekannt — da hatte sie doch auch kein Wort mehr gesagt, sondern war den ganzen Tag um ihn bemüht gewesen mit kaltem Wasser und nassen Tüchern. Und der kleine Fritz: wie der immer auf den Zehen umhergeschlichen war und nur gesagt hatte: „Papa krank." Der Gedanke an den kleinen Fritz gab den Ausschlag. Ja, er wollte jetzt nach Hause. Das ging ja auch

gar nicht anders. Natürlich — daß ihm das erst jetzt einfiel — heute morgen, ehe er zur Arbeit ging, hatte er es ja Lisbeth ganz bestimmt versprochen. Und daß Claus Mertens sein Wort hielt, das wußte doch jeder. Es war ja auch noch gar nicht sicher, ob Emil Malchow wirklich kommen würde; drinnen in der Wirtschaft saß er noch nicht.

Aber in dem Augenblick, wo sich Claus Mertens wandte, um zu gehen, fühlte er eine Hand auf der Schulter. Und wie er den rothaarigen Mann vor sich stehen sah, da wußte er ganz genau, wie es nun weiter werden würde. Wußte, daß Lisbeth vergebens warten würde, genau wie vorgestern am Sonnabend. Und daß er drinnen in der Wirtschaft sitzen würde mit dem Berliner und sich von ihm erzählen lassen, Stunde um Stunde. Von fernen Ländern und fremden Menschen. Das war es ja wohl, was ihn so seltsam festband an den Mann mit dem sonderbaren eckigen Gesicht. Daß der so vieles gesehen hatte, was Claus Mertens nie vor Augen bekommen hatte und nie zu sehen bekommen würde. Aber wovon er so oft geträumt hatte. Schon als kleiner Junge, wenn er seiner Mutter, der Bäckerswitwe in Poppenbüttel, entwischt war über die Alsterbrücke weg, und furchtsam neugierig den breiten Sandweg hinaufgestiert hatte, der von Sasel herabkommt. Man konnte nicht sehen, wo er hinging, der Weg. Oben schnitt der Himmel ihn ab. Was da wohl alles dahinter lag! — Freilich, als er größer geworden war, war er ihn oft hinaufgestiegen und hatte gefunden, daß da oben auch wieder Wiesen waren, und Knicks und Wege und Landstraßen. Aber der Wunsch, etwas ganz Fernes zu schauen, etwas ganz Fremdes, war geblieben. Ihm hatte er sich nie erfüllt und würde sich ihm nie erfüllen. Aber Emil Malchow, zwanzig Jahre älter als er, der hatte die Welt gesehen. Kein Erdteil, wo der bewegliche Mann nicht herumgekommen war. Mit den Bettlern von Neapel hatte er auf sonnigen Hafenmauern gelegen. Und Opium geraucht im schmutzigsten Chinesenviertel von San Franzisko. — Und wie er das alles erzählen konnte! Man kam dann nicht los von seinen grünlichen Augen. Als erschiene darin das Bild alles dessen, wovon der nimmermüde Mund sprach. Es war ja wohl ein Jahr her, daß Claus Mertens ihn kennen gelernt hatte. Auf dem kleinen Fährdampfer, der sie täglich von ihrer Arbeitsstätte, der riesigen Werft von Ellegaard und Reincke, über die Elbe heimwärts trug. Er war nicht mehr von ihm losgekommen seitdem. Und fürchtete immer nur, daß die Zeit, wo er sich von ihm erzählen lassen konnte, bald vorbei sein werde.

Mit Recht, denn viel länger als ein Jahr hatte Malchow es noch auf keiner Arbeitsstätte ausgehalten.

Claus Mertens' Gewissen tat noch weh, als er dem Berliner jetzt in die Wirtschaft folgte. Und das häßliche Gefühl in Kopf, Magen und Knieen hielt auch noch an. Aber ein kleiner Schnaps brachte das Schlimmste weg. Und ein paar Züge von dem guten, vollmundigen Bier gaben rasch ein Gefühl von Wärme und Behagen.

Es war der erste zufriedene Augenblick seit mehr als sechsunddreißig Stunden, den Claus Mertens genoß. Wie er jetzt so dasaß, die fahle Farbe aus dem Gesicht gewichen, die hübschen Augen erwartungsvoll auf Malchows Mund gerichtet, sah man erst, wie wohlgebaut der Körper, wie kräftig und arbeitsstark die Glieder waren.

Sie saßen an einem kleinen runden Tisch in der Ecke, ganz für sich. Die Wirtschaft füllte sich allmählich, wenn sie auch lange nicht so voll wurde wie vorgestern. Was hereinkam, waren ordentliche Arbeiter. Kein Lump dazwischen. Weder Wirt noch Gäste hätten den geduldet. Mertens sah manchen Bekannten an den andern Tischen. Ein paar kurze Grußworte flogen hin und her. Aber Claus Mertens freute sich, daß er Malchow hier an dem kleinen Tisch für sich allein hatte. Von etwas ganz besonderem würde der heute erzählen. Vom höchsten Eisgebirge der Erde. Das hatte er bestimmt versprochen vorgestern. Hatte auch ein paar Bilder mitbringen wollen von den übergewaltigen weißen Ketten: Photographien, die der englische Beamte aufgenommen, als dessen Diener er damals vor zehn Jahren mitgewesen war in Dardshiling.

Zwar: es gab eine böse Enttäuschung. Malchow hatte heute seinen politischen Tag. Den hatte er nicht allzuoft, hatte er ihn aber einmal, so hatte er ihn gründlich. Claus Mertens langweilte das sehr. Versteht sich, er war ein ordentlicher, organisierter Arbeiter und sehr stolz darauf, daß ihn seine Gewerkschaft zum Kassierer gemacht hatte. In vier Tagen, beim Maifestzug, würde er gewiß nicht fehlen. Nur immer und immer wieder reden hören von diesen Dingen, das mochte er nicht; ihm schien das ja alles klar, und hörte er zu, wollt' er Neues, wollt' er lernen.

Malchow steckte von oben bis unten voll von der Reichstagswahl im nächsten Juni. Natürlich, hier in Hamburg, da wußte man ja, wie es lief. Da war keine Aufregung dabei. Aber in Berlin, wo es galt, die Männer des arbeitenden Volkes zum Siege zu führen, auch in den letzten heißumstrittenen Wahlkreisen...

Emil Malchow verlangte nicht, daß man erwiderte, wenn er redete. Er wußte, wie glühend Mertens zuhörte, wenn er seine Reiseerlebnisse erzählte, und glaubte, das sei so bei allem, was er sprach. So konnte Claus Mertens ruhig dabei sitzen, und trank sein Bier und rauchte seine Zigarre.

Malchows wegen hätte er ja nun nach Hause gehen können. Er wußte, der hörte heute abend nicht wieder auf mit der Reichstagswahl. Aber er wollte gar nicht mehr nach Hause. Es war doch eigentlich viel gemütlicher hier als in der beschränkten kleinen Stube in der Spaldingstraße. Freilich, Lisbeths Gesicht würde nicht das freundlichste sein, wenn er schon wieder spät heim käme. Aber schließlich, sie mußte sich daran gewöhnen. Und dann: War es nicht im Grunde ihre eigene Schuld? Hatten sie nicht ganz prächtig und zufrieden gelebt da draußen in Poppenbüttel, wo sie beide aufgewachsen waren und sich gern gehabt hatten seit der Dorfschule? Und war er nicht famos bezahlt worden als gelernter Gärtner in den Baumschulen bei Sasel? Waren die Abende nicht hübsch gewesen, wenn er mit Lisbeth im Walde gesessen hatte, unten ganz dicht am glatten Spiegel der aufgestauten Alster, und von der Ferne gesprochen hatte?

Aber vor drei Jahren war da über Lisbeth eine Unruhe gekommen. Es sei so still da draußen. Man sehe keine Menschen und habe kein Vergnügen. Sie wollte und wollte hinein nach Hamburg. Da hatte es ihn nun gar nicht hingezogen. Das war ja lange nicht weit genug, um interessant zu sein, da war er ja im Manöver schon viel weiter herumgekommen. Dafür gab er seine gute Arbeit nicht auf. Aber sie hatte keine Ruhe gelassen; Freundinnen, die schon in Hamburg waren, ab und zu herauskamen und von den Herrlichkeiten Sankt Paulis erzählten, hatten sie immer mehr aufgereizt. Schließlich hatte er nachgegeben. Auf der Arbeitsstelle hatte es noch einen harten Kampf gesetzt: man hatte ihn nicht weglassen wollen, so ein Arbeiter war nicht so leicht wiederzubekommen.

Er stützte den Kopf in die Hand. Ja, es war schön da draußen gewesen, in den Baumschulen. Er dachte an den Platz im Gehölz, dort, wo die seltenen Farnkräuter stehen... Da gab ihm Malchow einen Stoß.

„Du, sitz nicht so trocken da, der Wirt will leben." Er leerte sein Glas. Malchow redete weiter, und er konnte weiter sinnen.

Also Lisbeth konnte sich wirklich nicht beklagen. Hatte sie ihn hierher gebracht, so konnte ihm niemand verbieten, sich zu ver-

gnügen, wie seine Kameraden auch. Und, übrigens, die meisten Abende kam er ja doch beizeiten nach Hause. — Wenigstens so ungefähr. — — Ja, das war doch wirklich so. —

Malchow war jetzt bei dem Streik in Iserlohn. Gewerbetreibende und Geschäftsleute hatten den Regierungspräsidenten um Vermittlung ersucht. Der hatte abgelehnt. — Und in Pirmasens waren die Lederarbeiter ausgesperrt; aus der ganzen Pfalz hatte man die Gendarmen hinbeordert. Malchow entwickelte triumphierend, wie das bei den Wahlen wieder wirken würde.

Claus Mertens hatte etwas besser zugehört. Streik und Aussperrung — ja — und was beiden folgte: Arbeitslosigkeit. Die hatte er auch einmal kennen gelernt. Damals, gleich als er nach Hamburg gekommen war. Es hatte sich schlecht getroffen bei seiner Ankunft. Keine Arbeit war für ihn zu haben gewesen weit und breit. Wie's so kommen kann, wenn einer Unglück hat. Trotz der besten Zeugnisse.

Drei Wochen hatte er gesucht. Vergeblich. War dann wieder hinausgegangen nach Sasel zu seinem alten Chef. Der hatte bedauernd die Achseln gezuckt: die Stelle war eben wieder besetzt worden. Man hatte ihm das Elend angesehen und ihm etwas gegeben für sich und die Seinen. Zwei Wochen hatte das gereicht, dann war die Not dagewesen, die nackte Not. Und er, Claus Mertens, hatte einen Abend gesehen, wo der kleine Fritz vor Hunger weinte. Da war er wie sinnlos auf die Straße hinaus gestürzt, hatte angstvoll nach den Polizeibeamten geschielt — und die Vorübergehenden um ein paar Groschen gebeten. Für sein Kind. In welchen Straßen das war, hatte er selbst nicht gewußt. Nur an eine erinnerte er sich, die hieß die Kleine Johannisstraße. Da hatte er wieder einen Herrn angesprochen. Der hatte ihm etwas gegeben, hatte dann scharfe Augen über den kräftigen Körper und die starken Arme und Beine gehen lassen, und hatte gesagt — die harte nordschleswigsche Sprache klang ihm noch in den Ohren —: „Sie sehen auch so aus, als ob Sie lieber arbeiten wollten.“ O b er das lieber gewollt hatte! Der Fremde hatte seine Adresse aufgeschrieben. Tags darauf hatte er gehört, mit wem er gesprochen hatte: daß das Paul Volquardsen gewesen war, der Leiter der Werft von Ellegaard und Reincke. Eine halbe Woche später war er dort angestellt gewesen, ein ungelernter Arbeiter, aber ausreichend bezahlt.

Wie er jetzt ruhig an jene Zeit denken konnte, hier in der Gemütlichkeit. Heute morgen, als er sich noch so elend gefühlt hatte,

vom Sonnabend her, war ihm das Bild jener Tage auch einmal durch den Sinn gegangen. Und da hatte er sich noch nachträglich bis in alle Knochen hinein geschämt, daß er einmal hatte betteln müssen. Wie so ein schöner Abend alles so viel lichter erscheinen ließ! Ja, das Zusammensein mit einem guten Kameraden! Das Bier schmeckte immer besser und bekam so gut. Jeder Rest von Übelbefinden schwand.

Plötzlich durchfuhr es ihn wie ein Ruck. Es hatte ihn wieder. Wie vorgestern. Wie seit Monaten jede Woche wenigstens einmal. Da war sie wieder. Die Freude, die blanke, nackte Freude am Trinken.

Nicht am Schnaps, bewahre. Von dem brachte er nie mehr in den Magen, als ein Glas am Abend, und für heute war das schon getrunken. Aber zwei, drei Gläser Bier stürzte er rasch nacheinander hinunter; der Wirt hatte kaum Zeit, wenn eins geleert war, das andere zu füllen.

Dann atmete er tief auf, strich sich mit dem Rücken der rechten Hand schräg von unten nach oben über die Stirn, sah sich rings um — und war glücklich.

Jetzt erst sah er so recht, wie nett es in dem Raume war, wo sie saßen. Wie gemütlich das Braun der Tonbank herüberschien. Wie freundlich all die Gesichter an den Nebentischen ihn anlachten.

Immer neue Gegenstände der Zufriedenheit suchte sein Blick. Jetzt besah er das große Schiffsmodell, das an einem langen Draht von der Decke herunterhing. Eine Fregatte des Mittelalters. Ganz langsam drehte sie sich vor dem Luftstrom, den eine Gaslampe dicht dabei anblies. Vom Heck hing tief die Flagge mit den drei Türmen; merkwürdig lang starrten rechts und links die Kanonen heraus.

Die freuten ihn am meisten. Alles, was Geschütz hieß, hatte immer seine Liebe gehabt. Er hatte es ja auch zum Gefreiten gebracht bei der Artillerie in Bahrenfeld. Überhaupt diese Freude an allem was Waffe war! Der kleine Fritz hatte sie ja geerbt, sie lag wohl im Blut. Was der vor ein paar Tagen für ein Vergnügen gehabt hatte an dem neuen Messer, das sich der Vater in der großen Eisenhandlung auf dem Gänsemarkt gekauft hatte. Er hatte es doch bei sich jetzt? Jawohl, es steckte in der linken Hosentasche, wo es hingehörte. Claus Mertens zog es heraus und fuhr mit der Hand liebkosend über den rauhen Griff aus Hirschhorn. Er öffnete die große Klinge. Langsam und mit Wohlgefallen.

Immer weiter, bis mit leisem Knacken eine Feder einschnappte. Da stand die Klinge im Griff. Ganz fest.

Die Lampen spiegelten sich darin. Ein zurückgeworfener Strahl traf Malchows Augen. Der unterbrach einen Vortrag über verschiedene Fehler, die Herr von Vollmar in letzter Zeit wieder gemacht hatte, sah erst das Messer und dann Claus Mertens' stolzes Gesicht an und sagte: „Alle Achtung, Claus, einen schöneren Dolch hat der Ritter von Hummelsbüttel auch nicht gehabt."

Claus Mertens war sonst nicht empfindlich. Aber jetzt machte der Spott ihn wütend. Der Respekt, den er vor Malchow hatte, war wie weggeblasen. Er setzte das Glas, das er gerade zum Munde gehoben hatte, wieder ab und schlug mit der Faust auf den Tisch, daß alle an den Nebentischen sich nach ihm umwandten. Und konnte plötzlich reden, viel reden.

In Dreiteufelsnamen, Molchow sollte das dummerhaftige Foppen nachlassen. Claus Mertens zog ihn doch auch nicht damit auf, daß Malchow seinen Familiennamen von seiner Mutter hatte, und daß die nie im Leben gewußt hatte, wie eigentlich sein Vater hieß; nein, auch damals nicht, als sie ihn zur Welt gebracht hatte, da in irgend einem der schmutzigen Etagenhäuser im Norden von Berlin. Beim einen war das so, beim andern so. Und wenn in Poppenbüttel nun einmal seit Geschlechtern die Rede ging, die Mertens stammten irgendwie von den Rittern ab, die einst — irgendwann vor fünfhundert Jahren — da gesessen hatten, wo heute das Dorf Hummelsbüttel im Grünen stand, dann hatte niemand darüber zu lachen, niemand.

Erregt warf er das Messer auf den Tisch, sprang auf, ging selbst an die Tonbank, und ließ sein Glas dort neu füllen. Er kehrte Malchow dabei den Rücken. So sah er nicht, wie für ein paar Augenblicke ein sonderbarer Ausdruck in dessen Gesicht kam. Sonst wäre er doch stutzig geworden in all dem Selbstbewußtsein, das dick in ihm aufquoll. Denn er hatte es ein paarmal erlebt, beim Bier, daß diese Veränderung in des Rothaarigen Züge trat. Es war eigentlich nur ein plötzliches, fast krampfhaftes, Vorstoßen des starken Unterkiefers, wobei sich die Unterlippe hoch über die obere schob und sich dann stark nach außen umlegte. Aber für die fünf, sechs Sekunden, die es anhielt, war es recht unbehaglich anzusehen, besonders wenn man noch etwas von dem ganz veränderten Glimmern der Augen erfaßte. Unbehaglicher war das, was dann immer folgte. Emil Malchow konnte ja auch sonst recht

unbequem werden: durch seine fatale Spottsucht. Doch wenn des Berliners Gesicht das Warnungszeichen gegeben hatte, dann war Spott das Geringste, was der fürchtete, der ihn kannte.

Zufrieden mit sich setzte sich Claus Mertens wieder auf seinen Platz, trank mit einem tiefen Zug sein Glas halb leer, war wieder freundlich und sprach weiter. Ganz geheimnisvoll.

Malchow sah doch den Ring am vierten Finger von Mertens' rechter Hand, nicht wahr? So 'ne Art Siegelring mit 'nem grauen Stein darin. Er hielt ihn Malchow dicht unter die Augen. Ob Malchow erkennen könne, was das für Figuren seien, die in den Stein eingeschnitten waren. Nein? Claus Mertens wußte selbst nicht ganz genau, was sie vorstellten. Aber den Ring hatte sein Vater vor ihm gehabt, und Großvater und Urgroßvater vor dem. Ganz sicher. Claus Mertens hatte ihn bei seiner Konfirmation von der Mutter bekommen. Und hatte ihn zuerst wieder ausgelöst von all' seinen Sachen, damals, als die Begegnung mit Volquardsen seiner Not ein Ende gemacht hatte. — Na — und der alte Herr, der da vor zehn Jahren jeden Sommer vier Wochen lang in Poppenbüttel in der „Alsterschlucht" gewohnt hatte. Da, wo der Fernblick auf den Schüberg war. Ein netter alter Herr, was? Ach so, Malchow kannte ihn ja gar nicht! Na, der Mann mit dem Bart wie der alte Kaiser; aber die Beine waren so knickerig gewesen, wenn er die Dorfstraße entlang ging. Hahaha! Ein Professor war er gewesen, hier in Hamburg an einer Schule. In Geschichte oder so was. Ein bannig kluger Kerl! Na, den hatte doch Claus Mertens immer führen müssen in den beiden Jahren, ehe er zum Militär kam. Zu jedem Fleck Heide in der Umgegend und zu jedem Moorloch hatte der Alte hinmüssen mit seinen spiddeligen Beinen. Und an einem Abend auf dem Rückweg — jawohl, ganz dicht bei Duvenstedt war es gewesen — da war dem Alten der Ring aufgefallen. Und dann hatte er ihn natürlich genau besehen müssen. Und hatte gesagt: „Merkwürdig ist die Geschichte, aber ich verstehe etwas davon. Das Wappen auf dem Ring ist dasselbe, das die Ritter von Hummelsbüttel geführt haben."

Claus Mertens schwieg triumphierend und trank die andere Hälfte seines Bieres aus. „Das hast du wohl geträumt," sagte Malchow grob, während der Wirt Mertens' Glas wieder füllte.

Dessen Geist lief jetzt auf Zickzackpfaden; der nächste Schluck, den er nahm, führte ihn um eine Ecke herum. Von dem alten Gelehrten und den grünen Wegen, die er mit dem gegangen war, sah er jetzt nichts mehr. Er war plötzlich auf dem täglichen

Arbeitsplatz, auf der mächtigen Werft von Ellegaard und Reincke. Er sah sich und Malchow dort die Arbeit des Tages tun. Und was er sah, das sprach er aus: Nein, er wollte es sich jetzt überhaupt nicht mehr gefallen lassen, daß Malchow immer soviel redete. Was war denn Malchow gegen ihn? Ein simpler Vorzeichner. Das konnte jeder sein. Aber er, Claus Mertens, dem sie einen Laufkrahn anvertraut hatten auf Volquardsens eigene Anordnung!

Er sah, wie Malchows Gesicht kirschrot wurde.

„Wenn du nur nicht immer hinter dem Volquardsen herlaufen wolltest wie ein Hund hinter seinem Herrn! Was hätte der aus dir gemacht, wenn ich nicht gewesen wäre!“

Claus Mertens schwieg. Er klappte das Messer zusammen, steckte es an seinen Ort und dachte nach — so gut es jetzt ging.

So etwas war ja dran an dem, was Malchow da gesagt hatte. Da war ein Lohnauszahlungstag gewesen, ein Sonnabend vor einem halben Jahre. Er hatte sein Geld in der Tasche gehabt und die geteerte Umfassungsplanke der Werft eben im Rücken. Auf den kleinen Fährdampfer hatte er wollen und dann drüben in Hamburg einen Abend mit Malchow feiern. Einen Abend wie vorgestern und heute. — Wie er über die kleine Brücke dicht vor der Werft gegangen war, hatte er eine Stimme hinter sich gehört. Die er nie wieder vergessen konnte seit jenem Abend in der Kleinen Johannisstraße. Die Stimme hatte ihn angerufen. Bei seinem Namen. Er war erstaunt gewesen. Ein wenig erschreckt vielleicht, daß der allmächtige Werftleiter ihn noch persönlich kannte.

„Mertens,“ hatte der gesagt, „ich habe Sie hierher gebracht und fühle mich für Sie verantwortlich. Und Sie sind in Gefahr, das kann ich sehen.“

Wohl vierzig mal waren sie die kleine Brücke auf- und abgegangen in sehr ernstem Gespräch. Am Schlusse hatte Paul Volquardsen ihm die Hand gereicht. Nie vorher und nie wieder hat sich Claus Mertens so geehrt gefühlt.

Dann waren Tage gekommen, die waren doch wohl die schönsten gewesen von allen, die ihm geworden waren in der großen Stadt: Kein dumpfer Kopf mehr morgens früh, immer frisch zur Arbeit, immer Geld in der Tasche; Lisbeth fröhlich und strahlend, kein böses Wort mehr im Hause. Und der kleine Fritz, wie der gediehen war in der Zeit! Und Freunde, gute Freunde, wie Claus sie nie gehabt hatte. Zwar, kein Abend mehr wie heute einer war. Aber war das zuviel bezahlt gewesen? Zuviel auch nur für den

Stolz, daß er im linken Aufschlag seines Rockes denselben glänzenden kleinen Knopf hatte tragen dürfen, den auch Volquardsen immer trug. Den kleinen weißen Knopf mit blauem Rand. Es war eine Weltkugel darauf gezeichnet gewesen mit silbernem Gradnetz.

Gegen ein Summen und Sausen an, das irgendwo einsetzte, suchte Claus Mertens auszurechnen, wie lange das damals gedauert hatte. Waren es sechs Wochen gewesen oder gar acht? Nun, das wußte er jedenfalls genau, wie es zu Ende gekommen war: an dem Spätnachmittag, als Malchow ihn gestellt hatte auf der Rückfahrt mit dem Fährdampfer. Und ihn gehöhnt hatte vor allen Arbeitsgenossen: „O, Claus Mertens, was haben sie aus dir gemacht! Ein altes Weib bist du geworden! Noch trägst du keinen Unterrock, aber ich sehe dich schon damit zur Arbeit kommen!" Er hatte nicht gegen ihn ankönnen mit der langsamen Art, die seine Natur war, und die ihn nur verließ an Abenden wie heute. Und die andern hatten so gelacht. Noch in derselben Stunde hatte er wieder mit Malchow zusammengesessen. Beim Bier, auf demselben Stuhl wie heute abend.

Er war wieder frei seitdem! Zwar — über ein gebrochenes Wort war ja der Weg gegangen. Und in Poppenbüttel hatte es immer geheißen, „die Mertens sind treu". Das bohrte manchmal in ihm. Auch jetzt. Aber ein tiefer Zug aus dem Glase gab ihm Frieden.

Volquardsen fand ja sicher auch selbst nichts daran. Der wußte doch Bescheid. Und hatte ihm trotzdem den Laufkrahn gelassen, den er so gern bediente. Den er jetzt so lieb hatte wie einst als Junge das Pferd, das den Bäckerwagen der Mutter zog. Und den er ebensogut pflegte, wie einst das Tier. Hatte je eine Bremse versagt an seiner Maschine? War je der Motor in Unordnung gewesen oder ein Kurzschluß vorgekommen? Durch all das dumpfe Brausen in seinem Kopf zog es ihm wie die ganz nüchterne Arbeitsfreude des hellen Tages. Er sah den Laufkrahn hin- und hergleiten, hoch oben am Helgengerüst, fünfzig Meter über dem werdenden Leib des Riesenschiffes. Er selbst in der leichten kleinen Kabine, die der Krahn trug, die Hand am Hebel. Um ihn ein Gewirr von Schienen, Stangen, Trägern, ein unübersehbares Wirrnis für den, der fremd hierher kam; ihm jetzt alles freund und vertraut geworden. Wie auf den Schwingen eines Riesenvogels — eines Vogels, der seinem Gebot gehorchte — glitt er zwischen all dem dahin, vom frischen Elbwind umbraust, hoch über dem Lärm der tausend Niethämmer dort unten. Stets rechtzeitig zur Stelle, gerade über dem Fleck, wo eine Last zu heben

war oder eine Platte niederzusenken. Und den Blick frei die Elbe hinunter, bis dahin, wo der große Strom sich vermählte mit der geheimnisvollen, ersehnten Ferne.

Es war ihm plötzlich, als werde ihm hier in dem dumpfen Raum, in dem Tabaksqualm, die Brust zu eng, als müsse er hinaus in die kühle Luft des Stromes.

Er fühlte einen Knuff gegen sein Kinn. Malchow hatte ihm sein Glas von unten dagegen gestoßen, daß ihm der Kopf in den Nacken schlug, und fuhr ihn an: „Mensch, nun hast du lange genug Augen gemacht wie 'ne Himmelsziege, wenn sie gefüttert wird. Jetzt wird noch ein Glas getrunken, und dann gehen wir; ich habe noch allerlei Spaß vor."

Aus dem einen Glas wurden drei. Dann gingen sie beide hinaus in das Gewühl der Steinstraße. Claus Mertens schwankte stark, als die Luft draußen seine Stirn berührte. Wie er den Malchow beneidete um seinen graden Gang!

* * *

Der Riese Hennings und sein kleinerer Kamerad gingen wieder die Patrouille in der Mohlenhofstraße. Um sieben Uhr waren sie abgelöst worden, knapp dreiviertel Stunden nach der Begegnung mit Senator Dührkop und seinem Sohn. Zwei Stunden Ruhe auf der Wache waren gefolgt. Nun patrouillierten sie wieder seit fünfzehn Minuten; siebenmal solange dauerte es bis zur nächsten Ablösung.

Sie waren nicht ungeduldig auf den Ablauf der Zeit. Sie hatten sich nie gelangweilt, wenn sie zusammen waren, Hans Hennings und Steffen Junge. Nicht in der heimatlichen Schule in Meldorf, nicht bei der Batterie in Itzehoe, wo Hennings schließlich Sergeant gewesen war und Junge Unteroffizier. Auch nicht bei der Schutzmannschaft in Hamburg. Hans Hennings hatte man gleich ausgewählt für die Wache 7, dort, keine zweihundert Schritt südlich, in der Straße „Depenau" jenseits der Niedernstraße. Sein gewaltiger Wuchs hatte ihn dafür empfohlen wie keinen andern. Den Steffen hatten sie erst an die Rothenbaumwache kommandiert, draußen, in die gute Gegend vor dem Dammtor, wo der Dienst ein mächtiges Stück leichter war und verteufelt viel weniger gefährlich. Aber es hatte ihm nicht behagt dort ohne seinen Kameraden. Von Pontius zu Pilatus war er gelaufen, an alle Instanzen bis zum Polizeisenator selbst. Und hatte es schließlich durchgesetzt, daß er auch an die Wache 7 kam.

Der Revierwachtmeister dort bedauerte es nicht, daß er die beiden zusammen hatte. So ein Kameradenpaar war was wert in der Gegend. Anders als zu zweien konnte man die Schutzleute in diesem Revier ihren Dienst ja überhaupt nicht tun lassen. Ein solches Paar aber, zusammengeschmiedet durch so eiserne Treue zu einander, wog mehr als vier Mann sonst: Darum ließ er Hans Hennings und Steffen Junge den Dienst fast immer zusammen tun. Heute auch.

In ganz langsamem Schritt bewegten sich die beiden jetzt Seite an Seite in der Richtung nach der Niedernstraße zu.

Um sie wogte im Düster ein Gewimmel wie von Fledermäusen. Vorn schob es sich feig auseinander vor ihren wuchtigen Tritten, hinter ihnen ballte es sich schattengleich alsbald wieder zusammen: Junge Kerle, mit schmierigen Mützen über den fahlen Gesichtern, schmutzige Greise mit struppigen grauen Bärten, geschminkte Dirnen und ausgemergelte Weiber. Dazwischen huschten seltsame Maskengeschöpfe. Ein Strahl der Kugellaterne vor einer Wirtschaft glänzte hell auf Hans Hennings' Helm und hellem Gesicht: fußhoch hob sich das aus dem Gewirr wie aus einem dunkeln Strom.

Hin und her schob sich der Schwarm, die Gasse auf und ab. Aber eine Hauptrichtung war doch darin: nach der Niedernstraße zu — gleichlaufend mit dem Gang der beiden Beamten. Vor allem die Masken strebten dahin.

Zehn Schritt vor dem Ende der Gasse staute sich der Fluß, von der Niedernstraße her flutete ein zweiter ihm entgegen. Und alles drängte nun nach rechts, in einen tiefen Einschnitt der Häuserwand hinein. Die Bucht war hell erleuchtet und zeigte an ihrem Ende den niedern Eingang in ein Haus, in das berühmte Haus Mohlenhofstraße Nr. 9. „Zum Herzog von Holstein“ war es genannt. Dort feierten sie heute den großen Maskenball, den Maskenball der Verdammten von Hamburg.

Ein dichtes Halbrund von Menschen hielt die Eingangsbucht umschlossen. Halbwüchsige Knaben und Mädchen dreiviertel davon, die elende Brut der lichtlosen Gänge und giftschwangeren Hinterhäuser, die zusammenwuchsen zu der Hölle ringsum. Der doppelte Menschenfluß traf auf den gaffenden Halbkreis, wurde gehemmt und wirbelte rund in sich selbst. Dann spaltete er sich in schmale Rinnsale, die mühsam durch die lebende Mauer sickerten. Gierig starrten hundert Augen von vierzehn- und fünfzehnjährigen

Knaben auf jede weibliche Maske, die sich durchdrängte; an jeder männlichen aber hingen saugende Blicke von fünfzig werdenden Dirnen.

Die beiden Beamten waren an den Menschenwall herangekommen. Sie griffen regelnd und ordnend ein. Hier und da, mit Handbewegungen, mit ein paar ruhigen Worten. Sie kamen auseinander dabei, zehn Schritt, fünfzehn Schritt.

Durch das Stimmenbrausen, das dumpf aufstieg aus dem Gewirr, hörte Steffen Junge einen lauten Wortwechsel. Von hinten her, von dort, wo die Gasse in die Steinstraße mündete. Zwei Männer stritten sich, der eine drängte, der andere widerstand. Sie kamen näher, wurden verständlicher.

„Was willst du Schafskopf?" sagte der Drängende mit stark berlinischer Betonung, „jetzt willst du nach Hause zu deiner Alten und zu deinem Balg? Jetzt, wo der Spaß erst angeht?"

Steffen Junge drehte sich um: zwei Männer bewegten sich Arm in Arm die Gasse hinab. Der zuletzt gesprochen hatte, klemmte seinen rechten Arm fest an sich; so konnte der andre, der seinen linken hineingehakt hatte, nicht los, der Berliner zog ihn mit vorwärts. Der Gezogene sagte etwas, was Junge nicht verstand, dann erwiderte der Berliner — nun schon so nahe, daß Junge sein auffallend rotes Haar im Laternenlicht glänzen sah: „Was, hier soll keine Gegend sein für einen ordentlichen Arbeiter? Hoho, Claus, mein Junge, ich bin ebenso gut in der Gewerkschaft wie du. Wo ich sein kann, da ist es für dich noch lange gut genug!"

Mit einem plötzlichen Ruck riß der Widerwillige sich los, machte dann eine halbe Wendung, als wolle er nach der Steinstraße zurück. Aber kaum hatte der Rothaarige ihn angesehen, als er sich taumelnd wieder umdrehte und dem Genossen folgte. Der lachte befriedigt: „Na ja, Claus Mertens, ich weiß ja, schließlich wirst du doch wieder vernünftig."

Der Sieger drängte sich in den Menschenhaufen hinein, auf den Eingang des „Herzogs von Holstein" zu. In die Lücke, die er riß, schob sich hinter ihm auch sein Begleiter.

Der Rothaarige streifte ein Frauenzimmer, das durch den Knäuel wollte; er bückte sich und kniff sie ins Bein. Das angetrunkene Weib erwiderte mit einem unflätigen Schimpfwort, ein paar Halbstarke nahmen ihre Partei und sperrten dem Berliner den Weg. Der gab dem Burschen gerade vor ihm einen kräftigen Schubs. Ein allgemeines Stolpern entstand unter den Nächsten. Der ganze Haufe wurde unruhig.

Steffen Junge drängte sich zu Emil Malchow durch. „Benehmen Sie sich ordentlich hier!"

Malchow warf einen schnellen Blick auf ihn. Er selbst war stärker. Radaulustig begehrte er auf: „Laß mich in Ruh, du Blauer..."

Schon ehe die Worte ganz heraus waren, johlten zehn Stimmen ihm Beifall, auch seine früheren Gegner waren dabei. Aber bevor er weiter krakeelen oder eine Bewegung machen konnte, schloß ihm eine schwere Hand den Mund, und eine andere legte sich ebenso schwer auf den rechten Arm, den er hatte erheben wollen; Hans Hennings stand neben ihm, anderthalb Kopf größer als er.

„Ach bitte, lieber Herr," sagte der sehr höflich, „wollen Sie da hinein? Ja? Denn man zu! Sehen Sie, die Herrschaften machen Ihnen schon Platz."

Die ganze Bande schwieg und gab schleunigst Raum. Malchow und hinter ihm Mertens verschwanden im Eingang.

Hennings und Junge traten aus dem Knäuel etwas heraus. „Du bist doch ein famoser Kerl, Hans," meinte Junge beinahe neidisch. „Der alte Abel Carstens weiß, was er tut, wenn er dir die Marie gibt. Du sagtest doch, daß jetzt alles in Ordnung ist?" —

Hans Hennings sah sehr zufrieden aus. „Jawohl, Steffen. Ostermontag war ich drüben in Oldenwörden. Alles abgemacht jetzt. Der Alte war verdammt schwer rumzukriegen."

„Glaub' ich," sagte Steffen Junge. „Ich kenn' doch den reichen jungen Kerl, da bei Heide rum, den er lieber gehabt hätte; na, du weißt ja auch Bescheid. Aber die Marie hat festgehalten, was? Schöner Hof, auf dem der alte Abel sitzt! Und kein Schwager und keine Schwägerin. Na, du hast Glück. Wann soll's denn werden?"

„Nächsten Herbst," antwortete Hans Hennings. „Und du kommst mit, irgend einen Posten für dich finde ich schon."

Claus Mertens hatte sich hinter Malchow durch den engen Windfang geschoben. Mühsam, zwischen den Männern und Weibern durch, die ihn drängend erfüllten. Seit dem letzten vergeblichen Versuch, sich aufzulehnen, war er wie willenlos. Was er tat, und was mit ihm geschah, war ihm wenig klar. Nur als er an der Kasse eine Mark und dreißig Pfennige für den Eintritt bezahlen mußte, konnte er plötzlich ganz ordentlich denken, daß gerade das gereicht hätte für ein schönes Steckenpferd für den kleinen Fritz. Der Junge wünschte sich das so, und übermorgen war sein Geburtstag.

Er war einen Augenblick von Malchow abgekommen, aber der Schall einer betäubenden Musik zog ihn an sich, daß er von selbst in den Saal geriet.

Er prallte sofort zurück, fast nüchtern vor Schreck. Unmittelbar vor ihm hatte sich von einem Stuhl ein Weib erhoben. Ebenso groß wie er, ihr Gesicht stand keinen halben Fuß vor dem seinen. Das Gesicht einer Leiche. Aus wachsbleichen Wangen erhoben sich, beulenartig, große schwarze Flecke; in gelben Augenhöhlen lagen tief zwei erloschene Augäpfel. Aus dem zahnlosen Mund drang ein unsäglich übler Geruch, als er sich jetzt öffnete und mit blecherner Stimme die Worte herauskamen: „Guten Abend, mein süßer Schatz!"

Liebkosend hob das Weib die Hände und machte Miene, Claus Mertens' beide Backen zu streicheln. Dem zitterten noch vor Entsetzen die Kniee, als er plötzlich ein wieherndes Lachen neben sich hörte.

„Nee, so was von 'ne Bangbüchse!" höhnte Emil Malchow, „du bringst das fertig, und hast vor 'ne Maske Angst, als wenn du dein Bengel zu Hause wärst!"

Claus Mertens sah genau hin und schämte sich.

„Siehst du," sagte Emil Malchow, „das kommt davon, wenn man so an der Schürze seiner Alten hängt, dann blamiert man sich, wenn man mal ordentlich herauskommt."

Ja, er hatte sich blamiert. Und seine Meinung von sich selbst, die so merkwürdig im Sinken war, seit er in der Steinstraße das letzte Glas getrunken, fiel noch um einige Grad tiefer.

Aber diese letzte Niederlage wollte er wieder gut machen: Er sah in den Saal hinein, so mutig er konnte. An eine der braunen Holzsäulen gelehnt, auf deren Köpfen — anderthalb Mannshöhen über ihm — eine schmale Galerie um das längliche Rechteck des Raumes lief. Aber er wurde das Grauen nicht los.

Das quoll ihm nun nicht mehr von den Masken der Krankheit und der Verwesung, die ihn anstarrten hier und da, jener ersten gleich, die ihn so erschreckt. Wohl stierten vier oder fünf davon schräg von oben auf ihn herab, heraus aus der dichten Menschenmasse, die die Galerie an der Saalwand gegenüber füllte. Wohl glänzten drei andre aus der ebenso dichten Menge rechts und links von ihm, die sich, sitzend und stehend, auf dem fußhohen Podium drängte, das am Grunde der Säulen mit der Galerie oben gleichlief. Aber die Scheu vor d i e s e m Anblick hatte Malchow aus ihm herausgestoßen.

Was ihm so kalt über die Glieder kroch, das strömte von denen aus, die tanzten, tanzten in der Mitte des Saales, von jenem Podium eingeschlossen in ein ganz flaches, scharfkantig abgegrenztes Becken. Floß von der Starrheit ihrer Glieder, von der maschinenmäßigen Ruhe ihrer Bewegungen. Die Musik, dröhnender von Minute zu Minute, schmetterte über sie hin. Aber sie vermochte kein Leben in ihnen zu wecken. Immer, ohne Aufhören und ohne Veränderung, der gleiche Tanz, die gleiche wesenlose Lust von Automaten. Auf allen Gesichtern, wo nicht eine Maske sie deckte, die gleiche gefrorene Gier. Claus Mertens fühlte dunkel, wie der Bann dieser Starre sich auch auf seine Glieder legte, auch seinen Zügen die Bewegung nahm. Und er blickte auf die Gesichter rechts und links, und fand in seinem mühevollen Halbdenken, daß sie ebenso vereist waren von jenem Kältestrom, der dem schattenhaften Kreise der Tanzenden entsprang. — Ab und zu wand sich einer los aus dem Reigen, Mann oder Weib. Trat an das Podium heran und griff, immer mit der gleichen Bewegung des rechten Arms, nach einem der Gläser mit rotem Wein, die hier oder da auf den kleinen Tischen standen. Und leckte, sog den Trank in sich hinein mit brennendem Verlangen; Claus Mertens war es jedesmal, er sähe die purpurne Flüssigkeit durch den gelblichen Hals laufen. Und zum Leben erwacht, zu einem geborgten Leben auf halbe, auf ganze Minuten, wie die Schemen der Unterwelt, wenn sie Blut getrunken haben, wurden die Gestalten wieder in den Tanz gezogen. Dann kreischte wohl einmal ein Schrei, der glaubte, daß er ein Jauchzen sei, über die Geigen und Trompeten hin.

Und das Entsetzen wurde geboren aus der leisen Stimme der beiden Beamten im Waffenkleid, die diesem Saale zu Wächtern bestellt waren und in Mertens' Nähe standen. Der jüngere von ihnen hatte einen der Kellner angerufen, eine der kleinen bleichen Unglücksgestalten, die wie Ratten durch das Gewimmel huschten. „Ein Glas Bier!" Aber der Ältere winkte den Befrackten weg. „Mensch," flüsterte er dem Kameraden zu — aber Claus Mertens hörte jedes Wort — „man merkt, daß du zum erstenmal hier bist. Laß das, um Gottes willen! Hast du Lust, aus einem Glase zu trinken, das heute fünf, und gestern vier, und vorgestern sechs Kontrollmädchen am Munde gehabt haben? Ein Glas, das niemand ordentlich gereinigt hat zwischendurch! Jedes Gefäß hier ist vergiftet von ihren Lippen und Zähnen."

Aber am gräßlichsten kroch es zu Claus Mertens hin aus der Mitte der Schmalwand links, der Musik gegenüber. Ein Weib

saß dort, mit prachtvollem tiefbraunem Haar, eingehüllt in glänzenden Flitter von oben bis unten, eine glatte weiße Atlasmaske vor dem Gesicht. Und auf dem Schoße ein Kind, ein Würmchen von sechs oder sieben Monaten. Es schlief; nur ab und zu, wenn ein gar zu heftiger Paukenschlag die Musik überdröhnte, riß es für einen Augenblick die Augen auf, weinte leise, wand sich etwas hin und her und schlief weiter.

Was immer die frische Landluft und der Duft der Scholle an gesundem Wesen Claus Mertens' Ahnen und ihm selbst ins Blut gehaucht hatten, bäumte sich auf bei diesem Anblick. Durch all die wüste Dumpfheit, die ihm auf Stirn und Schläfen lag, brach übermächtig und lichtklar der Gedanke an die Seinen. Er wollte nach Hause, zu Lisbeth und dem kleinen Fritz. Jetzt. Im Augenblick.

Da sah er, wie, zwei Schritt rechts von seiner Säule, Emil Malchow den Fuß in den Saal hinabsetzte, schräg durch die Tanzenden strich und vor dem Weibe stehen blieb. Claus Mertens mußte hinsehen; es wand sich wie ein Band um seine Schenkel, daß er die Füße dem Ausgang nicht zuwenden konnte. Durch das Weib ging ein sonderbarer Ruck, als Malchow vor ihr stand. Langsam schob sie sich von ihrem Sitz in die Höhe, legte dann ebenso langsam und mechanisch das Kind auf den Stuhl, wo sie gesessen. Dreimal tanzte sie mit Malchow um den Saal herum, viermal. Aber schon nach der ersten Runde fuhr es wie ein Wirbelwind in sie und ihren Tänzer. Unter hundert drahtbewegten Puppen die beiden einzigen Lebendigen schossen sie miteinander dahin.

Dann stand plötzlich Malchow mit dem Weibe vor Claus Mertens. „Heda, da bist du ja. Hohe Zeit, daß du die braune Kathrin kennen lernst."

Durch die schwere graue Dämmerung, die wieder von ihm Besitz genommen hatte, sah Claus Mertens, wie das Weib den Tanz durchquerte und auf demselben Weg mit dem Kinde zurückkam. Merkte dann gleich darauf, wie sie alle drei an einem kleinen Tisch saßen und wie Malchow ein Goldstück auf die Platte warf. Dann stand eine große Flasche in einem Eiskübel neben ihnen, und drei längliche Gläser standen auf dem Tisch.

Mit lautem Knall sprang der Pfropfen aus dem Flaschenhals, hob sich über den Tisch und traf im Herabfallen des Kindes kleinen Mund. Das erwachte, stieß einen leisen Schrei aus und tastete mit einer rührenden Bewegung nach des Weibes rechter Brust. Malchow lachte laut auf. „Sieh' mal, Kathrin, der kleine

Bengel hat Durst!" Er füllte das erste Glas, zwängte es zwischen des Kindes Lippen und goß etwas von dem Inhalt hindurch. Das Weib machte eine Bewegung, als wolle es ihn hindern. Aber er sah sie an, und ihre beiden Hände, die das Glas hatten wegstoßen wollen, sanken herab.

Emil Malchow lachte noch einmal. „Siehst du, Kathrin, es ist noch ganz ebenso mit uns beiden wie vor fünf Jahren."

„Ja, g a n z so," sagte Katharina Eggers unter ihrer Maske hervor. Es klang, als wolle sie es nicht sagen und müsse es doch.

„Vor fünf Jahren," wiederholte Malchow, und es war etwas in seiner Stimme, was vorher nicht darin gewesen war, etwas Heißes, Schmeichelndes. „Braune Kathrin, wie ich damals zur Abwechslung mal wieder durch Holstein wanderte und dich da fand in dem kleinen Nest Wedel. Vor dem Laden deines Vaters, in der Allee mit den Weiden, die da rechts bei dem komischen ollen Roland absieht. Hab' dir gleich ansehn können, daß du heißes Blut hattest und nicht allzugern da drinnen hocktest bei deinem Brummbär von Alten. Fünf Minuten oder zehn, bis ich dich im nächsten Zug nach Blankenese hatte. Der Punsch beim alten Thomas Focke war gut. Weißt du noch? Und wie wir bald aus einem Glas tranken? Und dann der Rückweg — und der weiche Waldgraben bei Rissen. Denkst du noch dran? Verdammt hübsch warst du damals, zum Anbeißen — wie eine Kirsche. Laß mal sehen, wie du jetzt aussiehst." Er streifte ihr die Maske ab und sah das Gesicht unter dem wunderbaren braunen Haar prüfend an. „Blaß und mager bist du geworden, Kathrin, aber hübsch bist du immer noch."

Katharina Eggers hustete. Es klang häßlich und trocken. Auf ihren Backenknochen erschienen zwei runde rote Flecke. „D u hast nichts dafür getan, daß ich n i c h t blaß und mager wurde. Hast mich allein nach Hause gehen lassen am Morgen darauf. Und fünf Monate später die Fußtritte von meinem Vater, die hast d u nicht bekommen."

„Mach' dir keine dummen Gedanken, braune Kathrin," beschwichtigte Malchow. „Trink', Kathrin, trink', du konntest es damals so schön beim alten Focke in Blankenese."

Und sie tranken beide den Wein aus den spitzen Gläsern; Claus Mertens trank mit und wußte dabei nicht, wie es schmeckte.

„Kathrin," sagte Emil Malchow, „war das — damals — ein Junge oder ein Mädchen?"

„Ein Mädchen," antwortete das Weib. „Und hat drei Tage gelebt."

Emil Malchow sah das Kind auf ihrem Schoß an. „Und jetzt ist es ein Junge. Treu bist du mir nicht gewesen, braune Kathrin."

Katharina Eggers hustete wieder und trank dann. „Nein," sagte sie. „Ich wußte nicht, daß du noch auf der Welt warst. Und von etwas muß ich leben. Hab's erst als Dienstmädchen versucht, als Vater mich rausgeworfen hatte. In Altona und in Hamburg. — Hab' einmal 'ne sehr gute Stelle gehabt, hier in Hamburg, in der Neuen Rabenstraße. Anderthalb Jahr lang, bei feinen Leuten. Die Frau war sehr gut zu mir. Ich mochte sie gern; sie konnte so schön singen. Aber ich hab' mich da nicht halten können. Du hattest mich mal Blut lecken lassen. Na, du weißt ja, wie es dann geht."

„So," meinte Malchow, „und jetzt lebst du davon. Haben sie dich unter Kontrolle gestellt?"

Die braune Kathrin sah sich vorsichtig nach den beiden Beamten um. „Nein," sprach sie leise, „bis jetzt hab' ich mich davon gedrückt. Vielleicht ist das schade, hätten sie mich geklappt, dann wäre wohl der Junge nicht da: die — die andern — können besser aufpassen als so eine Einsame wie ich. Die haben alles mehr zur Hand..."

Sie hustete aufs neue.

Claus Mertens fröstelte es in all seiner willenlosen Versunkenheit. Er hob den Kopf. „Hören Sie mal," sagte er mit schwerer, ungelenker Zunge, „der Junge ist nu doch mal da. Dann sollten Sie ihn *hier* doch nicht mit herbringen."

Die braune Kathrin hatte ihn noch gar nicht beachtet. Sie goß ein Glas hinunter und sah ihn zornig an. „So? Wo soll ich ihn denn lassen? Umbringen darf ich ihn nicht. Und *ich muß* hierher. Mal muß ich mich amüsieren, sonst werd' ich verrückt. Und Bekanntschaften machen muß ich auch."

„Na, Kathrin," warf Malchow ein, „für heute hast du mich ja nun wieder. Und Vergnügen haben sollst du auch noch heute abend."

Das Weib sah ihm zärtlich in die blinkenden Augen. Plötzlich lachte sie laut auf, saß ihm dann mit einem Ruck auf dem Schoß. Ihre linke Hand mußte das Kind halten, aber den freien rechten Arm legte sie um den Hals des Mannes. Die enge Berührung ließ auch in Malchows Augen das Gelüst aufblitzen.

Claus Mertens sah, wie sie sich drückten und preßten. Lange vielleicht. Er wußte nicht mehr, wie die Zeit lief. Er fuhr empor, als er die beiden von dem Stuhl aufstehen sah und dabei hörte, wie die braune Kathrin fragte, wohin es nun gehen solle.

„Wohin, du Schaf?“ sagte Malchow. „In deine Wohnung und in dein Bett.“

„Hab' keine Wohnung heute nacht,“ antwortete die braune Kathrin, „hab' gestern Krach gehabt mit der Wirtin.“

„Denn in die Niedernstraße,“ befahl Malchow, „in den Keller von Schwidersky, da kümmert sich kein Mensch darum, was wir machen.“

Claus Mertens fühlte sich so entsetzlich hülflos in seiner Benommenheit. Nur um Gottes willen nicht allein hier zurückbleiben. Er folgte den beiden dicht auf den Fersen; Katharina Eggers trug das Kind. Dann merkte er, wie sie alle zusammen hinauskamen. Und hatte ein unklares Bewußtsein davon, wie Malchow gleich nach rechts umbiegen wollte, um mit ein paar Schritten in der Niedernstraße zu sein. Wie das aber in dem Augenblick nicht ging, weil das Menschengewirr zu dick war. Wie sie dann die ganze Mohlenhofstraße zurückgingen, bis in die Steinstraße, und dort ein Stück nach rechts. Wie da plötzlich ein Loch in die Wand hineinging. Unsicher tastete er sich den beiden nach.

Er mußte sich tief bücken und stieß sich doch ein paarmal den Kopf. Immer weiter stapfte er in die schwarze Höhle hinein. Er hatte früher manchmal geträumt von solch' bösem Wandern. Seine Füße stolperten über Unrathaufen und glitschten dann wieder aus auf etwas Unheimlichem, Weichem. Nun konnte er sich aufrichten. Ein kleines trauriges Stück Nachthimmel mit zwei, drei kranken Sternen blickte von oben herein, unsäglich schmutzige dunkle Häuserwände starrten rings empor in unbeschreiblich häßlichen, unterbrochenen Linien: rechts, links, an allen Seiten, in alle Ecken und Winkel hinein liefen schlangengleich kleine Eingänge; über Schutthaufen hinweg, über verschmutzte Stufen und durch stinkende Pfützen. Claus Mertens hörte verworren, wie Malchow und das Weib miteinander sprachen. Dann verstand er auch ein paar Worte.

„So, hier hast du bis gestern gewohnt, Kathrin?“

„Ja, da oben rechts im dritten Stock.“

„Na,“ lachte Malchow, „wenigstens nicht allzu einsam.“

„Nein, das sind sechsundfünfzig Hinterhäuser, die an diesem Hof liegen.“

Dann ging es weiter. In ein zweites dunkles Loch hinein. Und darin wieder entlang, mit Stolpern, Kopfstoßen und Glitschen, bis ein mannsbreiter Spalt, der die Häuserwand vom Pflaster bis zum Dachfirst auseinanderriß, sie alle entließ. In die Niedernstraße.

Sie zogen über den Fahrdamm, wo eine dunkle gestaltlose Menge sich durcheinanderschob. Dann eine steile Treppe hinab. Claus Mertens auf seinen schwankenden Beinen glitt aus und fiel nach vorn. Mit beiden Händen griff er nach den Schultern des vorangehenden Malchow und hielt sich daran aufrecht: Der wandte kurz den Kopf. „Mensch, bist du auch noch da?"

Dann fand sich Claus Mertens neben einer braungestrichenen Wand auf einer Holzbank sitzend. Das erste, was durch seine Stumpfheit drang, war ein Geruch von Fischen, die in verdorbenem Fett brieten. Ein Verwesungsgestank. Er quoll aus einem Verschlag ihm gegenüber. Hing sich an jeden Gegenstand im Raum, an die Wände, an die Tische, an die Decke. Er war so unendlich widerwärtig, daß Claus Mertens nochmals halb zu sich kam.

Er sah um sich. Ein niederes Gewölbe umgab ihn, getragen von ein paar Steinpfeilern, auf denen zugleich mit der Decke dieses Kellers die ganze Last des vielstöckigen Hauses wuchtete. Zehn Fuß war der Raum breit. Und zwanzig lang: soweit das Auge messen konnte. Halbdunkel alles; ein paar flackernde offene Gasflammen entsandten spärliches Licht.

Auf den Holzbänken an den Wänden saßen, hockten ein Viertelhundert Menschen, Männer und Frauen. Der irre Schein der Gasflammen lief über regungslose Gesichter, denen Zuchthausluft die Farbe genommen hatte. Gestorbene vielleicht? Claus Mertens wußte es nicht in seinem Elend. Er fühlte sich selbst wie in einem Grab: alles tot, alles einerlei; nur eines wahr, der gräßliche Verwesungsgeruch, der alles durchdrang. Durch Dunst und Staub erblickte er Malchow, wie er dicht zu dem Wirt trat, dem sonderbar hinkenden Gesellen mit dem kurzen Gummiknüttel in der rechten Hand. Nicht deutlicher sah er die braune Kathrin, die das Kind auf die freie Ecke der einen Bank legte und sich dann dicht bei Malchow niederließ. Alles gleich — ganz gleich.

Aber Emil Malchow sprach zu dem Hinkenden: „Heda, alter Schwidersky, du konzessionierter Speisewirt, ich weiß ganz genau, wovon du lebst. Du sollst dich noch freuen heute, daß wir hier gewesen sind."

„Bier?" fragte der Hinkende mit fröhlichem Grinsen. „Sollst du haben!"

Malchow schlug ihm auf die Schulter, daß das verkürzte Bein zusammenknickte. „Ach was! Dein Bestes! Den guten roten Italienischen!"

Der mit dem Gummiknüttel grinste wieder. „Kannst du zahlen?"

Malchow schüttelte mit der linken Hand seine Hosentasche, daß es klirrte.

Dann sah Claus Mertens, wie der Hinkende den Gummiknüttel weglegte. Vorsichtig, auf einen Wandbort in seiner Nähe, wo er ihn eher fassen konnte, als irgend ein andrer. Und wie aus dem Verschlage, wo die greulichen Fische brieten, schöne dunkle Flaschen herauskamen und hübsche Gläser, die sich schnell füllten unter Schwiderskys geschickten Händen.

„Für alle!" rief Malchow, „heute fei're ich Hochzeit."

Für alle! Das Wort zündete. Wie ein Lebensfunke fuhr es in die Schemen auf den Bänken. Mit dankbaren Augen, wie kranke Hunde, schlichen sie zu Malchow hin und drängten sich um ihn mit bittenden Geberden. Jeder wollte der erste sein an dem Born, der das Leben gab.

Aus der Wand fiel eine Holztür vor Claus Mertens' Füße, von innen herausgestoßen. Auf dem nackten Fußboden der Höhle, die sich auftat, lagen zwanzig Menschen. Den Kopf auf dem eigenen ausgestreckten Arm, auf des Nachbarn Bein oder Bauch, wie es grade gekommen war beim Einschlafen. Wie Gewürm entwanden sich nun die Erwachenden dem stinkenden Loch. Kriechend, sich aufrichtend, wieder stolpernd, bewegte sich der ganze Knäuel gegen Malchow, sich mischend mit den Glücklichen, die schon schmatzten und schlürften. Und allen ward der Lebensquell, allen, allen. Die braune Kathrin tat es jedem zuvor.

Und das ganze Grab ward lustig. Die gedunsenen Leichname und die ausgemergelten Gerippe faßten sich, stießen sich, küßten sich und tanzten. Wilde Gassenhauer wirbelten durch den Gestank. Dazu weinte ganz leise das Kind.

Claus Mertens trank mit, Glas auf Glas. Heraus aus der Dumpfheit! Leben! Leben!! Und dann sang und heulte auch er in den Gesang der Larven hinein.

Malchow und die braune Kathrin drehten sich engumschlungen mitten in dem tollen Wirbel.

Plötzlich dazwischen ein Schluchzen. Die braune Kathrin hatte sich hingeworfen, in die Ecke, nieder vor ihr Kind. Da lag sie auf den Knieen und sang ein Lied. Das einzige, das sie wußte; der jungen Frau hatte sie es abgehorcht, in deren Haus und Dienst sie gewesen war anderthalb Jahre.

Die ersten paar Töne wurden noch halb verschlungen durch glucksende Laute und hier und da aufwiehernedes Lachen. Dann zog ein lähmendes Staunen durch den Raum, nur das Kind weinte hinein in die Worte:

„Ich trage, wo ich gehe, stets eine Uhr bei mir;
Wieviel es geschlagen habe, genau seh' ich's an ihr."

Mechanisch, wie aus einer Maschine heraus, hatte das geklungen. Dann aber nahmen Text und Ton Besitz von der Regungslosen, denn als Katharina Eggers nun sang:

„Es ist ein großer Meister, der künstlich ihr Werk gefügt,
Wenngleich ihr Gang nicht immer dem törichten Wunsche genügt,"

da war es ihr, als werde ihr das Lied vorgesungen von der jungen Frau in der Rabenstraße, dem einzigen Wesen in der Welt, das ihr je Gutes getan. Sie brauchte nur nachzusingen, was sie hörte. Und sie traf es richtig.

Sie sang weiter. Und der Bann wich nicht von den zerlumpten Gästen der Zuchthäuser, die wie angenagelt standen, nicht von dem hinkenden Schwidersky, der vergaß nach seinem Gummiknüttel zu schielen, selbst nicht von Emil Malchows grünlichen Augen.

Katharina Eggers aber sang des Liedes dritten Vers:

„Sie schlug am Sarge des Vaters, sie schlug an des Freundes Bahr',
Sie schlug am Morgen der Liebe, sie schlug am Traualtar.
Sie schlug an der Wiege des Kindes, sie schlägt, will's Gott, noch oft,
Wenn bess're Tage kommen, wie meine Seel' es hofft."

Wie bei den letzten Worten der Ton sich hob und dann langgezogen in die Tiefe sank, fühlte Claus Mertens ein unbeschreibliches Weh in Herz und Hirn. Aus diesem zerfließenden Klang schluchzte unendliche hoffnungslose Sehnsucht nach Licht, schluchzte das Gottverlangen all der verlorenen Leben hier in der Höhle, in den Straßen ringsum, in der ganzen dumpfen großen Stadt.

Die Singende kam nicht weiter. Ein furchtbarer Husten schnitt ihr den Ton ab und schüttelte sie bis ins Mark. Sie schnellte auf,

stand neben Malchow und stürzte ein Glas hinunter. Dann brach sie in ein wildes Lachen aus. Und warf ihre beiden Arme um Malchows Hals, und, ihren Leib fest an den seinen pressend, schob und drängte sie ihn nach hinten in den Raum, dorthin, wo gestaltloses Dunkel das zage Flackerlicht der Flamme völlig verschlang. Tiefer und tiefer schob sie ihn in das Düster hinein; so wütend riß und zerrte sie, daß Malchow strauchelte. Aus einer Tasche seines Rockes fiel ein flaches Paketchen. Ehe es ein andrer ergreifen konnte, hob Claus Mertens es auf. Seit das Lied ihn nicht mehr quälte, fühlte er sich mit einem Male gesund und stark; Schwiderskys guter Wein hatte die Wolken aus seinem Kopf getrieben. Und jetzt wußte er gleich Bescheid: das waren die Bilder, die Malchow ihm heute abend hatte zeigen sollen.

Und während sich der Schwarm der Ausgestoßenen um die letzte Neige des köstlichen Getränks balgte, kratzte und biß, setzte sich Claus Mertens auf die Holzbank dicht neben das vergessene Kind und wickelte die Bilder aus. Dann sah er sie an, einmal, zweimal. Sah alles deutlich, was drauf war, denn die eine Gasflamme brannte ganz dicht über seinem Kopf. Sah immer wieder darauf hin und vergaß, wo er war.

Von hinten aus dem Dunkel drang tiefes Stöhnen der Brunst durch den entsetzlichen Raum. Aber Claus Mertens war entrückt. War eins mit der Ferne, der unsagbar ersehnten.

Auf Indiens Grund stand er. Auf Bergeshöhe, umfangen von der Erde reinstem Hauch. Um ihn rauschten geheimnisvolle Wälder von Coniferen und Rhododendren. Vor den seligen Augen aber hob sich ein unvergleichliches Wunder. Nicht von der schweren Erde stieg es auf, hoch über lichtglänzenden Wolken wuchs es aus dem Tiefblau des Himmels. Weiß leuchtete es, wie nichts sonst leuchten kann; doch wo die heilige Sonne es küßte, strahlte es auf in Gold und Rubinrot. Die Heimat urältester Götter, der ewige Wall des Himalaja.

Claus Mertens saß da, ein Schauender, hoch über Raum und Zeit. Sein Kopf fiel auf die Brust. Er schlief, sanft wie ein glückliches Kind. In seinen Traum ragten die Eisgipfel.

* * *

Von draußen drang ein Geräusch in den Keller.

Ein Klang von hundert Stimmen, die durcheinander schwirrten. Gemischt mit dem Ton von doppelt soviel Sohlen, die auf dem Pflaster klapperten. Aus jenem Klang lösen sich ab und zu laute

Schreie los, das Klappern aber wird mehr und mehr zum wirbelnden Stampfen.

Jetzt — gerade vor dem Eingang des Kellers — das schneidende Gellen einer Schutzmannspfeife.

Schwidersky, der seinen Gummiknüttel wieder in der Hand hat, steckt vorsichtig spähend den Kopf aus der Kellertür, wie ein Tier aus seiner Waldhöhle. Gleich darauf stehen vier seiner Gäste, die eben noch traurig auf die leeren Flaschen gestarrt haben, hinter ihm. Von der untersten Stufe der steinernen Treppe lugen sie und strecken die Nüstern hinaus in das Dunkel der Straße.

Sie sehen einen Polizeihelm, der sich langsam, stoßweise, die Straße entlang vorwärts schiebt; aus einer schwarzen Masse taucht er auf, bald sich hebend, bald wieder versinkend. Die Verlorenen wittern einen Todfeind in Not. Und der Saft des Italieners in ihren Adern hat Lebensgluten und Rachegeister geweckt, die lange schliefen. Sie drängen die Treppe hinauf und schieben Schwidersky vor sich her.

Den durchfährt ein blasser Schreck: Mit der Polizei darf e r es nicht verderben. Doch — während sein Gummiknüttel durch die Luft pfeift und den einen der Drängenden trifft, sind die drei andern schon oben in der schiebenden, pressenden Menge.

Der Getroffene taumelt zurück in den Keller. Mit wildem Aufheulen. Das beantwortet wird aus fünfzig Kehlen; wie ein auffliegendes Pulverfaß schleudert der Keller die ganze zusammengepferchte Masse drinnen auf die Straße hinaus. Alles wird mitgerissen, Claus Mertens aus dem Schlaf, Emil Malchow und die braune Kathrin aus der Erschlaffung nach der Brunst.

Dem jungen Schutzmann oben gefriert das Herz, wie die neue fauchende Masse sich an das Gewicht hängt, das ihn schon zu erdrücken droht.

Aber seinen Arrestanten läßt Jürgen Mewes doch nicht los. Dort hinten in der Springeltwiete hat er ihn festgenommen, als der Randalierende, von ihm verwarnt, ihm die Faust ins Gesicht schlug. In den fünf Wochen, die er der Wache 7 angehört, hat Jürgen Mewes ähnliches schon ein paarmal erlebt. Aber nicht das, was dann gefolgt ist: die Niedernstraße und ihre Geschwister sind heute nicht bei Laune; ein halb Dutzend Angetrunkener hat sich gleich, als er den Kerl abführte, um den Behelmten geballt, ihn getrennt von dem Kameraden, der mit ihm patrouillierte.

Wie er dann den Gefangenen — den er bald schieben muß wie ein Stück Holz, bald ringend bewältigen wie einen reißenden

Wolf — mühsam vorwärts gebracht hat, ist der Ball rasch zu einer Lawine gewachsen. Vorn und hinten bedrängt sie ihn, an beiden Seiten. Seine Brust keucht, und große kalte Schweißtropfen rinnen unter dem Helm hervor über die Schläfen, deren Adern gespannt sind zum Bersten. Seine Waffe zu ziehen ist ihm verwehrt: denn beide Hände sind nötig, den Festgenommenen zu bändigen. Und den loslassen? Und sich nachher schämen wie ein Hund vor Revierwachtmeister Nevermann...

Wenn er nur noch dreißig Schritt vorwärts kommen kann: dort links bricht ein heller Schein in die finstere Reihe der Giebelhäuser. Das ist die Straße Depenau, in ihr — keine fünf Meter hinter der Ecke — liegt die Wache 7. Aber jeder der dreißig Schritte wird ein Kampf sein: immer erstickender drängt um Jürgen Mewes die Lawine. Für ein paar Sekunden macht er die linke Hand frei, und nochmals spaltet der Pfiff der Signalpfeife die Luft.

Der Pfiff wird erwidert. Und von rechts, aus dem Eingang der Mohlenhofstraße, an der sich der brodelnde Haufe jetzt vorbeiwälzt, wirft sich eine große behelmte Gestalt in die schwarze Brandung. Vor Hans Hennings' wuchtigen Faustſtößen fliegt die Menge rechts und links auseinander. Schon steht er neben dem Gefährdeten. Und gleich darauf hat sich Steffen Junge herangearbeitet. Der zieht den Säbel und hält Rücken und Seiten frei; Hans Hennings macht vorn Platz. Wohl wird die hemmende Masse immer größer. Denn fort und fort speien Keller und Wirtschaften ihre Schlammfluten hinein. Aber jetzt ist die Ecke der Depenau erreicht. Da links, fast zum Greifen, liegt die Wache. Noch einmal stößt Jürgen Mewes mit aller Kraft in die Signalpfeife. Und schon wird es drinnen in der Wache lebendig.

Im Pflaster des Bürgersteiges links klafft ein Loch; schmale Stufen winden sich zu ihm empor. Der Eingang eines Kellers, wie der, wo Schwiderskys Gummiknüttel regiert. Aber eines schlimmeren noch. Jetzt kehrt auch diese Höhle ihre Eingeweide um. Und wie sich die strudelnde Masse, in deren Mitte Jürgen Mewes seinen Arrestanten schleppt, die schräge Ebene der Depenau hinabschiebt, der Wache zu, wird Steffen Junge nach links gedrängt, gegen die Häusermauer an. Für einen Augenblick wirft ihn die Woge gegen das Geländer, das, querlaufend, den Bürgersteig gegen den Seitenabsturz des Loches schirmt. Dann trägt es ihn um den Kopf des Geländers herum an dem Abgrund vorbei. Er muß sich stark nach rechts lehnen, daß ihn der Strudel oben nicht hinabspüle.

Da fühlt er von unten seine Beine umklammert. Aus dem Auswurfe, der dem Abgrund entquillt, haben sich zwei krallende Arme gestreckt, die ihn hinabziehend umstricken. Über ihnen ein gedunsener roter Kopf mit einem wutfunkelnden Auge: an Stelle des andern starrt eine leere rote Höhle; die Laterne vor der Wache — keine sechs Schritt mehr entfernt — beleuchtet sie genau. Aus dem Munde des Untiers flutet betäubender Geruch von Fusel und Bier zu Junges Gesicht empor. Der merkt, wie der klammernden Fäuste und der abwärts zerrenden Arme mehr und mehr werden. Nur einen Gedanken kann er fassen: Nicht zertreten werden in dem schmutzigen Pfuhl dort unten! Lieber Gott, nur das nicht! Seine Hände greifen um sich nach einem Halt. Die Rechte, der die Waffe entfällt — er hört, wie sie unten mit Johlen zerbrochen wird — umfaßt das andre Seitengeländer des Abgrundes, das nach der Wache hin. Ein reißender Schmerz fährt durch seinen Arm; er weiß, nicht zwanzig Sekunden lang kann er das ertragen. Vergebens strebt er, sich soweit nach rechts herumzuwerfen, daß er auch die linke Hand an das Geländer heranbringen kann; er fühlt, wie seine krampfig gepreßten Finger nachlassen. Da greifen unter seinen Achseln durch zwei Arme, und ihre Hände schließen sich vorn um seine Brust. Er hängt wie in eisernen Trägern; wohl werden seine Lungen eingepreßt, daß er nur ganz mühsam Atem holen kann, wohl dehnen sich alle Sehnen seines Leibes schmerzhaft unter dem Doppelzuge nach oben und nach unten. Aber er weiß: Hans Hennings' Arme sind von Erz, die brechen nicht und geben nicht nach.

Hans Hennings hat den rechten Arm durch das Geländer gehakt, ehe er mit beiden den Freund rettend umschloß. Nun steht er, ihn umklammernd. Die Muskeln seiner gestemmten Beine schwellen an wie eherne Knoten. Auf der obersten Treppenstufe steht das rechte mit dem vorgebogenen Knie, eine Stufe tiefer das starr gestreckte linke. Den schweren Oberkörper wirft er soweit zurück, wie er kann. An ihm zerrt und reißt es, von unten und von oben. Malchow, den das Gewühl dicht an ihn gepreßt hat, und der jetzt voll Gift der Zurechtweisung vor dem „Herzog von Holstein" gedenkt, bearbeitet seinen linken Oberarm mit Faustschlägen. Hinter dem ist Claus Mertens, jeder Bewegung beraubt, an das Geländer gegenüber geklemmt.

Die Flut oben brandet an den Stufen, die zum Eingang der Wache hinaufführen. Von drinnen tönt hastiges Schreiten und Waffenklirren. Dann ein Kommando. Die Tür fliegt nach

außen auf, zwanzig Helmträger stürzen in dichter Schar heraus, den blanken Säbel in der Faust.

In kaltem Schrecken stieben die ersten der Bedränger auseinander. Jeder drückt sich, biegt sich, zurück soweit er kann, in die nachpressende Masse hinein. Jürgen Mewes fühlt sich plötzlich frei; sein Gefangener, von ihm geschoben, von zwei andern frischen Fäusten vorn gepackt, verschwindet in der Wache.

Das hat der Angriff erreicht. Aber dann steht er. Was er auseinandergeworfen hat, war der Schaum, den die Woge vor sich hertrieb. Sie selbst ebbt nicht zurück.

Die zwar, die vor den Säbeln der Schutzleute stehen, flöhen gern. Aber sie können nicht. Denn was hier in die Depenau hineindrängt und sie ganz erfüllt von einem Häuserwall zum andern, ist nur die vordere Schneide eines Keils, dessen breite Grundfläche — ständig anwachsend aus der Mohlenhofstraße, dem Schopenstehl, der Springeltwiete — von der Niedernstraße her drückt. Und auch die Furcht der Vordersten wird geringer: denn die Klingen der Uniformierten fallen noch flach; Revierwachtmeister Nevermann hat es so befohlen vor dem Ausfall, es soll kein Blut vergossen werden, wenn es angeht. Jetzt freilich, wo er hier draußen steht und Hennings' verzweifeltes Ringen um Steffen Junges Rettung sieht, will der Bärtige den Befehl bereuen: drei Fuß vor dem Geländer, das Hennings den Halt leiht, ist der Angriff zerschellt.

Nevermann gibt wieder ein Kommando. Die Behelmten springen zurück: und stehen dann, wie festgegossen, in zwei Gliedern die ganze Breite der Depenau sperrend von der Wache bis zu den Häusern gegenüber. Langsam, gegen den Widerstand der Vordersten, schiebt sich die Menge gegen sie heran. Revierwachtmeister Nevermann steht hinter der Front. Er rechnet: Ehe er den Befehl zum Ausfall gegeben hat, hat er nach der Hopfenmarktwache um Hilfe telephoniert. In acht Minuten werden die Kameraden da sein. Ob Hennings so lange aushält?

„Vorwärts!" kommandiert er. „Fest zusammenhalten! Einhauen!"

Die beiden Helmreihen rücken vorwärts; unter dem gellenden Wutgeschrei, das sich drüben erhebt, beginnen die Säbel zu arbeiten. Stöhnen und Schmerzensrufe tönen vorn aus der Menge, einzelne brechen nieder. Da stößt Jürgen Mewes, der gerade vor dem Vorrücken wieder aus der Wache gekommen und in Reih' und Glied getreten ist, einen lauten Schrei aus: Ein Bierseidel, mit

aller Kraft geschleudert, hat die Blende seines Helms getroffen und ist daran zerschellt, die Splitter stecken ihm tief in Stirn und Wangen. Dem Wütenden hinten in der Menge, der es geworfen, hat die braune Kathrin es zugereicht gefüllt bis an den Rand; er hat den Inhalt hinuntergegossen und es dann geschleudert. Die braune Kathrin und zehn andere Weiber — ein paar Masken dabei aus dem „Herzog von Holstein" — schleppen aus Wirtschaften und Kellern Arme voll Gläser mit Bier und Branntwein unter die heulende Menge.

Ein splitterndes Glasgeschoß nach dem andern fliegt unter Nevermanns Leute. Mehrere bluten heftig; einer taumelt und stürzt. Schwer keuchend ringen sie, die braven Söhne des niederdeutschen Landes ringsum. Ausgesuchte Leute aus Hamburgs Walddörfern, aus den Vierlanden, aus Hannover und Holstein. Ihnen gegenüber in wirrer Verknäuelung alles, dem die Großstadt das Menschentum ausgebrannt hat: Schlacken von Germanen, Polen dazu und Gesindel aus Italien und Halbasien.

Hinten in der Niedernstraße, der Springeltwiete gegenüber, steht ein Gebäude. Von außen ein finsteres Giebelhaus wie die andern neben ihm. Aber drinnen denen nicht gleich: eine behagliche Wirtschaft birgt das Erdgeschoß, einen reinlichen Wirt und ordentliche Gäste. Ein halb Dutzend Arbeitervereine haben dort ihr Versammlungslokal. Heute abend sind die Mitglieder des sozialdemokratischen Turnvereins von Altstadt-Süd nach dem Turnen dort gewesen, wie jede Woche zweimal.

Jetzt verlassen sie das Haus und ziehen gemeinsam die Niedernstraße hinunter. Die ist ganz merkwürdig leer; was an einzelnen Gestalten umherhuscht, folgt immer derselben Richtung, der Richtung, in der auch die Turner gehn. Dort, wo sie hinstreben, schiebt sich etwas Dichtes, Schwarzes hin und her. Verworrenes Geräusch dringt von dort.

„Da ist was los," sagt zu dem jungen Vereinsvorsitzenden Ludwig Thormann der neben ihm schreitende Genosse. Unwillkürlich beschleunigt alles den Schritt. Jetzt ist man an die dicke Masse heran, die schon zwanzig Fuß vor der Einmündung der Depenau die ganze Niedernstraße füllt. Mühsam drängen sich die Turner vorwärts. Nun sind sie vor der Depenau.

Über die tobende Meute weg sieht Ludwig Thormann was „los ist". Sieht Wachtmeister Nevermanns schwer bedrängte Leute. Sieht, etwas näher, den Kellereingang links und wie dort

gerungen wird. Sieht Hans Hennings' Gesicht, das bleich ist vor rasender Anstrengung. Im kleinsten Bruchteil einer Sekunde ist dem Turner eine Erinnerung durchs Haupt geflogen:

Ein Tag vor vier Jahren. Lokstedter Heide. Alle sechs Geschütze der dritten Batterie jagen in geöffneter Front im Galopp vorwärts. Dort auf die Waldecke zu. Die Sonne lacht auf den Rohren und den Helmbeschlägen. Und dem jungen Stangenreiter am rechten Flügelgeschütz lacht das Herz im Leibe. So lustig und sorgenlos ist das Leben jetzt nicht mehr, Ludwig Thormann, wie damals, als du in der dritten Batterie die „Mara" rittest! Hat nicht der Batterieführer, der dort am Rande des Wäldchens hält, den erhobenen Arm gesenkt? Ja, gewiß. Aber der Geschützführer paßt ja nicht auf. Ludwig Thormann will ihm zurufen, öffnet schon die Lippen. Da, ein gewaltiger Ruck. Die „Mara" ist in ein Kaninchenloch getreten, ihr Rücken senkt sich heftig nach links vorn. Ludwig Thormann wird übermächtig vorwärts geworfen. Den Körper zurück und ein verzweifelter Zug an den Zügeln! Zu spät. Schwer stürzend wälzt sich „Mara" nach links auf die Erde. Ludwig Thormann liegt unter ihr, den linken Schenkel durch ihr Gewicht fest auf den Boden gepreßt, ohnmächtig zu jeder rettenden Bewegung. Und die Vorder- und Mittelpferde sind im Rasen. Nicht einmal das Handpferd rechts neben ihm kommt zum Stehen. Ludwig Thormann fühlt, wie er geschleift wird. Gleichzeitig kommt das Rad der Protze, das schwere, eisenbeschlagene Rad, seiner Brust immer näher. — „Bremsen! Bremsen!" Mit äußerster Kraft brüllt das eine durchdringende Stimme zu den Kanonieren hin, die hinten auf dem Geschütz sitzen. Der hülflos Liegende erblickt den Zielaufklärer, den riesigen Sergeanten Hans Hennings, der, von vorn rechts heranjagend, den Ruf ausgestoßen hat und jetzt seinen mächtigen Braunen dicht, dicht an das in wilder Angst tobende Handpferd drängt. „Bremsen! Bremsen!" Aber die Geschützbremse zieht wohl nicht an, — nur noch einen Fuß ist das Protzenrad von dem Verzweifelten entfernt. Da sieht er, wie Hans Hennings, während er zum dritten Male schreit „Bremsen! Bremsen!", mit seiner klotzigen linken Faust in die Zügel des Handpferdes greift. Wie er dann sein eigenes Pferd mit der andern Hand zurückreißt und ihm mit den gewaltigen Schenkeln den Atem wegklemmt, daß es steht. Stürzt er jetzt, so zermalmen auch ihn Protze und Geschütz. Thormann erkennt noch, wie der Sergeant und sein Pferd mit einem furcht-

baren Ruck nach vorn gerissen werden, wie der Braune in die Kniee bricht. Da fassen die Bremsen. Das Geschütz steht — das Rad der Protze rührt an Ludwig Thormanns Brust.

— — Ludwig Thormann braucht heute nicht zu überlegen. In scharfem Kommandoton — die Turner kennen den genau — ruft er: „Was ein ordentlicher organisierter Arbeiter ist, der hilft jetzt den Schutzleuten! Drauf auf die Bande!"

Ein leises Stutzen geht über die Gesichter von dreien, vieren seiner Freunde. Aber es verweht vor dem Ruf der andern: „Bravo, Thormann, drauf auf die Bande!"

Und nun fühlen sie alle: So muß es sein. Die Ordnung zur Ordnung, die Organisation zur Organisation. Gegen die Unordnung und das Chaos, die der Tod sind für alle.

Siebzig Turnerfäuste beginnen ihr Werk. Und bleiben nicht allein. Denn Ludwig Thormanns Ruf ist auch andern ins Herz gedrungen. Die sich gedankenlos gesellt hatten zu der verderbenschwangeren Masse, und die sich nun gepackt fühlen an dem, was ihre Ehre ist, gepackt daran, daß sie organisierte Arbeiter sind. Um ein Dutzend Menschen wächst Ludwig Thormanns Schar. Die Turner werden warm bei der Arbeit. Mit den Stößen und Schlägen, die sie austeilen und empfangen, wächst die Freude am Kampf. Wo sie angreifen, fliegen mit dumpfem Ton Körper auf die Erde. Der Keil, der auf Nevermanns Leute drückt, wird angebohrt in seiner Grundfläche. Das macht die ganze Masse unsicher, die Kette der Schutzleute an der Wache spürt es mit Freuden und dringt stärker vor.

Hans Hennings hat Thormanns Ruf vernommen mit dem dunkeln Gefühl, daß diese Stimme nicht zum erstenmal an sein Ohr schlägt, und er fühlt seine schwindenden Kräfte wieder wachsen. Aber lange wird er es doch nicht mehr aushalten: seine Arme sind wie abgestorben, und vor den Augen tanzen ihm Funken; schon vor Minuten wäre er erlegen, liehen Schnaps und Bier den Zerrenden unten nur halb so viel Kraft wie Wut. Da hört er durch den Lärm hindurch ein andres Geräusch. Ein ganz leises Trappeln. Es wird stärker — noch stärker. Auch Nevermann hört es jetzt. Nun ist es laut hallender Laufschritt geworden.

„Vorwärts Jungens!" ruft Nevermann, und der Jubel bricht aus seiner Stimme, „das ist die Hopfenmarktwache!"

Sie ist es. Fünf Sektionen stark fegt sie im eiligsten Lauf heran. Allen andern voraus mit seinen langen Beinen der Polizei-

leutnant von Linsingen, eine fahrende Flamme des Ehrgeizes. Er hat die Hopfenmarktwache gerade revidiert, als der Alarm dort eintraf, und dann gleich das Kommando übernommen: er lechzt nach Taten, seit er von der Truppe zu Hamburgs Polizei übergetreten ist. Ganz dicht hinter ihm hält sich Revierwachtmeister Möller, der Alte, der schon bei Loigny mit dabei gewesen ist.

Den Schopenstehl sind sie hinuntergebraust, was sich von dort an wüstem Volk noch heranschob, ist vor ihnen zerstoben wie Spreu. Nun sind sie noch drei Mannslängen entfernt von dem dichten Gewühl. Es bedarf keines Kommandos, ganz von selbst mäßigt die vorderste Sektion den Lauf, und blitzschnell stürzen die vier andern in die gleiche Höhe vor. Dann ein brausendes Hurra, und vierzig Säbel fahren in die kreischende Masse.

Ludwig Thormann hat über die Menge weg die Anstürmenden gesehen und, kurz ehe sie aufmarschierten, durch einen Pfiff die Seinen um sich gesammelt: In dem gleichen Augenblick, wo sich von der Schopenstehlseite her die Säbel in die Wurzel des Keils bohren — dessen Schneide, vorn in der Depenau, jetzt auch schon beginnt, sich umzulegen an der Doppelmauer von Nevermanns Leuten — sprengt ein geschlossener Ansturm der Turner diese Wurzel von gegenüber. Ein einziger brüllender Aufschrei, dann ist alles, was hinter der Depenau stand, wenn es nicht am Boden liegt, von den Kellern der Niedernstraße verschluckt.

„Bravo, Ludwig!“ ruft Wachtmeister Möller dem schwitzenden Thormann zu: Er kennt den jungen Mann gut, dessen Vater ist sein Kriegskamerad gewesen. Und Polizeileutnant von Linsingen schüttelt Thormanns Hand; in diesem Augenblick täte er es auch dann, wenn er wüßte, daß er die Finger eines „Vaterlandslosen“ umschließt.

Was die Depenau füllt, flieht rückwärts. Zwei Dutzend Strolche und Huren fallen Linsingens Leuten in die Hand. Das meiste entkommt.

Revierwachtmeister Nevermann ist der erste, der neben Hans Hennings steht. Gleich darauf ist der blutende Jürgen Mewes auch da; beide packen Steffen Junge und reißen ihn nach oben. Zehn Mann von der Wache 7 stürzen vor den Kellereingang: Aus dem wird keiner entfliehen.

Hans Hennings fühlt wieder neues Leben in seinen Armen. Blitzschnell wirft er sich herum und packt Emil Malchow. Er hebt ihn hoch wie ein Kind und will ihn nach der Wache tragen; Mal-

chow windet sich in den gewaltigen Fäusten wie eine gefangene Schlange, eine gräßliche Angst schnürt ihm die Kehle.

„Mertens," würgt er hervor, „Mertens — zu Hülfe!"

Um den hat sich noch keiner gekümmert. Verstört und regungslos lehnt er an seinem Geländer, auch jetzt noch, wo ihn kein Gedränge mehr daran preßt. Es saust und braust in seinen Ohren, dazwischen tönt Malchows erstickter Angstruf hinein. Der weckt eine alte Erinnerung auf: Beim Militär hat es doch geheißen: „Kameradschaft halten, Kameradschaft bis zum Tod!" Und wie sagen sie in Poppenbüttel? „Die Mertens sind treu."

Mit einem Ruck hat er in die Tasche gegriffen nach seinem Messer. Ein zweiter Ruck, und die Klinge steht fest im Griff. Dann wirft er sich an Hans Hennings heran. Weithin spritzt ein Blutstrahl aus dessen durchstoßener Kehle.

Das brechende Auge des Dithmarsen sieht weite grüne Wiesen und das weizengelbe Haar seiner Braut. Was er dann sieht, wissen wir nicht.

Steffen Junge brüllt auf wie ein wildes Tier. Er reißt dem sinkenden Hennings den Säbel aus der Scheide; mit einer tiefen Schädelwunde liegt Claus Mertens auf dem Pflaster der Depenau.

Malchow entkommt in das Dunkel der Niedernstraße.

„Denn des Gesetzes Inhalt und Bescheid
Hat volle Übereinkunft mit der Buße."
Shakespeare.

Viertes Kapitel.

Der Julitag brannte mit der Glut der zweiten Nachmittagsstunde auf breite Rasenflächen: neben der letzten Enge der Sophienterrasse zog sich lang und weit der Garten zum Harvestehuderweg hinab; denen, die dort wandelten, freien Einblick bietend über die niedere Hecke, und Mitgenuß — nach hamburgischer Art.

Helmut Harringa saß unter der großen Trauerweide, zehn Schritt diesseits der Hecke. Kein Blick von draußen drang durch den grünen Vorhang, womit das hängende Laubwerk ihn rings umgab. Ihm selbst war es unverwehrt, wenn er wollte, durch kleine Lücken zwischen den unzähligen länglichen Blättern hindurchzuschauen. Nach rückwärts, auf sein Elternhaus, das weit oben im Garten zwischen grünen Baumriesen weiß hervorleuchtete. Oder nach vorn über die Hecke, auf den bräunlichen Staub des Harvestehuderwegs und die ländliche Wiese dahinter, bis zum blitzenden Spiegel der Alster.

Er hatte seinen Gartenstuhl dicht an den Tisch gerückt, dessen rohe Holzplatte rund um den Stamm lief. Zwei Aktenbände lagen darauf, ein dritter ruhte geöffnet auf des Lesenden Knieen: Die Akten des Strafprozesses gegen Mertens und Genossen.

Untersuchungsrichter und Staatsanwalt hatten rasch gearbeitet. Und gründlich dabei. Wie Hamburger pflegen. Wohl hatte es ihnen manchen Tag Arbeit gespart, daß alles Fahnden auf Emil Malchow umsonst gewesen war; um manches Blatt wäre sonst die Akte dicker geworden, um manchen Namen reicher die Liste der vierzehn Angeschuldigten. Aber auch so hatten nur große Arbeitskraft, nur zielbewußter, alles Beiwerk von der Hauptsache scharf sondernder Blick, es wirken können, daß knapp zwei Monate, seit Claus Mertens' Blut über Hans Hennings' Leiche geströmt war, die Akten bei der Strafkammer II eingegangen waren. Die Akten mit der Anklageschrift der Staatsanwaltschaft,

deren Antrag die Eröffnung des Hauptverfahrens vor dem Schwurgericht begehrte, wegen Aufruhrs, Totschlags und etlicher kleinerer Straftaten.

Helmut Harringa war der Berichterstatter. Als Landgerichtsdirektor Burmester ihm die Sache zugewiesen hatte, hatte der gesagt: „Lieber Herr Kollege, die Akte sieht bös aus. Aber ich habe schon hineingesehen und kann Ihnen sagen: die Geschichte, die Sie ja schon aus der Zeitung kennen, ist ganz einfach. Viel Arbeit werden Sie nicht davon haben."

Helmut Harringa wäre auch sonst gern an die Sache herangegangen: in dem befriedigenden Gefühl, mitzuhelfen an der Rache für Hans Hennings' Verderben. Denn da war keiner in Hamburg, der Zeitungen las, dem nicht die Faust gezuckt hätte vor Empörung über des treuen Mannes brutales Geschick. Und groß vor allem war der Grimm der Strafrichter, die den prächtigen Menschen so oft als Zeugen vor ihrer Schranke gesehen hatten, in seinem bescheidenen Auftreten, mit seinen klaren Aussagen und immer ohne Gehässigkeit gegen den, den er belasten mußte.

Auch schien es, als solle Direktor Burmester recht behalten: in wenigen Stunden hatte Helmut Harringa die beiden ersten Bände der Akten durchgelesen; die klaren Protokolle des Kollegen Marquart mit ihren kurzen durchsichtigen Sätzen zwangen nicht zu unnützem Aufenthalt. Dem schnellen Vorwärtsdringen des Lesenden war erst Halt geboten worden auf den ersten Seiten des dritten Bandes. Dort waren Lisbeth Mertens' Bekundungen niedergelegt und gleich darauf auch die Paul Volquardsens; als Leumundszeugen für den Hauptangeschuldigten Claus Mertens hatte man sie vernommen. Die Protokolle waren klar und gut wie die andern, dennoch hatte Helmut Harringa sie dreimal, viermal hintereinander Wort für Wort durcharbeiten müssen, ehe er weiter gekommen war. Und bei allem, was er dann noch gelesen hatte, waren im Hintergrund seiner Seele stets die Zweifel lebendig geblieben, die jene Aussagen geweckt hatten: d e r Zweifel, ob nicht des allverwünschten Täters Geschick noch bejammernswerter sei, als das des Erschlagenen, dem Ehre das Grab krönte. Und d e r Zweifel: ob denn dem, was die Menschen Gerechtigkeit nennen, und dem, was das Wohl des Ganzen heißt, in Wahrheit Genüge geschah, wenn nun die unhemmbare stählerne Walze der Staatsmaschine zermalmend über den Mann hinwegging.

Erst hatte sich Helmut Harringa gescholten, daß solche Zwangsgedanken ihn in dringender Arbeit stören konnten, dann, als sie

sich nicht bannen lassen wollten, hatte er ihnen einen Abend geopfert. Einen Sommerabend, wo er sein Boot hinausgetrieben hatte in einen der stillen Seitenkanäle der Alster und dann nachgesonnen — mit eingezogenen Rudern unter überhängendem Ufergezweig —, ob jene Bedenken, die aufstiegen aus jugendwarmem Herzen, auch ein Recht hatten auf des Richters Hirn. Und hatte gefunden, daß sie doch mehr seien als dämmernde Schatten des Gefühls. Daß sie sich schließlich verdichteten zu der Weg sperrenden Frage: War Claus Mertens' Bewußtsein noch klar gewesen, sein Wille noch frei, damals als sein Messer gegen Hans Hennings fuhr?

Sicherlich, Helmut Harringa war nicht der erste, den diese Frage anblickte. Auch der Untersuchungsrichter, auch der Staatsanwalt hatten ihr Rede stehen müssen. Jener hatte seine Antwort in eigenhändiger Notiz zur Akte gebracht, dieser sie in der Anklageschrift niedergelegt. Beide hatten „Nein" gesagt. Hatten diesem „Nein" Gründe geliehen, die bestehen konnten. Aber Helmut Harringa wußte wohl, wie stark die Furcht, in den Ruf dessen zu kommen, was die Zeitungen „Humanitätsduselei" nennen, auch auf dem seiner Pflicht am ernstesten Bewußten lastet. Und wie er jene Gründe wieder und wieder durchdacht hatte, unter dem Sternenhimmel der Julinacht, da hatten sie ihm nicht voll gewogen, und er war heimwärts gerudert mit dem Entschluß, nochmals selbst zu prüfen.

Direktor Burmesters ernste, gütige Augen waren nachdenklich dem Vortrage gefolgt, den am Tage danach Helmut Harringa der Beschlußkammer gehalten. Und hatte schließlich seinem Vorschlage zugestimmt — und den damit durchgesetzt gegen den widerstrebenden dritten Kollegen —, daß der zweihundertste Paragraph der Strafprozeßordnung angewendet werden solle. Nicht *so*, wie es nicht allzuselten geschah, daß zur Ergänzung der Voruntersuchung die Akten an den Untersuchungsrichter zurückgehen sollten. Sondern *so*, daß der Berichterstatter selbst noch einmal alle Beweise erheben sollte, die ihm nötig scheinen möchten, den Zweifel zu klären.

Helmut Harringa hatte gewußt, welche Arbeit ihm damit aufgeladen wurde. Acht volle Tage wenigstens hatte sie ihn gekostet, acht der Tage zwischen den Sitzungen, der Tage, die schon nötig genug waren, die stets erneut andrängende Flut der Urteile und Beschlüsse zu bewältigen. Weit über die Mitternachtsstunde hinaus hatte er fast Tag für Tag die Arbeit dehnen müssen, und

berghoch lagen doch noch die Rückstände in seinem Arbeitszimmer. Aber ihn dauerte es nicht.

Zuerst hatte er Lisbeth Mertens nochmals vernommen. Und war sicher geworden, daß das, was Claus Mertens getan, gegen jede Faser seiner Natur lief. Bei der Vernehmung hatte die hübsche junge Frau, die mit dem zweiten Kinde ging, bald Zutrauen zu dem Richter gefaßt und hatte ihn schließlich unter fassungslosem Schluchzen gebeten, er solle ihr ihren Mann wieder geben. Wie betend hatte sie die krampfhaft gefalteten Hände gegen ihn erhoben und geschrieen: „Herr Richter, helfen Sie mir, sonst weiß ich nicht, was werden soll!"

Dann hatte Helmut Harringa der Reihe nach alles nacherlebt, was sich begeben hatte an jenem Abend des Unheils. Hatte in der netten Wirtschaft in der Steinstraße gesessen auf demselben Stuhl wie der Angeschuldigte zehn Wochen vorher. Hatte im „Herzog von Holstein" jeden Winkel beschaut, und war in der Niedernstraße in das düstere Loch gekrochen, wo Claus Mertens seinen letzten Glückstraum geträumt. Hatte seine helle Freude gehabt an Ludwig Thormanns derber Schlagkraft und des Leutnants von Linsingen ehrgeizigem Pflichtfeuer. Hatte sich von Revierwachtmeister Nevermann jede Stelle des Pflasters zeigen lassen, wo der Kampf getobt hatte.

Nun wußte er sonst alles, was ihm wissenswert schien, hatte alles auf dem Papier und im Kopfe geordnet. Wollte jetzt — zum Schluß — noch einmal den Täter selbst vernehmen. Und dann noch dessen Chef Paul Volquardsen. Wie die Aussage der Ehefrau den Grundstein seines Werkes gebildet hatte, so sollte das Leumundszeugnis des Arbeitsgebers den First krönen. Hatte er den Angeschuldigten und Paul Volquardsen noch gehört, dann galt es, über alles rückschauend, sich die Meinung zu schaffen, die wohl entscheidend sein würde für Claus Mertens' Geschick.

Helmut Harringa hob den Aktenband von seinen Knieen auf den Tisch und fügte den vielen Notizen auf ein paar zusammengehefteten weißen Bogen noch eine hinzu. Darauf schloß er den dicken Band, umschnürte ihn sorgfältig kreuzweise mit einem Bindfaden und legte ihn auf die beiden andern, die diesen Verschluß schon trugen. Dann lehnte er sich zurück und ließ wohlig die Sommerwärme über sich hinfluten.

Ihm blieb noch eine halbe Stunde, bis er aufzubrechen hatte zur Vernehmung, eine seltene, köstliche Ruhepause in der Arbeitshetze der letzten Wochen. Er hatte die Rast vorausgesehen

und dafür gesorgt, daß er sie würdig ausfüllen könne: Ein Band von Leopold von Rankes englischer Geschichte lag neben den Akten auf der Tischplatte. Der Band, wo auch diesem kühlsten Zuschauer der Menschendinge die Seele warm wird, wo er sich entzündet an Oliver Cromwells Heldengeist.

Helmut Harringa las und genoß. Und legte manchmal das Buch hin und sann, sann über die namenlose Größe der Puritanerzeit des Brudervolkes. Eine Revolution? Ja. Aber eine, die ihm das Herz pochen machte in wilder Lust.

War das nur, weil es eine Revolution der Seinen gewesen war gegen Macht und Geist fremder Unterdrücker: weil damals im Angelnlande die Germanen sich frei gemacht hatten von dem Keltenjoch, das Owen Tudors Same auf sie gelegt? — Oder fühlte er nur darum so, weil die Glutgestalt des Lord-Protektors so riesenhaft ragt, so hoch über Menschenmaß, jubelnde Verehrung erzwingend über die Jahrhunderte hin? Nein, diese Liebe stieg ihm noch aus tieferen Quellen: Cromwells Angeln und Sachsen hatten sich erhoben in heißem Glauben. Hatten nicht Rechte nur gepredigt, nein, gleichwiegend — schwerer fast: Pflichten. So ward ihr Werk der Grundstein zu ihres Landes Größe. Das Wort vom Glauben, der Berge versetzen kann, die göttliche Prägung uralten Erfahrens, noch nie hatte es sich so bewährt in der Welt wie in den Tagen der „Eisenseiten".

* * *

Und nun war Helmut Harringa auf dem Wege zum Hafenkrankenhaus, wo Claus Mertens noch immer lag an seiner Schädelwunde. Als er am Strafjustizgebäude vorüberkam, fand er dort, pünktlich auf die Minute, die er bestimmt, den Gerichtsschreibergehilfen Werner; der sollte protokollieren.

Werner sah blaß und überwacht aus. „Fehlt Ihnen etwas?" fragte Helmut Harringa, während sie zusammen am Heiligengeistfeld entlang schritten.

„Nein, Herr Landrichter," antwortete der Beamte, „ich habe nur etwas viel gearbeitet die letzten Tage und die letzte Nacht."

„Ist die Gerichtsschreiberei so überlastet?" meinte Helmut erstaunt.

„Nein," sagte Werner, „ich habe nur sozusagen noch einen zweiten Beruf, das wird dann ausnahmsweise mal etwas angreifend."

Claus Mertens lag in einem Zimmer des ersten Stockes, das zu der Abteilung für Unruhige gehörte. Denn nur die Zimmer

dieser Abteilung hatten vergitterte Fenster, und gegen Claus Mertens lief ein Haftbefehl. Die Vorsicht ward von der Form geboten: auch nicht den Gedanken an eine Flucht hätte der abgezehrte Mann fassen können.

Nun wunderte er sich, daß schon wieder jemand kam, der ihn vernehmen wollte. Es war ja wohl das viertemal, seit er hier lag, daß er seinen armen brennenden Kopf so anstrengen mußte. Aber er sagte geduldig, was er wußte. Eine halbe Stunde lang. Helmut Harringa formte es in übersichtliche Sätze, und Werner brachte es zu Papier.

Schon nach zehn Minuten hatte Helmut begriffen, daß seine große Rettungsarbeit vergeblich gewesen war. Untersuchungsrichter und Staatsanwalt hatten recht gehabt: berauscht war Claus Mertens gewesen bei seiner Tat; aber bei Bewußtsein; was man so nennt — was die Gerichte so nennen.

Das Protokoll war fertig. Werner las es noch einmal langsam vor, und Claus Mertens' kraftlose Hand unterschrieb es, während Helmut Harringa seinen Rücken stützte. Als er wieder in den Kissen lag, sah er mit einem bittenden Blick in Helmuts Augen.

„Wünschen Sie noch etwas?" fragte der freundlich.

„Ja, — lieber — Herr," kam es stockend von Claus Mertens' bleichen Lippen, „ich möchte Sie um etwas fragen — Sie allein."

Helmut Harringa sah den Gerichtsschreibergehilfen an: „Herr Werner, gehen Sie bitte voran ins Erdgeschoß, und lassen Sie sich dort das Zimmer des Oberinspektors zeigen. Der Zeuge, Herr Volquardsen, wird dort schon anwesend sein. Sagen Sie ihm, bitte, ich käme gleich."

Werner schritt aus der Tür, und Helmut Harringa blieb allein mit dem Kranken zurück. Eine seltsame Bedrücktheit überkam ihn mit einem Male in dem kahlen Raume, dessen Düsterkeit der Sommersonne draußen nicht wich: es war, als prallten deren Strahlen ab an den Gitterstäben vor dem Fenster.

Harringa sah, wie Claus Mertens' matte Augen vertrauend auf seinem Gesicht lagen. Sonst hätte er sich solchen Vertrauens gefreut, hier war alle Freude verschlungen in den lastenden Druck.

Claus Mertens' Lippen öffneten sich wieder. „Lieber Herr," sagte er, „Sie sind der erste, den ich danach frage, Sie werden es mir s o sagen, wie es ist; was kann ich — dafür — kriegen?"

Helmut Harringas Beklemmung löste sich in Schreck. Es gab kein Ausweichen: Wenn er sprach, war es furchtbar für den Kranken — und furchtbarer dessen Folter, wenn er schwieg.

Doch: vielleicht blieb ein Ausweg.

„Mertens," erwiderte er, „den Kopf kann es Sie nicht kosten: das ist ja Totschlag, was Sie begangen haben, kein Mord."

Aber langsam kamen aus dem müden Munde die gequälten Worte: „Das habe ich mir gedacht, lieber Herr. Aber ich möchte nun gerne wissen, wieviel ich denn nun wohl bekomme — für den Totschlag."

Helmut Harringa brauchte zwei Sekunden, ehe er den Entschluß zur Antwort fand. Claus Mertens blickte auf seine Lippen, wie am jüngsten Tage ein Grabentstiegener auf den Mund des Weltenrichters blicken wird. Durch jeden Nerv seines wunden Hauptes flog der Sturm bebender Erwartung und schärfte sein Empfinden, daß er in einem Augenblick erlebte, was sonst Stunden fühlen. Daß er auf die beiden Lippen starren konnte, die immer noch geschlossen waren — immer noch — und dabei auch noch ganz wo anders sein:

Da draußen in Poppenbüttel, da war ein kleiner Teich, links abseits von der Hauptstraße. Von dem ging ein Weg ab, nach Nordwest, der spaltete sich bald in zwei Pfade. Dem rechts mußte man folgen, denn er war noch viel schöner als der andere. Ganz unheimlich lief er in Baumschatten hinein, wie in eine dunkle Tiefe. Und war unglaublich verlassen. Aber wenn man ihn zu Ende ging, zwischen Wiesen und hohen Knicks, und an der seltsamen Luftscheune vorbei und an Tannenschonungen und an kleinen Wäldern, und durch viel, viel Heide — dann kam man endlich auf das gewaltige Wittmoor. Da war eine Stelle, ganz dicht an dem einsamen Wege. Da standen acht Kiefern, dicht zusammen, ganz allein. Windbewegte, breitästige, immergrüne Kiefern. Claus Mertens hatte stets gemeint, so müßten wohl die Zedern auf dem Libanon aussehen, von denen der Pastor in der Konfirmationsstunde gesprochen hatte. Er war da immer gern hinaus gegangen, denn der Blick in die Weite war da frei, nach allen Seiten. Der Blick in die weite Ferne, nach der er sich gesehnt sein Leben lang. Zuletzt war er da gewesen, nicht lange ehe sie nach Hamburg gezogen waren. An einem Sonntagmorgen im Herbst. Und sie hatten mit unendlich glücklichen Augen nach Osten gesehen, dahin, wo dort Himmel und Erde zusammenliefen. Er und Lisbeth. Denn die war ja mitgewesen. Die gehörte ja

doch zu ihm, das hatte sie doch selbst gesagt, gestern noch, als sie hier gewesen war in dem düsteren Raum und weinend zu ihm gesprochen hatte: „Lieber Mann, du **kannst** ja nichts Schlechtes getan haben. Der liebe Gott wird uns nicht verlassen."

Die roten Lippen in Helmut Harringas Gesicht ihm gegenüber öffneten sich — endlich —:

„Mertens, Sie haben mich einmal gefragt, und darum will ich Ihnen die Wahrheit sagen, so gut ich sie kenne. Sie kommen vor ein Geschworenengericht. Das bedeutet für Sie, daß Sie keine mildernden Umstände bekommen. Denn der Zorn über Hans Hennings' Tod ist viel zu groß überall. Gelehrte Richter würden Ihnen mildernde Umstände geben, weil Sie stark betrunken gewesen sind; die Geschworenen tun das nicht — **diesmal** nicht, sie sind beim Urteilen nicht so unabhängig wie wir von dem, was die Zeitungen sagen. Nun nehmen Sie sich zusammen, Sie haben es wissen wollen: Ich habe in ähnlichen Sachen mitgewirkt und weiß ungefähr, wie es dann laufen wird. Wenn die Geschworenen Sie schuldig gesprochen haben — das müssen sie — und Ihnen die mildernden Umstände versagt haben — das tun sie —, dann verurteilt Sie das Gericht zu sieben oder acht Jahren Zuchthaus."

Aus dem Bett kam ein röchelnder Atemzug. In Claus Mertens' Gehirn schiebt sich der weite Horizont des Wittmoors zusammen. Immer enger, erstickend eng, bis er zu vier Wänden geworden ist, zu vier ganz engen grauen Wänden. Die werden ihn umgeben. Immer. — Immer. — Eine Ewigkeit lang. Nein, acht Ewigkeiten. In denen wird er kein Mensch mehr sein. Sondern eine seelenlose Nummer. Und wenn in der Nummer der Mensch sich aufbäumen wird, dann wird man ihn niederschlagen mit Dunkelarrest und mit Hunger. Acht Ewigkeiten lang. Nein, es wird viel eher zu Ende sein. Viel eher wird die Lunge verfault sein. Und Claus Mertens irgendwo eingescharrt in der Sträflingsecke des Kirchhofes. Und seine Lisbeth? Die wird erst arbeiten, Tag und Nacht, für den kleinen Fritz, bis ihr die Finger wund sind und die Augen entzündet. Und wenn sie sieht, daß das doch nichts nützt, dann wird sie hungern, daß der kleine Fritz zu essen habe. Und wenn sie ganz eingefallen ist, und die arme Brust anfängt zu husten, dann wird sie sehen, daß auch das nicht reicht, den kleinen Fritz satt zu machen und das zweite winzige Leben, das dann da sein wird. Auch nicht mit dem zusammen, was der Armenpfleger ihr geben kann, und gute Herzen ihr schenken. Und dann

wird sie sich den Kopf zergrübeln — und wird nichts finden. Und wird den Weg gehen, den Katharina Eggers gegangen ist, um Brot zu schaffen für ihre Kinder. Und wird bald verkommen, verenden wie ein Tier, an irgend einer Straße, in irgend einem Loch. Und Claus Mertens' Kinder, sein kleiner Fritz und das andre, dessen Angesicht er nie sehen wird, werden gestoßen werden und getreten von den erbarmungslosen Menschen, bis sie einst enden wo ihr Vater geendet hat. —

Ein gräßlicher Schrei bricht aus Claus Mertens' Bett. Bricht durch alle Wände des Hauses, daß sich in allen Sälen die Kranken entsetzt in die Kissen drücken. Daß Ärzte, Diener und Schwestern zusammenfahren, daß tief im Keller die Küchenbeamten aufschaudernd ihr Werk unterbrechen. Dann verweht er draußen im Wind.

Um dieselbe Zeit vergaß in der Senatssitzung Senator Dührkop, einen Keulenschlag Bürgermeister Timmermanns zu parieren. Denn er war in seinen Gedanken bei seinem Sohn Arthur und konnte den Ärger nicht verwinden, daß der gestern wieder etwas gesagt hatte, was ein Mensch, der Erfolg will, nicht sagen darf und auch nicht denken.

* * *

Helmut Harringa meinte den Schrei noch zu hören, als er auf dem Korridor des Erdgeschosses dem Zimmer des Oberinspektors zuschritt. Es geschah nicht leicht, daß äußeres Geschehnis ihm das Innerste erregte. Diesmal *war* es geschehen. Vielleicht auch war es der Rückschlag gegen den wochenlangen Hochdruck der Arbeit, den nun diese Erschütterung ausgelöst hatte; jedenfalls hatte er sich selten so verstimmt gefühlt und so unfähig, darüber Herr zu werden.

Warum in aller Welt ärgerte es ihn, daß er schon von draußen hörte, wie drinnen in dem Zimmer Werner und Volquardsen — der konnte es nur sein — miteinander sprachen wie zwei, die sich kannten? War es vielleicht deshalb, weil in Volquardsens Stimme etwas wie ein Befehlston klang, als er sagte:

„Ich kann Ihnen nicht helfen, Werner, und wenn die Sache Sie noch ein paar halbe Nächte kostet. *Die* Arbeit dürfen Sie nicht aufgeben. Das Schicksal einer Familie hängt daran. Drei halbwüchsige Kinder sind dabei. Mann, Sie haben selbst Kinder, Sie *dürfen* nicht müde werden."

Die Worte waren noch nicht ganz zu Ende gesprochen, als Helmut Harringa das Zimmer betrat. Werner erhob sich; Vol-

quardsen, der mit seiner sehnigen Gestalt am Fenster stand, machte eine leichte Verbeugung. Helmut Harringa kämpfte vergeblich mit seiner Mißstimmung, sie sog Nahrung aus allem, was seine Augen erfaßten. Er schalt sich, und es half nichts. Weshalb empfand er es unangenehm, daß im linken Rockaufschlag jedes der beiden Männer, die ihm gegenüberstanden, ein kleiner glänzender Knopf blitzte. Er hatte bisher nie darauf geachtet, daß sein Gerichtsschreibergehilfe den trug; fiel ihm das nun darum auf, weil auch Volquardsen, den er zum ersten Male sah, das kleine Ding an sich hatte? Was ging es ihn überhaupt an?

Auf Paul Volquardsens schmalem, scharfem Gesicht mit dem kurzgeschnittenen dunkelblonden Bart, durch den sich ein paar graue Fäden schlangen, glaubte Helmut Harringa den Widerschein der eigenen Stimmung zu lesen. Er las richtig:

„Herr Landrichter," sagte Volquardsen schroff, ehe noch ein anderes Wort gefallen war, „das ist eine Rücksichtslosigkeit. Gestern nachmittag habe ich die Vorladung erhalten. Auf heute. — Haben Sie das selbst angeordnet oder ist es ein Versehen Ihrer Beamten?"

Helmut Harringa bezwang sich. „Ich habe das angeordnet," sprach er steif. „Es ist mein Recht, Zeugen zu laden, auf jeden Zeitpunkt, auf den ich es für nötig halte."

Paul Volquardsens Augen blickten scharf. „Aber mein Recht ist es dann, mich zu beklagen. Sie wissen wahrscheinlich gar nicht, was die plötzliche Vorladung angerichtet hat: eine große Konferenz habe ich absagen müssen, eine Konferenz mit dem Vertreter der Schichauwerft. Nun dauert's drei Wochen, ehe er wiederkommen kann."

„Das kann ich jetzt nicht mehr ändern," sagte Helmut Harringa. „Ich habe die Sache für Sie einfacher machen wollen, als ich Sie für heute gleich mit hierher lud: Eine Vernehmung im Strafjustizgebäude, mit dem unvermeidlichen Warten dort, hätte Ihnen einen halben Tag weggenommen. Hierher fahren Sie von Ihrer Werft in zehn Minuten über die Elbe und in zehn Minuten zurück. Gewartet haben Sie sicher keine fünf Minuten, und die Vernehmung dauert höchstens eine Viertelstunde."

„Ich habe jetzt kein Interesse mehr daran, wie lange oder wie kurz sie dauert," antwortete Volquardsen, „die Arbeit, der dieser Tag dienen sollte, ist verdorben."

Die Vernehmung begann. Für Helmut Harringa war sie eine Qual. Sie war fast zwecklos, denn Claus Mertens' Schick-

sal war entschieden. Und das Grauen, das er aus dem Zimmer mit dem Gitterfenster mitgenommen, zitterte ihm noch in jedem Nerv. Endlich das schiefe Gefühl gegenüber dem Manne, der, nur durch den kleinen runden Tisch von ihm getrennt, auf dem Stuhl da drüben saß und jede Frage kurz und präzise beantwortete, ohne Zögern, ohne jede Unhöflichkeit, aber auch ohne jede Verbindlichkeit im Ton. Ohne die allergeringste Verbeugung vor der Macht, die hier in Helmut Harringas Hand lag. Der fühlte jedes der Worte aus Volquardsens Munde wie einen Schlag. Und war sich doch klar bewußt, wie sehr ihm der Mann und des Mannes Art gefallen hätten zu jeder andern Zeit. — Langsam und stockend diktierte er das Protokoll. Und wußte, daß er es schlecht machte.

Nun war er zu Ende. Werner verlas, was er niedergeschrieben. Nach den ersten drei Sätzen sagte Volquardsen „Halt!", und verlangte in demselben Ton, in dem er die Aussage gemacht, eine Verbesserung. Und wieder nach zwei Sätzen geschah das zum zweiten Male, und dann nochmals; Helmut Harringa wußte jedesmal, daß der Unbequeme recht hatte.

Noch ein Satz wurde verlesen. Dann stand Paul Volquardsen schroff auf. „Herr Landrichter, d a s Protokoll unterschreibe ich überhaupt nicht. Das wird so bunt mit all den Veränderungen, die nötig sind, daß ich nicht mehr daraus klug werden kann. Ich will jetzt selbst diktieren, was ich auszusagen habe."

Wie eine Flamme schoß das Blut in Helmut Harringas Gesicht, die kleine Narbe unter dem Auge glühte auf. „Herr, was erlauben Sie sich! I c h habe hier anzuordnen. Und habe hier die Sitzungspolizei, so gut wie im Gerichtssaal. Und werde die anwenden, verlassen Sie sich darauf."

Volquardsen stand ganz ruhig; ein Sonnenstrahl ließ den kleinen Knopf hell aufblitzen.

„Bitte, tun Sie, was Sie glauben, daß Ihres Amtes ist. Ich weiß doch, daß ich recht habe."

Helmut Harringa sah ihn an. So mußte er den Mann schon einmal gesehen haben. Gesehen? Nein, doch nicht. Wenigstens nicht mit den Augen des Leibes. Aber wie dann? Denn das wußte er jetzt plötzlich ganz gewiß, das Bild des Mannes, der da vor ihm stand — genau so wie er da stand — das tauchte in seinem Kopf schon seit Monaten auf, wenn er den Namen Paul Volquardsen hörte. So, jetzt hatte er es. Ja, die ganze Presse war voll davon gewesen. Alle Zeitungen hatten es berichtet, wenige

zustimmend, die meisten mit Wut. Da war ein Kongreß gewesen in diesem Jahre, so um Ostern herum. In Hannover. Nein, in Bremen. Gott weiß in welcher Sache, es gab soviel derartiges. Aber dieser Paul Volquardsen war dabei gewesen und hatte irgend etwas gesagt. In einer riesigen Versammlung, vor tausend Menschen oder mehr. Die hatten aufgeheult gegen ihn. Wie eine stürmische See. Minutenlang. Und er hatte oben auf der Tribüne gestanden mit demselben überlegenen Gesicht wie hier, hatte die erste Pause abgewartet und dann nur gesagt: „Ich stehe bis heute abend hier, Sie können ja gehen."

Und plötzlich wichen aus Helmut Harringas Kopf und Herzen die lebenhemmenden Gefühle der letzten Viertelstunde. Und nur die Freude blieb zurück, daß er einem begegnet war, der ein Mann war. Sollte er gegen den den stelzbeinigen Bureaukraten spielen?

Er erhob sich: „Hören Sie, Herr Volquardsen, es scheint, wir beide mußten uns erst kennen lernen. Lassen Sie uns nicht lange daran herum rechnen, wer Unrecht hat von uns beiden. Kann gern sein, daß ich es bin, und wenn das so ist, dann schieben Sie es darauf, daß diese Geschichte mit Claus Mertens mich ganz höllisch mitgenommen hat. Gut also, diktieren Sie das Protokoll."

Aus Volquardsens Ton war alle Schärfe gewichen: „Weiß Gott, Herr Landrichter, der Fall Claus Mertens kann den Stärksten umwerfen. Und nun sage ich Ihnen: Verzeihen Sie *mir* — wer täglich sechshundert Männern befehlen muß, dessen Sprache klingt leicht rauh. Und wenn ich jetzt einen Vorschlag machen darf: Diktieren *Sie* das Protokoll noch einmal, keinem Menschen wäre irgend eine Arbeit gelungen, in der Stimmung, in der Sie vorhin waren. Nicht ohne meine Schuld waren, das weiß ich wohl."

Und so geschah es.

Jeder der beiden hätte sich gewundert, wenn der andere ihn verlassen hätte, als sich das Gittertor der gelb und roten, hochgemauerten Umfriedigung hinter ihnen schloß, und Werner zum Abschied den Hut zog.

Ihr Gespräch ließ sie des Weges nicht achten. Auf der Elbhöhe — wo sich hoch über dem Hafentor die Deutsche Seewarte erhebt — unterbrachen sie es zuerst.

Helmut Harringa sah hinab auf Hamburgs Herzschlagader. In gewaltigen Stößen trieb sie des Riesenkörpers dunkles Blut

dahin. Eingepreßt zwischen ihre kunstvoll gefügten Wände aus Stein, gebeugt unter die hundert und hundert riesigen Eisenleiber der harrenden Schiffe und die gewaltigeren der schwimmenden Docks, stöhnte unwillig der gefesselte Strom. Unablässig, mächtigen Schlangenleibern gleich, wälzten sich aus tausend Schloten Rauchwirbel über ihn hin.

Und Helmut Harringa sprach zu Paul Volquardsen — seine Stimme lag hell auf dem dunklen Grund, den heulende Dampfpfeifen schufen und dumpfe Hammerschläge und mißtönendes Kettenrasseln.

„Herr Volquardsen, man sagt, wir beherrschen das alles da unten. Wasser und Eisen, und Kohle und Dampf. Mir will oft scheinen, das alles herrscht über uns und unser Leben. Aber der Tag mag kommen, wo wir die Herren sind. Wenn wir die Führer finden. Die Führer, die uns die Wege zeigen zu den Quellen der Kraft, der die Natur sich willig beugt. — Heute habe ich Sie kennen gelernt. Wo der Mann den Mann am besten erkennt, im Streit. Und weiß nun, daß Sie anders sind als andre. Und anders als andre müssen die sein, die uns führen sollen. Ich möchte mehr wissen von Ihnen. Sie fürchten sich nicht vor der Macht. Nicht vor der Macht der Masse, das hat Bremen bewiesen; nicht vor der Macht des Staates, das zeigten Sie heut'. So furchtlos geht nur der seine Bahn, den ein Ziel stärker zieht, als Vorteil oder Nachteil der Stunde. Ihrem Wege, das sehe ich wohl, leuchtet ein eigener Stern; der gibt Ihnen Richtung und Stete. Wollen Sie mir den Stern zeigen?“

„Ja,“ sagte Paul Volquardsen und reichte ihm die Hand.

„Die strebten nach hohen Dingen,
Die wollten, trotz Lust und Schmerz,
Was Rechts in der Welt vollbringen,
Und wem sie vorübergingen,
Dem lachten Sinnen und Herz."

Eichendorff.

Fünftes Kapitel.

Wieder saß Helmut Harringa unter der grünen Laubkuppel. Auf derselben Stelle, wo er vor zwei Tagen zum letzten Male die Akten gegen Claus Mertens gelesen hatte — gestern während der Sitzung war der Beschluß unterschrieben worden, der das Hauptverfahren vor dem Schwurgericht eröffnete — schnitt er heute das schwere Kuvert auf, das die Morgenpost gebracht hatte. Als er oben im Haus den starken blauen Aufdruck auf der Rückseite gelesen hatte — Paul Volquardsen, Ingenieur, Hamburg, Osterstraße 30 — hatte er beschlossen, dem Inhalt so viel von dem ruhigen Morgen zu widmen, wie nötig sein würde. Mochten die hoch gehäuften Arbeitsrückstände ein paar Stunden harren.

Er zog einen Brief aus dem Umschlag und ein Druckheft. Der Brief war kurz:

„Ich habe darüber nachgedacht, wie ich dem, was Sie wünschen, gerecht werden kann. Und meine nun, daß ich das wahrscheinlich am besten tue, wenn ich Sie bitte, die kleine Geschichte zu lesen, die ich beilege. Ich hätte Ihnen auch manches andre senden können, was ich so zu schreiben pflege in Stunden, die der Beruf freiläßt, manches, was von den Dingen mehr sagt. Aber ich meine: Sie, gerade Sie, werden leichter das, was Sie brauchen können, herauslesen aus der kleinen Erzählung, die von einem Menschen handelt. Das Heftchen ist nur für meine nächsten Freunde geschrieben und im Buchhandel nicht zu haben. Sie sind der erste Fremde, an den ich es gebe. Daß Sie es also nur für sich selbst benutzen werden, und meinetwegen auch noch für die paar Menschen, die Ihnen ganz nahe stehen, brauche ich nicht zu bezweifeln."

Das Druckheft trug die Aufschrift:

Wie ich wurde, was ich bin.

Meinen Freunden gewidmet.

Von

Paul Volquardsen.

Helmut Harringa blätterte die Umschlagseite um und las:

„Durch die Dämmerung der Jahre, durchsichtig wie eine Sommernacht auf unsern nordischen Inseln, sehe ich eine Schar Kinder, die auf der Heide spielen. Es sind Sylter Kinder, und die Heide liegt zwischen den drei Norddörfern der Insel. Ich bin dabei mit meinen zwölf Jahren und mancher andre auch. Einige sind heute schon tot: den kleinen freundlichen Heik Bleken hat bei Cap Horn eine Welle über Bord gerissen, einem andern brach vor zwei Jahren, hier in Hamburg auf meiner Werft, ein fallendes Eisen die Wirbelsäule. — Aber die meisten leben, und es geht ihnen gut: Inge Teidis, die immer mitspielte, ist in Tinnum verheiratet und hat drei kleine Flachsköpfe; ich sah sie noch vor einem halben Jahr.

Einer war dabei, der war größer und stärker als wir alle. Auch als ich, obwohl ich ihm im Alter um ein Jahr voraus war. Das war der, der Siiwert Taaken hieß. Ich sehe ihn deutlich vor mir, wie er an jenem Sommertag oben auf dem Hügel stand, der dicht neben dem Leuchtturm von Kampen aufsteigt, und wie er rasch nacheinander drei Gegner, die ihn mit einem Triumphgeschrei herabzerren wollten, kopfüber dahin gehen hieß, woher sie gekommen waren. Die gelbe Papiermütze, die er auf dem Kopf trug — sie war anzusehen wie ein umgestürztes kleines Boot — knatterte ab und zu vor den Stößen des Windes. Die Mütze gehörte unbedingt dazu, zu diesem Spiel; sie stellte den vergoldeten Hut des Seekönigs Ring von Eidum vor. Und dessen Rolle war die, die Siiwert Taaken immer für sich in Anspruch nahm, wenn wir dort, am Brönshügel neben dem Leuchtturm, oder weiter wattwärts am Erhebungshügel bei Braderup, den Kampf der einwandernden Friesen gegen das Urvolk der Finnen — die „Unterirdischen" nennt sie unser Stamm — wieder aufleben ließen.

Siiwert Taaken war ja allenfalls auch zu bewegen, gelegentlich als der Bull von Morsum mitzuwirken, selbst zu einem der Jüten Jasper und Jeß hat er sich — widerstrebend — einmal hergegeben. Aber nicht Güte oder Gewalt brachten ihn je dazu, zur Abwechselung auch einmal einer der „Unterirdischen" zu sein.

Er wäre ja unbestritten auf jener Seite der hochgeehrte, mächtige König Finn gewesen, und hätte bei dem großen Hochzeitsschmaus der Unterirdischen, der nie fehlen durfte — wir haben die Kuchen dafür oft lange gesammelt —, die besten Bissen bekommen. Aber er tat das nicht.

Mir und andern ist das damals wahrscheinlich nur als ein dummer Eigensinn erschienen, den wir ihm leider nicht abgewöhnen konnten, weil er die stärksten Fäuste hatte. Heute weiß ich, daß ihn etwas zwang, was in ihm gelegen hat als der tiefste Zug seines ganzen Wesens, als der Zug, der ihn bestimmt hat, solange sein Weg in die Höhe gegangen ist.

Wenn er nicht mit dabei war, dann haben wir oft darüber gelacht. Denn keiner der andern unsrer täglichen Kameraden hat sich je geweigert, der König Finn oder einer seiner Mannen zu sein, als da waren: Elfinn, Eske und Labbe, Hatje und Pilatje. Keines der andern — blonden — Friesenknaben und Friesenmädchen entzog sich je der notwendigen Erkenntnis, daß das Spiel nicht gespielt werden konnte, wenn die siegenden Friesen niemanden hatten, den sie besiegen konnten. Nur der schwarze Siiwert Taaken schien das nicht begreifen zu können.

Einmal hat ihm jemand — ich glaube, es ist Heik Bleken gewesen, der einer Bosheit gar nicht fähig war — gesagt, gerade er, mit seinen schwarzen Haaren, könne doch den König Finn besser spielen als irgend ein andrer. Da hat er, der einen Schwächeren nie verletzte, den armen kleinen Mahner so furchtbar geprügelt, daß nie wieder einer gewagt hat, ihm damit zu kommen.

Ich aber meine jetzt, daß das, was uns Kindern damals als ein Widerspruch erschien, — daß gerade das kein Widerspruch gewesen ist, sondern tiefste Notwendigkeit: Seines Vaters Mutter war eine Chilenin gewesen, die sein Großvater, der vielbefahrene Kapitän eines Hamburger Vollschiffes, von Südamerika mitgebracht hatte. Und wie nun, wo blondes und dunkles Blut sich mischen, das dunkle die Farben zu geben pflegt, so wie ein kleines Glas schwarzer Tinte einen ganzen Eimer voll hellen Wassers dunkel färben kann, so standen von jener Großmutter her brennende schwarze Augen in Siiwert Taakens Gesicht unter ebenso schwarzem Haar, das auf dem langen Friesenschädel wuchs. Er hat sicher früh gesehen, daß ihn das von den Menschen, die ihn umgaben, unterschied. Jeder Spiegel und jeder Dorfteich hat ihm die Verschiedenheit gezeigt, und der Anlage zum Grübeln, die uns allen da oben eigen ist, neue Nahrung gegeben. Ich

aber meine, daß so der stärkste Hebel gebaut worden ist, der sein Wesen bewegt hat, solange es so geblieben ist, wie Gott es hat haben wollen: daß erst das Wissen von dem fremden Tropfen in seinen Adern ihn als besonderes Gottesgeschenk das hat erkennen lassen, was andre, mit hellem Haar und blauen Augen, vom Weltenschöpfer empfangen haben, um es zu besitzen ohne Nachdenken und ohne Dank: sein nordisches Blut.

Es ist immer meine Freude gewesen, in Mußestunden mancherlei zu lesen, und so halte ich es auch noch in diesen Tagen. So ist es mir bekannt geworden, daß die Männer unsrer Wissenschaft heute etwas sagen, was ich in schlichter Weise also begriffen habe: Wenn wiederum ein Geist seine Pilgerfahrt auf der Erde antreten soll, und er ist feurig und ungestüm und voll gärenden Schaffens, dann befiehlt ihm der Leiter aller Dinge, daß er in einen werdenden Leib fahre, dessen Hirngehäuse sich langgestreckt bildet. Ist aber die Seele, die aus der Ewigkeit in die Zeit tritt, ruhsam, zäh, am Bequemen und an der Gewohnheit klebend, dem Weiterschreiten und dem jungen Blühen abhold, dann wird ihr zur Wohnung ein Körper angewiesen mit kurzem rundem Haupt. Ich habe oft gezweifelt, ob die, die so lehren, nicht ungebührlich Wege zeichnen wollen, die der Gang der Allmacht nicht kennt. Aber doch, wenn ich die Bilder ansehe und die übrig gebliebenen Schädel derer, die man einst die Wikinger hieß, und die der stürmenden Söhne der Wüste, dann meine ich, jene Gelehrten könnten recht haben. Vollends aber denke ich wie sie, wenn ich auf Siiwert Taakens Profilbild schaue, das dicht vor mir auf dem Schreibtisch steht: ich habe es nicht übers Herz gebracht, es da wegzunehmen, und soviel an mir liegt, soll ihm der Platz erhalten bleiben, was immer geschieht.

Als wir beide, Siiwert Taaken und ich, zu Ostern achtzehnhundertdreiundsiebzig auf das Christianeum kamen, wie die Gelehrtenschule in Altona heißt, war er zwölf Jahre alt und ich dreizehn. Ich erinnere mich nicht, weshalb man uns so alt hatte werden lassen, ehe man uns dahin gab, wenn wir doch einmal an solch eine Schule sollten; es kann aber wohl sein, daß unsre Väter vorher nicht sicher gewesen sind, ob sie die Kosten dieser Erziehung würden tragen können. Das allerdings meine ich noch zu wissen, daß unsre Eltern damals, als sie uns fortgaben, nur soweit dachten, daß wir fähig werden sollten zum Einjährigendienst in Heer oder Flotte. Später ist das dann doch anders geworden, und wir sind beide auf der Schule geblieben bis zur Schlußprüfung. Während

der neun Jahre aber, die das gedauert hat, ist zwischen Siiwert Taaken und mir eine Freundschaft aufgewachsen, die ebenso eng war und ebenso fest, wie die, die unsre Väter, zwei Bauern in Keitum, zeitlebens verbunden hat.

In dem ersten Vierteljahr auf dem Gymnasium hatten uns die Väter bei einer Familie einquartiert, die irgendwo in der innern Stadt wohnte; der Name der schmalen Straße fällt mir nicht mehr ein. Ich fühlte mich wenig wohl in der engen Steinschlucht, er konnte nicht leben darin. Wie vor den Kopf geschlagen schlich der starke Junge tagsüber umher, des Nachts aber wurde selbst mein fester Knabenschlaf oft gestört durch seine schwerringenden Atemzüge; es war dann, als wehrten sich seine Lungen gegen das Einatmen dieser Luft.

Nach drei Monaten ging das nicht mehr. Siiwert wurde krank und mußte nach Hause. Als er nach den Sommerferien mit mir zusammen wieder zurückkam, fuhr sein Vater mit und brachte uns in unsrer neuen Wohnung unter. In dem kleinen Hause am Strandweg in Oevelgönne — es war unten hellgelb angestrichen und oben hellblau — das uns nun für den ganzen Rest der Schulzeit aufnahm, hat Mutter Siemsens treue Pflege uns beiden die Frische erhalten, die der erste Feriensommer auf der Heimatinsel uns wiedergegeben hatte. Ja, die treue Pflege der braven Kapitänswitwe hat das getan — und nicht zum wenigsten wohl auch die grünen Bäume, vier Schritt vor dem Haus jenseits des freundlich gepflasterten Weges —, und der freie Blick auf den lieben Elbstrom und auf die buschigen Wiesen des Pagensandes dahinter, und auf die verschwimmenden „Schwarzen Berge" ganz fern an der Kimmung. Das waren Schätze, für die wir gern mit der einen Stunde zahlten, die der Schulweg — elbaufwärts, und nachmittags wieder hinab — nun jedem Wochentage abzog.

Siiwert Taaken war nicht mitteilsam; außer mir erfuhr wohl keiner der Kameraden so recht, was er dachte und wie ihm ums Herz war. Selbst ich habe manches erst später begriffen. Aber vielleicht war es gerade diese — nicht unfreundliche — Verschlossenheit, vielleicht auch seine starke Faust, die stets der Schutz der Schwächeren war, was ihn, und damit uns beide, mit einer Runde umgab, die viel von einer Gefolgschaft an sich hatte. Ein paar engere Landsleute bildeten den Kern — Frerk Dirksen war dabei, der später in Keitum sein Mitarbeiter gewesen ist —, zehn andre Schleswiger und Holsteiner schlossen sich daran und noch ein paar sonst. Sogar ein Schweizer gehörte dazu, der Sohn des

eidgenössischen Konsuls in Hamburg. Als wir nach Obertertia versetzt wurden, war es schon ein ganz fester Kreis geworden, der eng zusammenhielt.

Es wurde Sitte, daß wir jeden Sonnabendabend in der kleinen Giebelstube unter dem grünlich-roten Schindeldach zusammenkamen, die Siiwert und mir als Arbeitsraum diente. Das ist so fortgesetzt worden, bis die Schlußprüfung die meisten von uns auseinanderwarf. Ich weiß nicht, ob unsre Lehrer von diesen regelmäßigen Zusammenkünften Kunde hatten; ich glaube es kaum, denn sonst hätten sie uns vielleicht als eine der Schülerverbindungen behandelt, die das Schulgesetz verbot. Auch hätten sie vielleicht einigen Grund dazu gehabt, denn es kam wohl vor, daß der eine oder der andre nach unsrer Sitzung nur schwer und schwankend den Weg nach Hause fand. Siiwert Taaken betrank sich nie, wie er das denn auch bis zum heutigen Tage noch nie getan hat; schon damals vertrug er viel, und damals — wie heute — löste ihm der schäumende Gerstensaft die Zunge. Dann ward er gesprächig, manchmal selbst laut fröhlich, und aus jedem seiner Worte quoll das Behagen und die Freude an dem Herrschertum in dem lieben Freundeskreis. Sein Einfluß war entscheidend unter uns; er wandte ihn gut an: kein schlüpfriges Gespräch durfte aufkommen unter seinem Regiment. Ich sehe den Auftritt noch vor mir, wie einmal der dicke Schmitz aus Aachen zu renommieren begann mit Heldentaten in Sankt Pauli — ich glaube, es war alles erlogen, aber über Siiwert Taakens Gesicht lief rote Zornesglut: „Mensch," schrie er ihn an, „hast du keine Mutter?"

Merkwürdig aber war, daß in jenen Jahren, wenn er froh beim Glase plauderte, nie irgend etwas von dem aus ihm heraus kam, was, wie mir wohl bekannt war, sein Innerstes bewegte. So war damals die Zeit, wo keine Gestalt Herz und Einbildungskraft deutscher Knaben und Jünglinge stärker erfüllte, als die des gewaltigen Mannes, der an des Reiches Steuer stand. Unzählbar oft — und fast jedesmal stundenlang — hat sich an unsern Sonnabenden das Gespräch um den eisernen Recken gedreht, in Jubel und Anbetung, wie sie der Jugend eigen sind. Siiwert Taaken ist dabei immer stumm geblieben. Ein andrer würde unter uns kaum davon gekommen sein, ohne den lauten Zoll der Verehrung mitzubezahlen; ihm, unserm König, sah man das nach. Ich aber wunderte mich seiner Stummheit, denn ich wußte, wie sein Herz brannte für alles Große, und wie er den einzigen Mann mehr und besser verehrte, als manch einer, der mit am

lautesten schrie. Aber so ganz habe ich die mancherlei Gedanken, die ihm durch den jungen Kopf gezogen sein mögen bei den helltönenden Gesprächen der andern, erst viel später erkannt.

Das ist damals gewesen, als ich den Leitartikel las, den Siiwert Taaken manches Jahr danach geschrieben hat, im März achtzehnhundertundneunzig, nach des Riesen Sturz. Ich habe den Artikel eben jetzt wieder durchgelesen: es war mir leicht gemacht, denn alle sechs Jahrgänge des „Pidder Lüng" stehen wohlgebunden auf meinem Bücherbort. Und nicht allzuviele Seiten des vierten Jahrganges brauche ich umzublättern, ehe ich den Aufsatz finde. Hier, meine Freunde, will ich nur die Worte abschreiben, mit denen er schloß: „Und so läßt uns diese Riesengestalt neben der Masse ihrer Erbschaft von Segen auch e i n böses Vermächtnis: Wille und Erfolg in ihm waren so groß, daß es seit langem Verbrechen am Volk scheint, anders zu meinen, anders zu wollen, als er. So hat seines Wesens Wucht unendlich vielen unter uns das Rückgrat gebrochen. Es hat angefangen, für eine Ehre zu gelten unter den Deutschen, nichts andres sein zu wollen, als ein Stück Siegelwachs, worauf sich der Kopf des Riesen abgedrückt hat. — Deutschland hat das ertragen, ertragen ohne äußeren Verlust, solange der Gewaltige für uns wollen konnte und denken. Nun geht er; wird es auch jetzt noch dauern können ohne Schaden für Germanien, daß es ein Makel geworden ist im neuen Reich, eine Persönlichkeit zu sein?"

Wenn es einmal vorkam, daß — ganz, ganz ausnahmsweise — Siiwert Taaken einen der Gedanken, die er im tiefsten Herzen trug, andern offenbarte als mir allein, dann war es stets, ehe die Fröhlichkeit in der Tafelrunde begann. Ich gedenke eines Märzabends, ganz kurz vor unsrer Versetzung nach Oberprima. Vor sechs Tagen hatten die Boeren von Transvaal den Majubaberg gestürmt; wir kannten die Nachricht, Näheres wußten wir nicht. Der Raum unsrer abendlichen Zusammenkunft füllte sich langsam, als letzter betrat Frerk Dirksen das Zimmer. Er brachte eine hamburgische Zeitung mit, die ganz eingehende Nachrichten über das Gefecht enthielt, Mitteilungen eines Engländers, der in der Linie der Verteidiger gestanden hatte und dort von den siegenden Bauern gefangen genommen worden war. Es war atemraubend anzuhören; Ausrufe wurden laut, die den Heldenmut der Stürmenden priesen, unser Schweizer Freund sang in heller Begeisterung ein altes Lied von der Sempacher Schlacht. Ich rühmte die Tapferkeit des englischen Generals Colley, der auf der Spitze

des vom Feinde erstürmten Berges den Fehler irregeleiteten Ehrgeizes willig mit Blut und Leben bezahlt hatte. — Siiwert Taaken stand am Fenster und hörte, die Schulter gegen den schneeweißen Fensterrahmen gelehnt, die Augen träumerisch der Abendsonne zugewendet, die hinter Finkenwärder in den Nebel sank. Er sagte nichts, griff nur einmal unter all dem Durcheinanderreden nach einem unsrer kalikoumhüllten Schulbücher auf dem offnen Bücherbort. Er blätterte in dem Buch, ein paar Stellen schienen ihn festzuhalten; ich konnte von außen an der Form sehen, was für ein Buch es war: die „Germania" des Tacitus. Die Erregung war so groß, daß man, was man selten wagte, auf ihn eindrang: er müsse auch einmal sagen, was er meine und damit herauskommen, für wen er Partei nehme, für die Engländer oder für die Boeren. Der Neunzehnjährige sah ernst aus. „Schade um jeden Tropfen Blut, der auf beiden Seiten geflossen ist," sagte er kurz, „und nun" — er änderte den Ton — „könntet ihr mal von etwas anderm reden. Seid ihr auch so hungrig und durstig wie ich?" Dann trat Mutter Siemsen ein und brachte die üblichen zwei Riesenschüsseln mit Butterbrot, die nachher immer gemeinsam bezahlt wurden.

Auf der Schule strengte er sich nicht mehr an, als nötig war, um grade mitzukommen. Im deutschen Aufsatz zeichnete er sich mühelos aus, Begeisterung hegte er für die Mathematik. Wenn wir beiden zusammen waren, konnte er herzlich spotten über die, die in Geometrie und Algebra Trockenheit sahen und fürchteten. „Wo doch hier, gerade hier," sagte er einmal zu mir, „durch ein weites Tor helles Licht in Dunkelheiten strömt, die vor tiefsten Geheimnissen liegen." Mich hat er nur um eines beneidet, darum, daß er mich in dieser Wissenschaft nicht ganz erreichen konnte. Ich tröstete ihn dann damit, für mich sei es doch auch viel wichtiger als für ihn, gerade darin womöglich die Palme zu erreichen: mein Entschluß, Ingenieur zu werden, stehe doch seit Obersekunda fest. Bei ihm aber, fügte ich lächelnd hinzu, wisse doch höchstens der liebe Gott, was seinem Ehrgeiz genügen möge.

Denn was er wollte, wußte keiner, auch ich nicht. Bis zu jener Aprilnacht, drei Tage vor der Schlußprüfung: Jenseits des gepflasterten Weges vor dem Hause, hinter der Linie der Linden, die ihn drüben säumten, war ein kleiner viereckiger Garten. Mit hundert gleichen der Nachbarn lag er in einer Reihe; zehn Fuß hoch fiel an seinem Ende die steile Ziegelmauer zum schmalen Elbstrand ab. Ein kleiner hölzerner Ausbau ragte über den Rand

der Mauer weg in den freien Raum, mit Geländer und Bänken vorn und an beiden Seiten. Auf dem Ausbau haben wir gestanden und gesessen bis lange nach Mitternacht, und Siiwert Taaken hat all sein heißes Wollen mir vertraut. Ich achtete nicht der Nässe der regenschweren Nacht.

„Und das Geld, das du brauchst?" warf ich ein. „Du hast es nicht, und dein Vater kann es dir nicht geben."

Er hat siegessicher gelacht: „Amerika! — Du weißt, wieviele unsrer Brüder von Sylt, Föhr, Amrum dahin gehen auf Nimmerwiederkehr. Ich gehe hin und komme zurück — mit dem Geld, das ich brauche. Zehntausend Mark verdiene ich mir drüben, mit diesem Kopf oder mit diesen Armen" — er reckte sie jugendfreudig empor — „das ist genug."

— — Nun ein Brief. Ich nehme ihn aus der alten Mappe, die mir so manche Erinnerung birgt. Er ist datiert vom fünften Juni achtzehnhundertsechsundachtzig. Ich erhielt ihn noch auf der Hochschule; er trug den Kopfdruck eines großen Zinkwerks in Lasalle in Illinois. Siiwert Taaken hatte dort einen gut bezahlten Posten und eine kleine Gewinnbeteiligung; das Schreiben kündigte seine baldige Rückkehr an: in wenig mehr als zwei Jahren hatte er mit Klugheit und Glück die Summe erworben, die er nötig hatte. Eine Stelle des Briefes lautete so: „Nicht zum ersten Mal packt mich heute die Versuchung, hier zu bleiben und ein Bürger zu werden dieses großen Landes. Die Besten der unsern sind mir vorausgegangen und haben mir hier eine Heimat bereitet: Die am kühnsten waren unter den Friesen und Sachsen vor bald anderthalb Jahrtausenden, die zogen mit Hengist und Horsa, durch das Riesenloch bei unserm Wenningstedt, auf die Seedrachen zur Fahrt nach Britannien. Von deren Nachkommen aber die Stärksten und Aufrechtesten — die, die sich keinem Drucke beugten der Welt oder der Geistlichkeit — die kamen hierher, mit der „Mayflower" und auf manchem anderm festgebautem Segler. — Jetzt, seit unser Jahrhundert in seine zweite Hälfte getreten ist, senden wieder jährlich unsre Inseln mehr noch als die Hälfte ihrer mannbar gewordenen Jugend hierher. Und das größere Vaterland? Wer hat die aufgenommen, denen es keinen Raum mehr bot und keine freie Atemluft? Die Starken, die lieber dem Recht dienen wollten als der Gewalt, die Geächteten von achtundvierzig? — All das habe ich hier fertig gefunden, was ich drüben erst bauen muß. Soll ich nicht das Gewisse nehmen für das Ungewisse? — — Und doch, nein! Ge-

denkst du noch des Fahneneides, den wir beide zusammen geschworen haben, damals in Kiel, ein Halbjahr nach dem Abschied von Oevelgönne? — Ich will ihn halten, in meiner Weise. Dem Kaiser habe ich ihn geschworen; ich halte ihn dem Volk und dem Land. Das Neu-Germanien hier wächst weiter auch ohne mich. Drüben aber, die alte Heimat, hat jeden Kopf nötig und jeden Arm, die helfen wollen, daß sie nicht eine Beute werde rastlos eindringender Slawen und Chasaren."

Sieben Monate später erschien in Keitum die erste Nummer der Monatsschrift „Pidder Lüng"; am zweiten Januar achtzehnhundertsiebenundachtzig wurde sie ausgegeben. — Von Flensburg, wo ich meine erste Stellung gefunden hatte, war ich zu Weihnachten mit dem Eisboot über das Watt in die Heimat gekommen. Und habe am Sylvesterabend mit beim Kaffeepunsch gesessen im Hause von Siiwert Taakens Eltern; er war natürlich dabei und Frerk Dirksen und manche mehr. Und ich habe meine Freude gehabt, nein meine Erbauung, an dem kühnen Stolz, womit er uns die fertig gedruckte erste Nummer vorlegte. Und habe mein Herz daran geweidet, wie noch ganz anders der gute Trank dem jetzt fast Sechsundzwanzigjährigen die Worte lieh, als früher auf der Schule und auch noch in des Kaisers Rock; an alte Vorzeit wollte es mich gemahnen, an die Julgelübde unsrer Ahnen, wie er begeistert sprach von dem, was er nun wirken, nun schaffen wolle.

Und wahrlich, was in ihm lebte an leidenschaftlicher Liebe und glühendem Zorn, das hatte nun freie Bahn:

Schon der Name der neuen Zeitschrift war ein Programm; wir Sylter wenigstens wußten, was es hieß, wenn die junge Schöpfung den Namen des trotzigen Vorkämpfers friesischer Volksmacht auf ihre Fahne schrieb, des Mannes, der beim Beginn seiner Laufbahn — so alt, wie Siiwert Taaken jetzt — mit eigener Hand den Sohn des Amtmannes von Tondern erstickt hatte, in derselben gefüllten Kohlschüssel seines Vaters Jakob Lüng, in die der Junker im Übermut hineingespieen.

Nicht etwa, daß die Begeisterung meinem Freunde die Übersicht und die klare Überlegung genommen hätte: ehe der „Pidder Lüng" ausziehen konnte zu den Kämpfen, für die sein Vater ihn gezeugt, mußte er wurzelfest werden in seinem eigenen Boden; das junge Unternehmen bedurfte eines festen Kreises von Lesern und Inserenten, den konnte und sollte für den Anfang nur die engere Heimat bieten. So schrieb Siiwert Taaken ein Jahr lang und

länger von Dingen, die dort oben der Tag forderte. Von den kurzsichtigen Augen derer, die regierten, daß sie im Jahre des letzten großen Krieges die Schiffahrtsschulen aufgehoben hatten, die bis dahin geblüht hatten auf Sylt und auf Föhr. Daß sie so die junge Mannschaft des Landes hinausgezwungen in fremde Länder, sich dort ihr Brot zu suchen. Daß sie, da der Schade erkannt, mit halbem Werk ihn bessern wollten. Es waren trockene Dinge, Dinge aus der Nähe und von heute. Aber schon damals klang es wie Angriffssignal durch die kurzen scharfen Sätze. Ich habe den gekannt, der dabei war, als der Oberpräsident der Provinz einen dieser Artikel las; wem mein Gewährsmann das Gesicht des hohen Beamten beschrieb, der wußte, wie Siiwert Taakens Feder traf. Und auch in jener Zeit schon sprang mancher Funke aus seinen Sätzen, der ins Weite leuchtete: „Glaubt ihr großen Herren," schalt schon das vierte Heft, „daß von denen, die hier auf unsern Inseln, an unsern Küsten leben, Deutschland auch nur einen Mann, nur eine Frau, missen kann ohne Schaden?"

Sylter, Föhrer und Amrumer begannen den „Pidder Lüng" zu lesen, auf den Halligen fand er Freunde, in Tondern, Husum und Eiderstedt drang er langsam ein.

Es kam ein Tag, wo man im weiteren Deutschland von ihm hörte. Was dazu führte, war nicht weltbewegend: Der Spätherbst des Jahres achtzehnhundertachtundachtzig war herangekommen, des zweiten Lebensjahres der jungen Zeitschrift. In Westerland hatten sich die letzten Gäste verlaufen, da berief man dort eine Versammlung ein; über allerlei Klagen sollte verhandelt werden, über Beschwerden der Badegäste vom letzten Sommer. Ein paar Wirte führten das große Wort, die von Hamburg, von Berlin, von Leipzig und von weiterher auf die Insel gekommen waren, und das Fett abschöpften von dem, was die Badegäste brachten. Ihr Wortführer verlas mit schallender Stimme den Klagebrief des Kommerzienrats aus Berlin, der schon drei Jahre lang Sommer um Sommer zu ihm kam und nun bitter murrte, Kinder der Einheimischen hätten ihn und die Seinen am Strande gestört. „Mitbürger," rief der erregte Redner in den Saal hinein, „im Interesse des Bades müssen ich und meine Kollegen darauf dringen, daß den Insulanerknaben das Betreten des Strandes verboten werde!"

In der nächsten Nummer des „Pidder Lüng" bekam er die Quittung. Er und sein Kommerzienrat. „Kommen die Sommergäste auf unsre Insel als Eroberer?" hieß es, „oder am Ende

doch vielleicht immer noch als die Gäste der alten Herren des Bodens, als Gäste, für die das Gastrecht gilt, auch mit seinen Pflichten? Sind die „Insulanerknaben", sind unsre friesischen Jungen Wilde? Wir meinen vielmehr, sie sind besser als sehr Vieles von dem, was im Sommer auf der Trampelbahn von Westerland herumläuft." — Der beleidigte Kommerzienrat hatte einen Bruder, der war der Herr einer großen Zeitung in der Reichshauptstadt. Die zeigte alsbald die Zähne. Merkwürdigerweise: denn alterprobter Brauch hätte geboten, den kleinen, wenig geldkräftigen Rebellen im fernen Norden durch Schweigen zu ersticken; doch in der Seele des Eigentümers und seines Anhanges waren wohl Instinkte getroffen, die lauter riefen als Erfahrung und Vorsicht. — „Rückständige Sitten flegelhafter Bauern" war der freundlichste unter den Ausdrücken des „Berliner Telegraphen"; im übrigen beklagte er bitter, daß im Zeitalter des Liberalismus solche Beschränktheit möglich sei. Die Novembernummer des „Pidder Lüng" brachte die Erwiderung. Und dann trug jede Post dicke Haufen von Zustimmungserklärungen in das Uwenhaus in Keitum, wo man zwei Zimmer eingerichtet hatte für Schriftleitung und Druckerei. Bis ins neue Jahr hinein flogen sie ins Haus, aus Schleswig und Holstein, aus Hamburg, Bremen und Hannover, aus Lübeck und Mecklenburg; selbst vom Starnberger See kam eine, bis dorthin hatte irgend ein Wind den Aufsatz getragen. Und die groben Sätze darin: „Zeitalter des Liberalismus? Hier auf der Insel sind unter hundert von uns nicht fünf, die nicht liberal wären; nur ist für uns „Liberalismus" nicht gleichbedeutend mit der Alleinherrschaft von Berlin W."

Als ich Siiwert Taaken am zweiten Weihnachtstag des Jahres besuchte, fand ich ihn mit dem Ordnen der Briefe beschäftigt. Ich las die meisten und hatte auch für mich selbst meine Freude daran: Der Artikel, aus dem der Kampf entbrannt war, war vor dem Druck auch durch meine, hier und da bessernde, Hand gegangen, wie denn mein kleines Zimmer in Flensburg so manchen Abend sah, wo ich mit Liebe und warmer Freude für den „Pidder Lüng" schrieb. — Siiwert Taaken schien noch gewachsen. Er strahlte vor Kampflust zu allen Stunden, wo ich ihn sah. Das waren die meisten des Tages, denn die nächste Nummer war schon gedruckt und Siiwert Taaken Herr seiner Zeit. Ich konnte bemerken, daß er anfing, eine wichtige Person zu werden. Nicht nur in Keitum: auf der ganzen Insel, und über sie hinaus auf Föhr, Amrum und an der Festlandsküste. Drei Tage vor Neujahr mußte

ich mit nach Westerland zu einer großen Zusammenkunft. Gutes Bier — es hatte dem altheimischen Kaffeepunsch schon damals das Reich stark geengt — floß reichlich zu den guten Reden all der friesischen Männer, die zusammengekommen waren, sich Dem zu verbinden, der vor ihren Augen zu einem Führer erwuchs. Er aber saß freudigen Antlitzes zwischen ihnen: ihr König, wie er unser König gewesen war in Oevelgönne. Aber nicht mehr ein verschlossener, sinnender König wie damals; jetzt öffnete ihm das köstliche Naß, das seiner Kraft nichts anhaben konnte, das Herz bis zum untersten Grunde. Und da war keiner unter den vielen Alten und Jungen, dem seine Rede, die nun alles enthüllte von seinem tiefsten Wollen, die Seele nicht warm machte.

Der Kampf mit Berlin war zu Ende, denn die große Zeitung dort erwiderte nichts mehr. Ja, es war auffallend, daß auch die andern Blätter, die — in nicht geringer Zahl — angefangen hatten, im Bunde mit jener gegen den „Pidder Lüng" und seinen Schriftleiter zu hetzen, plötzlich wie auf Kommando schwiegen. Die Tagespresse hatte sich darauf besonnen, daß das oft bewährte Totschweigen eben doch das beste war — ganz gewiß gegen diesen Mann. Zudem: was bedeutete solch ein Blättchen auf Sylt!

Doch die Rechnung stimmte auch so nicht mehr. Das „Blättchen" wuchs zu einer Macht, die auf sich selbst stehen konnte, die selbst dafür sorgte, daß man ihre Stimme vernahm. Die Einnahmen stiegen stark; zu Beginn des Herbstes des Jahres achtzehnhundertundneunundachtzig, des dritten Jahres seit der Gründung, siedelte „Pidder Lüng" in das schmucke eigene Häuschen über, das dicht bei der Keitumer Kirche für ihn erbaut war. „Nun beginnt mein Lebenswerk", schrieb mir Siiwert Taaken im November.

Am Weihnachtsabend zog er mich aus dem Festkreise, zu dem sich, seit wir denken konnten, unser beider Familien am vierundzwanzigsten Dezember stets versammelten, plötzlich in sein Zimmer. „Paul," sagte er erregt, „du mußt mir helfen jetzt: Seit drei Tagen geht es mir im Kopfe herum, und ich hab's nicht festhalten können; jetzt ist mir plötzlich die Eingebung gekommen, wie ich es fassen muß."

Ich sah ihn erstaunt an, während er in seinem Zimmer Licht machte, eilig ein paar Bogen Papier und einen Bleistift zusammenraffte und sie mir zuschob. „Ach so," sagte er mit einer Stimme, die rasch und stoßweise aus der Kehle drang, „du weißt nicht, was ich will: Von Neujahr ab erscheint der „Pidder Lüng" alle vierzehn Tage. Wir können ihn weit verbreiten im nächsten Jahre,

weit nach Süden hinunter. Die erste Januarnummer soll als Werbenummer verschickt werden, Gott weiß wohin überall. Die muß ein Programm bringen. Jetzt ist mir aufgegangen, wie das werden muß, jetzt diesen Augenblick. Ich sehe es Satz für Satz vor mir, wie gedruckt. Das darf nicht wieder unklar werden. Aufschreiben dauert mir zu lange; du hast ja stenographieren gelernt, tu mir die Liebe und bringe zu Papier, was ich diktiere."

Ich setzte erwartungsvoll den Stift an, Siiwert Taaken ging mit aufgeregten Schritten in dem kleinen Zimmer hin und her. Er öffnete den Mund und schloß ihn wieder. „Merkwürdig," sagte er, „ich kann den ersten Satz nicht richtig herausbringen. Aber warte einen Augenblick." Er rief das dienende Mädchen und schickte sie mit einem Auftrag weg. Nach fünf Minuten hatte sie aus dem nahen Wirtshaus zwei große Krüge mit bayrischem Bier geholt. Siiwert Taaken tat einen tiefen Zug. Dann plötzlich — so etwa, als sei eine Feder zurückgeschnellt, die bisher sein Gedankenwerk pressend gehemmt — begann er rasch und fließend zu diktieren:

„Ihr, meine friesischen Landsleute und Ihr Nahverbundenen in Schleswig und in Holstein, wißt längst, was der „Pidder Lüng" will. Aber Euch andern, zu denen er jetzt gehen will, Euch muß er sagen, was er Euch bringt.

Darum hört: „Pidder Lüng" will Opposition machen. Gegen die Regierung? Wenn es einmal sein muß, schreckt ihn das nicht. Aber das ist nicht sein Beruf.

Wogegen denn? Gegen einen Aberglauben. Gegen den Aberglauben, daß wir es so herrlich weit gebracht haben in unsrer Zeit. Meint Ihr, er wolle nörgeln? Nein! „Pidder Lüng" weiß, daß unser Reich ein Heer hat wie kein andres Land der Welt; daß unsre Flotte besser und stärker wird von Tag zu Tag; daß unsre Richter und Beamten unbestechlich sind und treu wie Gold. Daß kein Tag vergeht, wo nicht deutscher Handel und deutsche Industrie einen Schritt vorwärts tun; daß das Alles so ist, *noch* so ist.

Aber *daran* zweifelt „Pidder Lüng" mit bitterm Zweifel, ob sich das so halten kann auf Zeit und Dauer. Denn er sieht, daß wir all das Große nicht von den Zinsen bezahlen, sondern vom Kapital. Vom Kapital der Volkskraft."

Siiwert Taaken schwieg für einige Sekunden; ein paar Züge aus dem Kruge füllten sie aus, wie solche auch alle Pausen ausgefüllt haben, die dann noch gefolgt sind. Diesmal fuhr er fort:

„Wild anwachsende Riesenstädte ziehen die Massen an sich und verbrauchen in Jahrzehnten — in Jahren manchmal — die

Kraft, die Jahrtausende aus Wald und Feld gesogen und durch hundert Geschlechter aufgespeichert haben. Verbrauchen sie in Schreibstuben und Fabriken in rasender Arbeitshast. Ungeheure Reichtümer werden gehäuft, riesige Massen von Sachen geschaffen, Massen, die zu Bergen wachsen und den Menschen erdrücken.

Er wird erdrückt: Weil er entseelt wird. Kann eine Menschenseele leben, die, jahraus jahrein, zehn Stunden täglich und länger oft, all ihre Kräfte, all ihr Wollen, darauf richten muß, daß immer wieder derselbe kleine Maschinenteil hergestellt werde, mit immer derselben Bewegung der Hand an ihrem Leibe — oder darauf, daß immer wieder Riesenreihen von Zahlen untereinandergeschrieben und zusammengezählt werden?

Er wird erdrückt: Weil auch der Leib versagt im Staub der Steinmassen. Wollt Ihr sagen, daß uns jährlich hunderttausende von Menschen zuwachsen im Reich? So fragt Euch „Pidder Lüng" dagegen: „Wer sind denn die, die bei uns so gewaltig zunehmen an Zahl? Welches Stammes Weiber sind es, die Kinder gebären wie Sand am Meer? Der Polen Weiber, nicht die der Deutschen!"

Meine Hand konnte einen Augenblick ruhen. Dann ging es weiter.

„Ist das ein Wunder? Unsern besten Schatz, den Quell unsrer ewigen Erneuerung, wo verwahren wir ihn? Wo bauen wir ihn, den Tempel der deutschen, der germanischen Frau? In die Fabrikstädte reißt sie der Mammonsdienst, der das ganze Volk gepackt hat. Und ihr Kind mit ihr. Die rote Welle ihres Blutes, die, rein und ungetrübt, Leben tragen sollte bis ans Ende der Zeiten, muß dort Räder treiben, die Gold mahlen. — Und unsre Zeit, der die Sache Alles ist und der Marktwert der Sache, die nichts weiß von dem warmen, atmenden, lebenden Menschen, — diese Zeit, sie hat erkannt, daß der Markt die Dirne höher wertet als die Mutter. Danach handelt sie; danach handeln Schaubühne und Presse.

Ja, die Presse! Die geschaffen ward, das große Werkzeug der Freiheit zu sein. Was ist sie heute? Sie bestimmt, was man meinen darf, was nicht. Denn Millionen großer Kinder glauben an den Leitartikel und seine erhabene Weisheit so innig, wie nur je ein Frommer an das Evangelium geglaubt hat. Wir Wissenden aber, deren hellgewordene Augen die Drähte sehen, die zusammenlaufen in den Händen der großen Inserenten,

wir wissen heute noch besser, als Altmeister Goethe selbst, *wie* Recht er hatte, als er grimmig sprach:

„Was euch die heilige Preßfreiheit
Für Frommen, Vorteil und Früchte beut?
Davon habt ihr gewisse Erscheinung:
Tiefe Verachtung öffentlicher Meinung."

„Pidder Lüng" will sein, was die Presse sein sollte und nicht ist: ein Werkzeug, nein eine *Waffe* der Freiheit. Er will die Wege weisen, die zum Heil führen. Vermag er das?"

Die Pause, die folgte, war länger als alle vorher. Dann aber stieß Siiwert Taaken mit mächtiger Stimme heraus:

„Ja!"

Und ehe ich das Zeichen der Kurzschrift für das kurze Wort nur hatte auf das Papier setzen können, sprach er so schnell, daß ich kaum folgen konnte:

„Wie immer die Mächte des Dunkels heißen mögen, die unser Volk umschatten, nur deshalb konnten sie Macht gewinnen, weil der Deutsche unsicher geworden ist in seinen uralten Lebensinstinkten. Weil der Geist der Germanen getrübt ist, die in der großen Stadt das ummauerte Grab sahen, und in der Frau ahnungsvoll die Vermittlerin mit der Gottheit ehrten. So kann die Erneuerung nur kommen aus einem Kreise, wo jene Instinkte noch leben, ganz und ungebrochen. In solchem Kreise wurzelt „Pidder Lüng". Er steht fest, eichenstark, in einem Volkstum, das ganz germanisch ist..."

Ich wartete gespannt, den Bleistift angesetzt zum Weiterschreiben. Aber ich hörte kein Wort, nur Siiwert Taakens ruheloses Auf- und Abwandern, ab und zu unterbrochen von einem Halt am Kruge.

Plötzlich klang seine Stimme wieder. Aber nicht mehr begeistert wie zuletzt, sondern ärgerlich, gequält.

„Paul," sagte er, „die guten Gedanken sind mit einem Mal zu Ende. Oder die Gedanken eigentlich nicht, im Gegenteil, die sind da, in bunter Fülle. Aber es will nicht mehr mit dem Satzbau. Na, macht nichts, den Rest schreibe ich morgen selbst zu Ende. Laß uns sitzen und ein bißchen reden."

Und wir saßen und redeten Stunde um Stunde, die Magd mußte ein paar Mal frische Krüge holen.

Und Siiwert Taaken schwärmte von „Pidder Lüng" und seiner kommenden gewaltigen Bahn. Sprach in bilderreichen Worten, die sich oft hemmten, oft überstürzten, von dem, was er morgen

noch in das Programm schreiben würde. Wie der „Pidder Lüng“ die Friesen an ihre Aufgabe weisen solle und zu ihrer Pflicht rufen gegen das Reich der Deutschen. Auf daß sie nicht mehr ihre unverbrauchten Kräfte hinübertrügen in das große Land jenseits des Meeres, das schon frei sei, sondern auf daß sie sie brauchten, daß das Deutsche Reich ein freies Land werde und ein Germanenland.— Wie „Pidder Lüng“ der Regierung das Gewissen schärfen solle, daß sie endlich begreife, daß es heiße, Mücken seigen und Kamele verschlucken, wenn man stammverwandte Dänen aus dem Lande weise wegen kleinlichen Grenzzwistes unter zwei Brudervölkern — und die Polen groß werden lasse in Rheinland und Westfalen. Wie „Pidder Lüng“ wachsen solle und immer wachsen, und Ausgaben herstellen in den andern germanischen Sprachen, und Leser gewinnen, viele Leser, in Skandinavien, England und Amerika.

Als es Mitternacht schlug, stand Siiwert Taaken in der Mitte des kleinen Raumes, seine dunkeln Augen brannten und sein schwarzes Haar streifte den Deckbalken.

„Es wird ein Tag kommen,“ sprach er begeistert, — „er wird kommen, wenn anders das einen Sinn hat, was wir Geschichte nennen — wo die große Einheit, die sich heute unsichtbar wölbt über allen Nordvölkern, sichtbar sein wird im Sonnenlicht und greifbar in der Wirklichkeit des Tages. Das ist mein höchster Beruf: mitzuwirken, daß der Tag komme.“

Ich aber muß heute sinnen, meine Freunde, warum Gott es zugelassen hat, daß er solchen Knecht verlor aus seinem Dienst.

— Das Programm, wie Siiwert Taaken es mir diktiert hatte, ergänzt um den Inhalt des Nachtgespräches, erschien in der Januarnummer des vierten Jahrgangs. Verbreitung und Absatz des „Pidder Lüng“ wuchsen schnell und stark. Der Erfolg straffte dem jungen Schriftleiter die Schwingen: Was damals im Frühjahr und Sommer aus seiner Feder gesprungen ist, ist das Beste gewesen, was Siiwert Taaken zu geben hatte. Mitten darin jener Aufsatz nach des eisernen Kanzlers Sturz.

Dann, als auf die kürzerwerdenden Tage des Herbstes der Nebel herabsank, wähnte ich manchmal, er sänke auch in meine Freude an den stattlich gewordenen Heften, die mir jeden zweiten Montag die Post ins Haus brachte. Es ging etwas wie ein leises Nachlassen durch die Aufsätze, die an der ersten Stelle standen. Andre haben es wohl nicht bemerkt, denn die Verbreitung des Blattes nahm gegen Ende des Jahres noch unaufhörlich zu; aber Freundesaugen sehen scharf.

Über Weihnachten achtzehnhundertundneunzig hielten mich dringende Arbeiten in Flensburg fest, dafür konnte ich mich frei machen, als der Februarmonat ins letzte Drittel trat. Zum ersten Mal seit langen Jahren durfte ich ihn wieder mitfeiern, den Petritag, den völkischen Feiertag der Friesen.

Am Tag vor dem Fest, vormittags, erreichte ich die Insel. Ich fand den Freund in der Druckerei, er gab Anordnungen für die erste Märznummer. Als ich, schon vom Flur aus, seine befehlende Stimme hörte, und als wir uns dann die Hände schüttelten, war mir, die Sorge, die in den dunklen Wintermonaten leise in mir aufgestiegen war, sei ein Gespenst gewesen. Dann wieder, wie die nächsten Stunden verflossen in dem herzlichen Gespräch des Wiedersehens, wollte sich der graue Gast auch jetzt und hier nicht ganz bannen lassen und flüsterte mir zu, daß manchmal etwas Müdes einschleiche in des Freundes Stimme und etwas Schlaffes in die klaren Züge seines Gesichts. Ja, waren sie noch so klar wie früher? Täuschte ich mich, oder wich die Schärfe ihrer Linien hier und da einer weicheren Rundung?

Als die Mittagsstunde vorüber war, nahm Siiwert Taaken mich beim Arm. „Paul," sagte er, „in knapp zwei Wochen wirst du dreißig Jahre alt, und einen guten Monat später bin ich neunundzwanzig. Meinst du, daß wir es heute noch einmal fertig bringen, Knaben zu sein?"

Ich freute mich der Frische, die aus den Worten klang, und als er dann — auf meinen fragenden Blick — rasch fortfuhr: „Ich möchte heut' nacht ein Biiken abbrennen. In Hörnum auf dem Budersand. Mit dir ganz allein!", da begriff ich schnell, was in ihm vorging. Denn der Vorschlag paßte wohl zu dem Wesen d e s Siiwert Taaken, dessen Schreibfeder ich vor vierzehn Monden gewesen war. Hatten doch in der Nacht, die heraufzog — in dieser Nacht, die von Urzeiten her dem Wodan heilig war; erst ganz spät war an seine Stelle der heilige Petrus getreten — seit undenklichen Tagen unsre Vorväter ihre Opferfeuer lohen lassen, Biiken genannt. Hatte doch Jahrhunderte lang in dieser Nacht ein Ring solcher Opferfeuer — aufglühend rings auf den Eilanden und bei den Wohnstätten des Festlandsaumes — als Kronreif um Nordfrieslands Stirn gelegen. Und war nun auch das, was den Altvordern in jedem Jahr heilige Erhebung gespendet, in unsern Tagen zum harmlos fröhlichen Spiel der Kinder geworden, — wohl sah es dem Siiwert Taaken von Oevelgönne gleich, das Biiken anzuzünden in Sinn und Geist der Vorzeit. Meine Sorge spannte

die schwärzlichen Flügel und hob sich von dannen über die Wasser: mein Freund war noch der alte.

— Die nächste Stunde sah uns beide auf dem Weg zum Budersand, der hohen Dünenecke am Ostrand von Hörnums südlichster Spitze. Am stillen winterlichen Watt entlang schritten wir Meile um Meile. Auf seinen Eisbergen — geschaffen von der Flut, die die Massen des Randeises losgebrochen und übereinander geschoben hatte — brannten rote Lichter von den schrägen Strahlen der letzten Sonne des Wintertages. Wir schwiegen, wie Wasser und Land, und Reif und Eis und Schnee. Und schweigend häuften wir im Dunkeln — stundenlang — das trockne Treibholz des Strandes zum gewaltigen Scheiterhaufen auf dem Gipfel der großen Düne.

Mitternacht war es, als haushoch die Flamme emporschlug.

Ich fühlte meine Hand umfaßt. Der Schein des Feuers, der Siiwert Taakens dunkles Gesicht in rote Glut tauchte, spiegelte sich in seinen Augen, die feucht waren vor Begeisterung.

Ein Ton von seinen Lippen brach das Schweigen, ein Wort, das seltsam hineinklang in das Prasseln der Flamme. Und der Worte wurden mehr, und sie fügten sich zusammen zu den ungelenken Versen eines friesischen Sängers, dessen Namen niemand mehr weiß — aber die Strophe kannten wir alle von Jugend auf.

Des Feuers flackernder Widerschein glänzte zu uns herauf von der Wasserfläche, in die der Dünenberg seinen Fuß vorsetzte. Ich sah hinunter auf das glühende Bild und tat an den Freund eine Frage. Gott weiß, über welche hundertfach sich kreuzenden Bahnen meine Gedanken damals gelaufen sind, ehe sie an diesen Punkt kamen und in die Welt traten in der Sprache. Heute freilich scheint es mir, als habe damals eine Ahnung aus mir geredet. Oder als seien — in der gewaltigen Stille der Nacht und der eisgebundenen See und des wildfurchtbaren Landes — Bilder zusammengeschossen zur Körperhaftigkeit plötzlicher Erkenntnis, Bilder, die mir der Tag nur flüchtig gezeigt, und deren Sinnes ich mir nicht bewußt geworden im Drängen der tausend Eindrücke im Sonnenlicht.

„Denkst du daran, Siiwert, daß dort unten Pidder Lüngs letztes Landen war, dort auf der Renningrheede?"

Wie aus einem Traum erwacht fuhr Siiwert Taaken zusammen. „Pidder Lüngs letztes Landen?" fragte er verwirrt. „Sonderbar, ja, davon habe ich gewußt wie von allen unsern Sagen und Geschichten, — aber dunkel nur, in ganz schwankenden Umrissen, steigt es heute vor mir auf. Wie war es damit?"

Und ich erzählte dem Horchenden die traurige Geschichte; seltsam düster tönte mir die eigene Stimme in der Finsternis, die, wie die Flamme langsam in sich zusammensank, eisiger und klammernder uns umfaßte. Erzählte, wie, nach manchen Stürmen, Siegen und Verlusten, der gewaltige Seeheld auf der Renningrheede landet und seine Burg auf Hörnum, den Rückhalt seiner Macht, geschleift findet. Wie er nach Rantum geht, und dort erfährt, der Mann, der das gewagt, sei der Strandvogt Erk Mannis zu Westerland. Wie er mit seiner Mannschaft in des Strandvogts Haus dringt, wie der Schlaue ihm freundlich entgegentritt und ihn bittet, sein Gast zu sein. Wie des Strandvogts guter Wein den Gewaltigen in hülflosen Schlummer wiegt, aus dem er nur erwacht, um taumelnd seinen letzten Verzweiflungskampf zu kämpfen. Wie dann beim dritten Sonnenaufgang der Mann, der geschworen hatte, des Nordens Befreier zu werden, auf der Heide bei Munkmarsch die Leiter zum Galgen hinaufsteigen muß.

„So," sagte Siiwert Taaken und warf ein letztes Scheit in das verglimmende Feuer, daß es noch einmal kurz aufsprühte, „s o war das." Es klang gepreßt. Aber plötzlich ward seine Stimme frei und stark.

„Paul," sprach er, „du weißt, was das früher hieß, wenn in dieser Nacht die Biiken brannten. Ein Zeichen gaben sich damit die Friesen, von Insel zu Insel, von Strand zu Strand, daß des Winters Macht gebrochen sei, daß die frische fröhliche Seefahrt wieder angehe. Sieh, auch ich will jetzt auf eine Frühlingsreise! Und reiche Beute will ich heimbringen von ihr!"

Ich stand erstaunt und wußte nicht, wo das hinaus wollte. Da sprach er mit freudiger Entschiedenheit: „Sieh, Paul, ich habe in den letzten Monaten gesehen, daß mir manches fehlt. Ich weiß ganz gut, ich habe nachgelassen. Siehst du, du sagst nicht nein. Und — das Blatt gedeiht auch nicht mehr ganz so gut; in den letzten Wochen sind mir 'ne Reihe Abonnenten abgesprungen. Ich brauche mich nicht zu schämen deswegen. Es ist nicht meine Schuld, daß mir der Stoff ausgeht. Ich w e i ß eben vieles nicht, was ich wissen müßte. Früher fehlte das Geld, es zu lernen. Jetzt ist es da: ich habe viel verdient in den letzten achtzehn Monaten. Ein knappes Jahr wird's tun, wer lernen w i l l in unserm Alter, für den ist eine Woche mehr als ein Monat für die Unsicherheit des Studenten ist.

„Wohin?" fragte ich.

„Nach München. Ich will auch die Alpen sehen in der Zeit. Frerk Dirksen vertritt mich hier."

War es nur die Ermüdung der durchwanderten Nacht, was am nächsten Tage während des Festes auf Siiwert Taaken lag? Es mochte wohl sein, denn erst zwei Stunden vor der späten Dämmerung des Wintertages hatte der beschwerliche Rückweg in Keitum geendet. Aber wenn es so war, was hatte dann an der Kraft gezehrt, die noch vor drei, vier Jahren stets nur gewachsen schien nach einer Nacht im Freien? Damals hatte er mich ausgelacht, wenn nach langen Märschen unter dem Sternenhimmel am nächsten Morgen i ch von Schlaf sprach; jetzt war ich der Frische, und ihm fielen die Augen zu. Und wenn ihm auch im Laufe des Tages bei dem mannigfachen guten Trunk, den der nach alter Sitte bescherte, zuzeiten das alte Feuer durch Leib und Geist zu rinnen schien, ganz gelang es auch dem funkelnden Glase nicht mehr, dem Antlitz die Frische und den Augen die Kraft zu geben, die ich so liebte. Und noch das fiel mir auf: Siiwert Taaken war stets ein Liebling der Mädchen gewesen; wie hatte er tanzen können damals in Kiel! Jetzt trieb ihn keine schlanke Gestalt, kein freundlich lockender Blick mehr vom Kartentisch weg. Im Gespräche der Männer freilich, da blieb er der Herrscher. War es vielleicht noch mehr als früher; lebhaft, oft laut, malte seine Rede den schwerfälligeren Genossen sein Ziel. Ich dachte der alten Tage in Oevelgönne und staunte der Veränderung.

Der Frühling brachte manchen Brief aus München in mein stilles Zimmer in Flensburg. Erst kamen die Schreiben regelmäßig jede Woche, und es jubelte in ihnen die Freude des Erwachenden, der mit weitgeöffneten Augen die morgendliche Schönheit der Welt trinkt; da wußte ich, was auf dem Freunde gelastet, war doch nur das Gefühl gewesen, daß sein Wissen nicht ausreichte ihn dahin zu tragen, wohin sein Wille wies.

Wie aber die großen Kuverts mit den bayrischen Marken seltener wurden, da brachten die Briefe andres: jedes Wort darin fing nun an, eine dichte Hülle von Zufriedenheit zu tragen. Das schien mir seltsam, denn es wollte sich nicht fügen zu Siiwert Taakens stürmendem Wesen. Als der Sommer begann, kam ein Brief, darin hieß es so: „O, mein alter Paul, wie ich das Leben des Volkes hier miterlebe! Es ist etwas Herrliches darum. Alter, schwerfälliger Paul Volquardsen, könnte ich Dich doch hier haben, nur auf einen einzigen Tag! Daß Du Dich einmal auslüften könntest in der köstlichen Freiheit, die hier, im Hofbräuhaus, oder auf einem

der kühlen Keller, deren Zahl und Namen ich nicht festhalten kann, den Minister neben den Arbeiter setzt, den Mann neben das Weib, die Mutter neben das Kind. Die sie alle begnadet mit so unendlicher stiller Freude. — Ich sage Dir, Paul, ich verliere nichts, wenn ich so etwas wegnehme von der Zeit, die ich für die Hörsäle berechnet hatte und für die Hallen der Kunst. Denn sieh, an diesen glücklichen Menschen habe ich messen gelernt, was mir fehlte bisher: Fortgestürmt bin ich, rastlos, nach Sternenzielen. Nach wundervollen, Paul, denen ich nie untreu werde, nie, nie. Aber eines hatte ich noch nicht gelernt. Stillstand gebieten dem Augenblick und seinem innigen Genuß. Daß ich das nun kann, und es vereinigen kann mit dem stolzen Fluge, den ich weiter fliegen will, das danke ich diesem Jahr und dieser Stadt. Du sollst es von mir lernen, alter ernster Paul, wenn ich rückkehre zu unsern ernsten Inseln."

Ich las das und fühlte eine seltsame Angst; denn wenngleich ich in jenen Tagen vieles noch nicht wußte, was ich heute weiß, so begriff ich doch auch damals so viel, daß da eine fremde Macht war, die die Hand ausstreckte nach Siiwert Taakens Herz und Hirn. Und ich glaube heute noch, daß ich das Rechte tat, als ich in meiner Antwort nicht viel mehr schrieb, als daß ich den Freund an unser Gespräch erinnerte von Pidder Lüngs Ende.

Und ich wähnte, ich hätte das Unheil, dessen nahende Tritte ich hörte, gebannt, als wenige Wochen später ein Brief aus Tirol an meine Föhrde kam. Ein Brief voll Jubel und Kraft. Im Suldental war er aufgegeben, und in markiger Sprache — so gut, wie sie Siiwert Taaken eigen war in seinen besten Stunden — erzählte er, wie mein Freund die Königsspitze bestiegen. Ich kannte den Namen des Berges und wußte, daß auch der Geübteste es nicht für ein Kinderspiel ansah, den Fuß hinauf zu tragen auf die Spitze der vereisten Zacke; Siiwert Taaken aber hatte nie vorher einen andern Berg erklommen. „Dort oben," schloß der Brief, „habe ich Auge in Auge gestanden mit dem Unendlichen. Und weiß nun, daß ich leben werde und wirken und nicht enden wie Pidder Lüng. Und wenn Du, Paul, jetzt noch einmal liest was ich aus München schrieb, dann denke, daß ich dort in ein weiches warmes Bad getaucht bin. Es hat meinen harten Gliedern wohlgetan; doch als ich herausgestiegen bin, habe ich jeden Tropfen davon abgeschüttelt.

Es war zur nächsten Petrifeier, als ich ihn wiedersah, ein Jahr, nachdem unser Opferfeuer auf dem Budersand gebrannt hatte; seit zwei Monaten war er wieder auf der Insel.

Als ich in sein Gesicht sah, schüttelte mich der Schreck. Es sah gesund und blühend aus, aber die gepolsterten Wangen und die vorgetretenen Augäpfel machten es fremd. Ich zwang mich zu der Frage: „Feiern wir diese Nacht wieder auf dem Budersand beim Biiken, Siiwert?"

Er lachte; es klang freundlich und gewinnend. „Paul, wir müssen doch einmal aufhören, Kinder zu sein."

Bis zum Ende des Festes waren wir zusammen, Stunde für Stunde. Manche der Genossen besiegte der Kaffeepunsch und das Bier, ihn nicht. Nur immer zufriedener glänzten seine Augen. Und immer mehr redete er: Von Gottes Odem auf den Bergen und vom frischen Hauch der See, von deutscher Treue vom Fels zum Meer, von der Herrlichkeit des kommenden großen Germanenreiches: die Friesen sollten herrschen darin. Und ich sah zum ersten Mal — mir war, mir bräche das Herz — wie bald der, bald jener sich von ihm abwandte und hinter seinem Rücken — heimlich, denn man fürchtete seine Faust — über ihn spottete. Ich fing ein Wort auf, das oft von einem zum andern ging: „Daß uns der Mensch mit seinen Klugschnackereien auch heute das Fest verderben muß! Seit zwei Monaten ist er wieder hier, und jeden Tag, den Gott werden läßt, dieselben Redensarten."

Ein andrer dagegen trat an ihn heran und tat sehr schön und höflich. Ich kannte den Mann, es war ein Hotelbesitzer aus Westerland, ein Eingewanderter, wie die meisten; sein Wesen fiel mir auf. Mit sanfter Gewalt zog ich Siiwert Taaken in eine Ecke und fragte ihn, was das sei. Er lachte etwas verlegen und sagte:

„Ach so, ach nur eine ganz verrückte Idee. Der Kerl arbeitet für ein Konsortium in Westerland: sie wollen mir den „Pidder Lüng" gern abkaufen. Sie denken, ich lasse mich darauf ein, weil es immer noch so'n bißchen hapert mit den Abonnenten. Na, so dumm bin ich ja nicht, die Schafsköpfe meinen, ich weiß nicht, daß sie ihn eingehen lassen wollen. Kann's ihnen ja nicht verdenken: Frerk Dirksen hat in den letzten Wochen etwas reichlich viel davon geschrieben, daß uns das Bad in Westerland unsere Mädchen verdirbt, und daß von der alten Friesenfreiheit auf der Insel bald nicht mehr viel übrig sein wird, wenn immer mehr Zugewanderte die Herren in Westerland werden, weil sie das Geld in die Hände kriegen. In der letzten Nummer hat er die Amrumer gerühmt, die sich ja, Gott weiß wie lange, dagegen gewehrt haben, ein Bad auf ihre Insel zu bekommen. Na, ich will ihm sagen, er soll nicht so fanatisch sein. Recht hat er ja — gewiß —, wenn man's von der

einen Seite nimmt. Aber jedes Ding hat eben zwei Seiten, und die Fremdenindustrie bringt auch wieder manche Werte, das hab' ich da unten im Süden gelernt. — Na, jedenfalls, den „Pidder Lüng" kriegen die Kerls nicht. Werde den Teufel tun, darauf reinzufallen."

Was nun mich von alledem am meisten erschreckte, war die Erkenntnis, daß Siiwert Taaken, seit er wieder auf der Insel war, noch nicht wieder an seiner Zeitung gearbeitet hatte. Also nicht er hatte die Aufsätze der letzten Wochen geschrieben, die mich mit neuer Freude am „Pidder Lüng" erfüllt hatten — Frerk Dirksen war der Verfasser! Und was von Siiwert Taakens altem Geist im „Pidder Lüng" noch lebte, das ward mühsam am Leben erhalten von dem bescheidenen treuen Mann.

Im Mai dieses Jahres achtzehnhundertzweiundneunzig war Siiwert in Flensburg mein Gast. Zum ersten Male. Ich fand ihn unruhiger als er in Keitum gewesen war; manchmal schien er mir wie einer, der mit umschnürter Kehle nach Luft ringt. Zu Zeiten auch war es mir, als scheine unter dem runden Gesicht des behäbigen Bürgers ein andres durch: ein schmales, mit scharfen, kühnen Zügen, das ich gekannt in den Tagen von Oevelgönne. Dann war es, als seien Siiwert Taakens Augen dunkle Fenster, durch deren rauchgeschwärzte Scheiben erst seine wirklichen Augen mich ansähen mit einem Blick, der um Hilfe rief.

Ich habe ihn viel umhergeführt in Stadt und Gemarkung. Und nie hat er soviel gesprochen von seinen großen Plänen für die Zukunftsherrlichkeit der einigen Germanenvölker; nichts Neues, und meist zu jeder Stunde dasselbe. —

Auch zu dem Schmied hat uns das Wandern jener Tage geführt, der in dem Dorf eine Stunde landeinwärts wohnte. Der eine Sehenswürdigkeit war für alle Welt, weil er nichts trank: Branntwein nicht, und Bier und Wein um nichts mehr. Man stritt sich — bis weit in die deutschen Lande hinein, denn die Zeitungen berichteten von ihm gern und viel, wie sie ja auch pflegen, wenn ein Kind geboren wird mit zwei Köpfen oder ein fünfbeiniges Kalb — ob er ein Heuchler sei oder verrückt. Und manche gaben zu, verrückt möge er wohl sein, aber auch diese wagten kaum zu bestreiten, daß er dennoch auch heuchle: denn selbst ein Irrer verzichte nicht ehrlich auf der Erde beste Güter.

Als Siiwert Taaken ihn sah, war es gerade zwei Wochen her, daß eine Schar von Männern in unsern Norden gekommen war. Würdige, wohlgenährte Männer, mit guten Titeln, Orden

und prächtigen Bärten. Männer aus Berlin und Hildesheim und manchen andern Orten, Männer, die sich zusammengetan hatten, dem deutschen Volke Mäßigkeit zu predigen, daß es genese von Schande und Laster der Trunksucht. Diese reisten umher in deutschen Landen mit Ehrlichkeit und Fleiß und Eifer, und die Börsen wohlgefüllt von Regierungen und Behörden, die der Not des Volkes gedacht hatten. Und machten überall die Augen auf, daß sie sähen, wo man Werkzeuge fände zu helfen. Und fanden n i c h t s. Wie sie aber den Schmied fanden, standen sie offenen Mundes, staunten des Wunders und gingen kopfschüttelnd davon. Denn er war ihnen ärgerlich. — Siiwert Taaken dahingegen, als er den breiten, eckigen Mann sah, wie er am Feierabend vor seiner Esse lehnte, sprach mit ihm lange und ernsthaft. Und wie er denn in jener Zeit wohl geneigt war, wenn er Neues hörte, zu meinen das sei das Rechte, so fand er, daß des Schmiedes Treiben wohl eine ernste Sache sei, des Nachdenkens wert. Auch wußte er mehr von solchen Männern, als jene Würdigen, die nicht gleich ihm das freie Land jenseits des Ozeans kannten. So bedachte er des Schmiedes Tun und meinte in drei Stunden fünfmal, der Mann sei nicht fern von der Ahnung dessen, was not sei. Und schlief am Abend ein, und erwachte wieder, und sprach, der Schmied habe recht, und er wolle tun wie jener tue. Und tat so, in Flensburg und hernach auf Sylt.

Im Juni und Juli sind ein paar Nummern des „Pidder Lüng" erschienen, deren ich mich freudig gewundert habe: Es war in jenem Jahre, daß das Gewissen des deutschen Volkes anfing zu fragen, ob es recht sei, daß man die Halligen eine Beute werden lasse des nagenden Meeres. Die Männer aber, die dem Volksgewissen Sprache gaben, wurden gehemmt durch Amt und Feder manchen Zopfträgers in hohen Würden. Der „Pidder Lüng" jedoch klopfte mit Macht auf die Perrücken, daß der Staub weit herausflog und ein erlösendes Niesen ausbrach bis in die Hauptstadt des Landes. Ich aber sah an kleinen Merkzeichen, auf die ich achten gelernt hatte seit dem Anfang des Jahres, daß Siiwert Taaken selbst das geschrieben.

Im August kam ein Mann nach Keitum. Er waltet eines hohen Amtes der Kirche, heute noch. Knaben und Mädchen im Ort aber riefen ihn den Kahlkopf aus Magdeburg, weil er in jener Stadt damals die Pflichten übte und kahlen Hauptes war. So mag er auch von mir genannt sein. An der Westküste der Insel wehte ihm die Luft zu stark und zu scharf, so trug er seinen

Urlaub nach Keitum, ans Wattenmeer. Weil aber Siiwert Taaken dort immer noch viel genannt wurde, war es nicht zu verwundern, daß der Fremde seinen Umgang fand und pflegte.

Von dem aber, was die Beiden gesprochen, habe ich nachher viel gehört; denn was der Kahlkopf sagte — auf der Straße, im Boot und im Wirtshaus — tönte stets selbstbewußt und wohl vernehmlich, sodaß oftmals auch der es hörte, an den die Worte nicht gerichtet waren. So hat denn der Fremde — ich habe ihn später einmal gesehen, und dabei gefunden, daß es einer der würdigen Männer gewesen ist, die den Kopf geschüttelt hatten vor unserm Schmied — dem Siiwert Taaken auch von Herzen angelegen, er möge ablassen von dem unfreien und traurigen Gesetz, das er selbst sich auferlegt. Denn nicht das sei wahre Sittlichkeit und eines Freien würdig, irgend etwas sich ganz zu versagen, was irgend einen Genuß gewähren könne auf dieser Erde. Der nur handle gottgefällig und recht, und im Einklang mit der evangelischen Freiheit heiligem Gebot, der sich selbst einmal in Versuchung bringe — ab und zu, nicht gar zu selten — und dann die Versuchung besiege. Wenn er sie aber auch nicht stets besiege, so sei das eben begründet in dem Wesen sittlicher Freiheit, das sich offenbare nicht nur im Sieg, nein auch — und oft mehr noch — in der Niederlage. „Sie aber, Herr Taaken," hat er oft seine kluge Rede geschlossen, „der Sie — wie ich erfahren habe von Ihnen und von andern — dem Rausche nie erlegen sind und nie erliegen, warum denn machen Sie sich zum Sklaven harter, lebensfeindlicher Askese?"

Und Siiwert Taaken, wie er denn in jener Zeit wohl geneigt war, wenn er Neues hörte, zu meinen, das sei das Rechte, ging hin und folgte dem klugen Mann und ward wieder sittlich und frei.

Im „Pidder Lüng" hat er dann nichts mehr geschrieben; die Fehde für die Halligen hat Frerk Dirksen zu Ende gekämpft, ehe er mit zorniger Feder und nassen Augen den Abschiedsgruß an die Leser unter das Manuskript der letzten Nummer geschrieben hat. Denn zu Weihnachten achtzehnhundertzweiundneunzig verkaufte Siiwert Taaken den „Pidder Lüng" an die Bieter in Westerland. Die haben keine Nummer mehr erscheinen lassen.

Als ich das hörte, habe ich eine Nacht lang wach gelegen und des Knaben gedacht, der in seinem Stolze nur den Seekönig Ring von Eidum spielen wollte, keinen andern. Und den nun nicht dessen ruhmvolles Schicksal getroffen hatte, daß er mit ehrender

Wunde starb nach vollbrachter siegreicher Schlacht. Sondern das Geschick des Leibarztes des Königs Bröns, der das jammervollste Los gezogen unter allen den Friesen, die einst gegen die Unterirdischen gekämpft auf der Kampener Heide. Das Ende des Unseligen, den die Feinde fingen und lebendig in den Grabhügel senkten.

Und durch das Dunkel der Nacht hörte ich eine Stimme, die mich rief, daß nun ich an des Begrabenen Stelle treten solle und kämpfen gegen die Unterirdischen, daß sie nicht das Feld behalten.

Und ich sann, wie groß und gut das alles gewesen war, was Siiwert Taaken gewollt hatte — und wie unmöglich zu erreichen, solange die Unterirdischen das Netz werfen können, das die Siiwert Taakens mit umschnürten Gliedern in die Grube reißt.

Da schwur ich mir, ich wolle jeden Blutstropfen daran setzen und jede Faser in Gehirn und Muskeln, daß das Netz zerrissen werde.

Oft — abends wenn der Dienst zu Ende war — ging ich zu jenem Schmied. Er lehrte mich das Messer schmieden, das des Netzes Maschen schneidet, und wies mir, wie man es braucht. — So ward ich, der ich bin.

Siiwert Taaken hat die Witwe eines der Männer geheiratet, an die er, nun vor zehn Jahren, für etliche Silberlinge das Werk seines Lebens verriet. Sie war wohl begütert, er hat eine hübsche Wohnung in Berlin und ist gern gesehen in manchem Haus des Tiergartenviertels. Am liebsten aber sitzt er, wenn die Nacht sinkt, im Kreise feinnerviger, schmalbrüstiger Jünglinge der Feder und kündet ihnen die Herrlichkeit des großen Germanenreiches, das kommen soll. Wenn sie vom Stuhl sinken, von Müdigkeit besiegt und Wein und Gerstensaft, dann ragt er auf seinem Sitz, unerschütterlich, ein Turm: Keine Nacht und kein Tag hat ihn je berauscht gesehen."

* * *

Von der Alster her fuhr ein warmer Wind durch den grünen Vorhang. Helmut Harringa ließ das Heft auf seine Kniee sinken und sann.

„Opfer fallen hier,
Weder Lamm noch Stier,
Aber Menschenopfer unerhört."
Goethe.

Sechstes Kapitel.

Das Jahr neunzehnhundertunddrei war bis weit in den Dezember hinein fortgeschritten. In vier Tagen sollte Weihnachtsabend sein.

„Wir brauchen doch nur eine halbe Stunde?" fragte Friedrich Harringa seinen Bruder Helmut. Beide standen in Helmuts Schlafstube, die an sein Wohnzimmer grenzte, Friedrich vor dem hohen schmalen Wandspiegel. Er hatte eben das Rasieren beendet, die Seife abgewaschen und besah zufrieden sein Werk. Gesicht und Gestalt, die ihm aus dem Spiegel entgegensahen, waren dem Bruder auffallend ähnlich. Einen Zoll kleiner vielleicht der Wuchs, etwas feiner die Glieder. Und das Gesicht ein klein wenig rundlicher, um den Mund manchmal ein weicher Zug, den Helmut nicht hatte. Über die linke Wange aber lief schräg von oben nach unten die breite rote Spur eines Schlägerschmisses.

Helmut zog sich gerade den Frack an. „Höchstens zwanzig Minuten," antwortete er. „Wir nehmen die Fähre. Sie fährt leider ganz unbehindert. Auf der ganzen Alster schwimmt ja in diesem elenden Winter wieder einmal kein Brocken Eis. Aber laß uns so früh gehen, daß wir die doppelte Zeit haben; meine Sitzung war sehr anstrengend, und ich hätte gern etwas länger frische Luft. — Um sieben Uhr sind wir eingeladen, da gibt es also vor halb acht nichts zu essen. Sind wir viertel nach sieben da, so ist es mehr als früh genug. — Laß uns doch spätestens halb sieben weggehen."

Friedrich nickte.

„Ich hatte übrigens keine Ahnung," fuhr Helmut fort, „daß du schon heute kommen würdest. Vor einer Woche schriebst du mir doch noch, du kämst erst am Tage vor Weihnachtsabend. Ich freute mich riesig, als ich vom Gericht nach Hause kam und von Johann hörte, du seiest schon oben in meinen Zimmern."

„Ein Wunsch von Papa," sagte Friedrich. „Er schrieb mir vorgestern, ich täte ihm einen besonderen Gefallen, wenn ich so früh käme, daß ich heute die Abendgesellschaft bei Generalkonsul Brooks noch mitmachen könne. Er wisse, dem alten Brooks und seiner Frau mache es große Freude, wenn wir beide, du und ich, kämen. Nun, ich konnte Papa den Gefallen tun. Der Professor, der das organische Praktikum hält, liegt seit vorgestern mit Influenza. Und ob ich drei philosophische Vorlesungen mehr oder weniger höre, ist schließlich gleichgültig; ich kann das, was ich da gehört hätte, gerade so gut nachlesen. So bin ich denn heute eben vor halb drei in Kiel in den Zug gestiegen und nach knappen zwei Stunden am Dammtorbahnhof angekommen. Ich bleibe bis zum zweiten Januar."

„Muß die Zeit so kurz sein?" fragte Helmut. „Im wievielten Semester bist du eigentlich jetzt?"

„Wenn ich die Korpszeit abrechne, im fünften."

„Und wie lange dauert die Geschichte noch?"

„Nun," meinte Friedrich, „am Ende dieses Semesters mache ich den zweiten Abschnitt des Verbandsexamens, den organischen Teil nennen wir's. Gleich beim Beginn des nächsten Semesters lasse ich mir dann die Aufgaben für die Doktorarbeit stellen; ich habe mit dem Professor schon darüber gesprochen. Die werde ich wohl in zwei Semestern fertig bekommen. Die meisten von uns Chemikern brauchen zwar länger dazu. Aber ich will es schon schaffen. Dann bin ich also Ostern übers Jahr fertig und habe im ganzen gerade sieben Semester gebraucht."

„Das heißt also," sagte Helmut, „wenn du die Zeit im Korps dazu rechnest, elf Semester. Sag' mal — wir stehen ja so miteinander, daß du mir nichts übel nimmst — tun dir die zwei Jahre nicht leid? Immer wieder, wenn ich das Zeichen der glorreichen Waffentat — eines andern auf deiner Backe sehe, wundere ich mich, wie du die Zwangsjacke eigentlich ausgehalten hast. Wenn sich mein Gehirn das Bild vorstellen soll, wie mein Bruder Friedrich einmal auf Befehl eines Fuchsmajors ein Seidel Bier nach dem andern hinuntergegossen hat, anstatt dem jungen Mann das Gemäß an den Kopf zu werfen, dann streikt es."

Über Friedrichs Gesicht flog ein leichter Schatten. „Ja, offen gesagt, die Zeit t u t mir leid. Aber du weißt, wie es damals ging. Nach drei Monaten war ich eben so weit, wie du sieben Jahre vorher schon nach sechs Wochen warst: Ich wollte heraus. Aber ich kam eben nicht heraus. Einmal war ja mein Schulfreund

Franke mit nach Göttingen gegangen. Der wollte unbedingt bleiben, und ich wollte ihn nicht allein lassen. Und dann hat sich damals — Gott weiß warum — auch Papa die größte Mühe gegeben, mich bei der Sache festzuhalten. Na und du weißt ja, ganz so leicht wie dir ist es mir nie geworden, mit dem Kopf durch die Wand zu gehen. Das ist nun mal nicht anders, die beiden Jahre sind hin! Aber über eins kannst du dich beruhigen: Innerlich hängen geblieben von der Geschichte ist verdammt wenig bei mir."

„Ja," entgegnete Helmut, „das habe ich schon lange gemerkt. Gott sei Dank! Wer weiß, ob sonst nicht manches anders zwischen uns geworden wäre."

Friedrich, der dem Bruder gerade den Rücken zukehrte, wendete sich scharf um und ergriff hastig seine Hand. „Da durfte nichts anders werden, und da konnte auch nichts anders werden! Sieh einmal nebenan in dein Wohnzimmer. Da gegenüber an der langen Wand hat vor nun bald zwölf Jahren mein Bett gestanden. Denkst du noch an jenes Osterfest? Papa und Mama mit unsern kleinen Schwestern zu Papas Vetter nach Oldenburg gereist. Du, von der Universität auf Ferien hier, und ich, ein Knabe von dreizehn Jahren, allein zusammen zu Hause. In zwei Tagen sollten wir den Eltern nachkommen. Und dann mit einem Male bei mir die wütenden Schmerzen im Unterleib. Blinddarmentzündung. Wie du da zum Arzt gerast bist; wie der kam und die Sache schon so schlimm fand, daß ich nicht mehr ins Krankenhaus geschafft werden konnte, sondern gleich hier operiert werden mußte. Und wie ich aus der Narkose aufwachte, und das erste, was mir von der Welt wieder zum Bewußtsein kam, deine Hand war, die über der meinen lag. Und wie du dann an meinem Bett gewacht und mich gepflegt hast, bis die Eltern zurückkamen. Das vergißt sich nie."

Helmut räusperte sich. Dann sah er aus dem Fenster; aus Abenddunkel und Nebelschwaden trat ganz rechts der spitze Kirchturm von Harvestehude undeutlich hervor, hoch über den dichten Gruppen der entblätterten Bäume des Hintergartens. „Dieser gottverlassene hamburgische Winter! Als ob man im Hades lebte. Kein andrer Platz in Europa hat es in dieser Zeit so scheußlich. Ewig diese widerliche nasse Wärme. Und keine vernünftige Rauchverbrennung. Die Beneidenswerten, die jetzt in Sankt Moritz oder in Schierke sehen und fühlen können, was ein Winter ist."

„Wollen wir gehen?" sagte Friedrich, indem er ein Paar Ballhandschuhe zu sich steckte. „Ich bin fertig. Wo können wir uns von den Eltern verabschieden?"

„Sie werden schon unten im kleinen Eßzimmer sein," antwortete Helmut, während beide durch sein Wohnzimmer auf den Vorplatz gingen. „Sie essen heute eine halbe Stunde eher als sonst, sie wollen nachher ins Theater."

Die Brüder stiegen durch das weite Treppenhaus zwei Stockwerke hinunter bis zum Erdgeschoß. Als sie die Tür zum kleinen Eßzimmer öffneten, erhob sich Wilhelm Harringa von seinem Platz und ging den erwachsenen Söhnen einige Schritte entgegen. Herzliche Höflichkeit gegen seine Nächsten war ein Gebot, das er sich selbst gegeben hatte, und gegen das er nie verstieß. Die Einigkeit zwischen ihm und den Seinen ward von vielen beneidet. Er wußte, daß jene nie durchbrochene freundliche Form der Zaun war, der jene Einigkeit vor Verletzungen schirmte.

Seine Frau sah mit Stolz auf die drei hochgewachsenen Männer, wie sie nun so fest und breitbeinig zusammenstanden. So gar nichts Angekränkeltes, so gar nichts Großstädtisches an einem von ihnen. Und wie wenig ihr Wilhelm, der einundsechzigjährige Mann, an Schlankheit und Biegsamkeit körperlich den beiden Söhnen nachgab. Dachte sie sich den eisengrauen Vollbart weg, der ihm bis zur Brust hinab hing, und gab sie dem Haupthaar einen Augenblick die Farbe der Jugend zurück, dann konnte ihr Mann dort wohl als der älteste von drei Brüdern stehen. Wilhelm Harringa hatte als junger Kaufmann zehn Jahre in England gelebt. Dort hatte er gelernt, wie ein Mann seinen Körper jung erhält. Und hatte dann das Gelernte betätigt in Leibesübungen in frischer Luft bis zum heutigen Tage. — Ein Gefühl beseligten Stolzes stieg in der Frau auf, daß sie, Elisabeth van der Smissen, mit ihrem Blut und ihrer Sorge dieses Geschlecht hatte fortführen dürfen.

Übrigens hatte sie heute nicht lange Zeit, dem nachzuhängen. Sie sah den Söhnen an, daß sie schleunigst fort wollten, und sie hatte ihnen noch eine Bestellung mitzugeben.

„Ihr wißt, daß Ihr Eure beiden Schwestern und Schwäger heute abend trefft?" fragte sie.

„Jawohl, Mama," antwortete Friedrich. „Ich bin gleich, auf dem Wege vom Bahnhof hierher, in der Tesdorpfstraße bei Hildegard vorgefahren. Dabei hörte ich von ihr, daß sie und Elisabeth mit ihren Männern heute abend auch eingeladen sind."

„Dann seid so gut,“ bat die Mutter, „und bestellt ihnen Beiden, sie möchten am Weihnachtsabend pünktlich halb sechs Uhr mit Mann und Kind zur Bescherung hier sein.“

„Und empfehlt uns beide dem Generalkonsul und seiner Frau,“ fiel Wilhelm Harringa ein, während die Söhne das Zimmer verließen.

Er sah ihnen noch einen Augenblick nach. „Prachtjungen,“ sagte er dann zufrieden, „gesund und tüchtig.“

„Und aufrechte Menschen,“ setzte Elisabeth Harringa hinzu, „keine Streber. Sieh dir Friedrichs Augen an, wie die im letzten Jahr geworden sind. Er wird so steifnackig wie Helmut schon ist.“

„Nun,“ meinte ihr Mann, „ganz so schroff brauchte er meinetwegen nicht zu werden. Ich habe manchmal den Eindruck, daß Helmut sich mehr Feinde macht, als nötig ist, und daß er sich unnütz Steine in den Weg legt. Neulich zum Beispiel, auf dem Herrendiner bei Senator Dührkop, da habe ich im Rauchzimmer ein Gespräch mit angehört. Zwischen dem Senator und dem Landgerichtsdirektor Sydow, dem hagern Herrn, weißt du, der aus Posen stammt. Die beiden sprachen über Helmut. Sie merkten nicht, daß ich sie hören mußte, denn das Zimmer war zu voll. Und ich konnte in dem Augenblick nicht weg von meinem Platz. Ich sage dir, wie der Sydow sich über Helmuts Starrkopf beklagte. Wenn die Senatoren oft so was über ihn zu hören bekommen, dann muß ihm das in seiner Laufbahn schaden. Na, ich wußte schon, was ich tat, als ich Friedrich im Korps festhielt.“

Elisabeth Harringa gab sich keine Mühe, den erstaunten Ausdruck ihres Gesichts zu verbergen. War das ihr Mann, ihr Wilhelm? Von dem in Hamburg das Wort ging, er könne wohl grob werden gegen einen Senator, wenn's einmal darauf ankomme, aber nicht gegen seinen jüngsten Lehrling. Woher kam dem mit einem Male solch' furchtsame Klugheit? Mit einem Male? Sie dachte nach. Sicher, so unverblümt hatte er dergleichen noch nie gesagt. Nur wenn sie es ganz genau nahm, so in den letzten Jahren, da war ja manchmal so dieses oder jenes Wort gefallen, das so geklungen hatte, als sei der Friesensinn in Wilhelm Harringa doch nicht mehr ganz so zäh und trotzig. Und wie Elisabeth sich das Alles zusammenreimte, da war es ihr plötzlich, als wehe sie ein kalter Schatten an. Also doch: Das Alter. Dem Körper konnte es noch nichts anhaben: da griff es nach dem Geist und flößte bleiche Weltklugheit hinein. Elisabeth Harringa aber gelobte sich: So will ich die acht Jahre Jugend, die ich noch voraus habe vor ihm,

bewahren und nutzen, für mich, für die Meinen und vor allem für ihn selbst. Fest sah sie ihn an:

„Laß nur Helmut wie er ist, lieber Mann. Ich möchte ihn nicht anders haben. Und ich will Gott danken, wenn ich recht behalte und Friedrich wird wie er. Deine Lebensarbeit hat deinen Kindern den festen Boden geschaffen, auf dem sie ihr Leben lang stehen können, unabhängig von Haß und Liebe der Leute und der Vorgesetzten. Und hätten sie nun nichts Besseres in der Welt zu tun, als Karriere zu machen?"

* * *

Helmut und Friedrich Harringa schritten in den nebligen Abend hinaus. Sein tiefes Schweigen teilte sich ihnen mit, als sie durch den großen Vordergarten gingen. Es durchdrang sie noch inniger, als sie durch die dunkle Heimlichkeit des schmalen Baumganges, in den die Straße endet, zur Alster hinabstiegen. Und es hielt an, als sie nun Seite an Seite den Harvestehuderweg eine kurze Strecke stadtwärts hinunterschritten und dann, an der Kreuzung der Alsterchaussee, scharf links auf den Fährdamm bogen. Nur von wenigen, ganz gleichgültigen Bemerkungen wurde es unterbrochen; die beiden Brüder standen sich so nahe, daß es nicht steter Worte zwischen ihnen bedurfte, damit einer des andern Gegenwart als Freude fühle. So genossen sie auch jetzt schweigend das Glück des Beisammenseins nach langer Trennung; Zufälligkeiten hatten es gefügt, daß sie sich trotz der geringen Entfernung zwischen Hamburg und Kiel seit einem Jahre nicht gesehen hatten.

Nun war der Fährdamm zu Ende. Sie standen auf dem hölzernen Steg. Aber die Fähre lag gegenüber am Uhlenhorster Fährhaus. Mit halb unbewußtem, kindheitgewohntem Griff zog Friedrich die Fährglocke. Der dumpfe Ton brach beiden Brüdern den Bann der Abendstille.

„Ahnst du eigentlich," sagte Helmut, während von drüben der Abfahrtspfiff der Fähre herüberklang, „daß wir heute wahrscheinlich etwas Besonderes erleben werden?"

„Leider nein," lachte Friedrich, „was soll es denn geben?"

„Eine Verlobung."

„So? Heute abend?" Um wen handelt es sich denn?"

„Sogar um die einzige Tochter des Hauses," antwortete Helmut, „um Lili Brooks."

„Das ist ja großartig!" rief Friedrich fröhlich. „Also meine alte Freundin Lili, mit der ich so oft Tennis gespielt und Schlittschuh gelaufen habe. Wirklich famos. Dies hübsche, liebens-

würdige Mädchen, und so prachtvoll gesund! Das richtige Alter hat sie auch, zweiundzwanzig Jahre, soviel ich weiß."

In diesem Augenblick rauschte die Fähre heran, um dann, nachdem die beiden Brüder als einzige Fahrgäste das Mitteldeck zwischen den beiden überragenden Kajütbauten betreten hatten, sofort wieder abzufahren.

Während das Geräusch der Schraube aufs neue begann, setzte Friedrich das Gespräch fort: „Wer ist denn der Glückliche? Hoffentlich ein recht netter Mensch?"

„Ich kenne ihn nicht persönlich," war Helmuts Antwort. „Er heißt Wendberg. Übrigens, bitte, dreh' dich einmal um und blicke dort rechts nach der Lombardsbrücke hinüber, wie schön gerade in diesem Augenblick ihre Lichter durch den Nebel scheinen."

Aber Friedrich drehte sich nicht um, sondern fragte mit merkwürdiger Hast: „Das ist doch nicht etwa Eduard Wendberg?"

„Den Vornamen weiß ich nicht," sagte Helmut etwas erstaunt.

„Ist der Mann Assessor in Altona, Assessor bei der Staatsanwaltschaft?" drängte Friedrich hastiger.

„Ja, jawohl, das stimmt. Das hat mir unsre Schwester Elisabeth vor zwei Wochen erzählt," gab Helmut nach kurzem Besinnen Auskunft.

Er fuhr zurück. So krachend schlug Friedrichs Spazierstock auf die Holzbank gegenüber.

„Was soll das, was hast du?" fragte er ganz verwirrt.

Friedrich wies auf den Fährmann. „Einen Augenblick, bis wir drüben sind."

Nun schritten sie auf der Uhlenhorst den rechts gelegenen Fußweg der „Schönen Aussicht" in der Richtung auf die Stadt entlang.

„Was ist nun eigentlich los?" fragte Helmut halb unwillig.

„Zum Teufel," fuhr Friedrich mit ganz ungewohnter Heftigkeit auf, „also mein lieber Korpsbruder Eduard Wendberg will sich verloben, der will heiraten und ausgerechnet meine alte Freundin Lili Brooks?"

Helmut erschrak. „Bitte, mach' mir die Sache endlich klar. Du hast doch nicht etwa für dich an sie gedacht?"

„Noch nie im Leben! Aber bitte, hat sie denn schon ja gesagt?"

„Nein," sagte Helmut, „aber ich weiß von den Schwestern, daß alle Bekannten Lilis die Verlobung heute abend erwarten."

Friedrich brach wieder los. „Mensch, Helmut, das ist ja einfach heillos. Der will dieses prachtvolle gesunde Mädchen heiraten, dieser Geselle, durch und durch krank, wie er ist!“

Helmut wurde sehr ernst. Lili Brooks war seiner Schwester Hildegard Altersgenossin und Schulfreundin. Er hatte sie, genau wie Friedrich, oft im Hause seiner Eltern, im Brooksschen Hause und im Freien getroffen. Die Gefahr, die ihr drohte, rief auch in ihm die ritterlichen Gefühle für die Freundin der Schwester wach.

„Was fehlt dem Mann denn?“ fragte er schnell. „Etwa Tuberkulose?“

„Nein,“ antwortete Friedrich grimmig: „Syphilis. Er war die beiden letzten Sommer in Aachen deswegen. Es hat nichts genützt.“

Mit hastigen Schritten gingen beide Brüder, während sie nun weiter sprachen, den kleinen gewundenen Pfad, der dort zwischen Fußweg und Alster ganz dicht am Wasser entlang läuft, wohl zwanzigmal hin und her.

Helmut wußte genug von ärztlicher Wissenschaft, um sich darüber klar zu sein, welches Schicksal Lili Brooks drohte, wenn Friedrich recht hatte. Aber zunächst sagte er nur: „Lieber Junge, übertreibst du die Geschichte auch nicht? Daß der Wendberg mal die Krankheit gehabt hat, ist ja sehr möglich. In der Lage sind ja leider viele. Aber die Sache kann doch meistens geheilt werden. Woher weißt du, daß Wendberg nicht ausgeheilt ist?“

Friedrich lachte bitter: „Ja, woher hat man so etwas? Frag' irgend einen, der das Band der Göttinger Hanseaten getragen hat, jeder kann dir dasselbe sagen, wenn er Lust hat. Wir Korpsbrüder wissen schon über einander Bescheid. Übrigens: zu allem Überfluß habe ich vor einem Vierteljahr in Kiel das Vergnügen gehabt, mit Wendberg und einigen andern Herren einen Abend zusammen zu sein. Nach der dritten Flasche, als es lustig wurde, hat uns der Herr eine volle Stunde lang seine Weibergeschichten vorrenommiert, und uns, versichere ich dich, keine Einzelheit seiner angenehmen Krankheit und seiner beiden Kuren in Aachen erspart. — Herr Gott, es gibt ja arme Kerls genug, die sich einmal oder zweimal in ihrem Leben nicht haben halten können und dann gleich Unglück gehabt haben. Wirklich arme Kerls. Aber mit dem Wendberg ist es eine andre Geschichte. Wie der drauf los gewüstet hat, hat er's nicht besser verdient. Und er weiß ganz genau, wie es mit ihm steht, und was er überall anrichtet. Wenn du ahntest,

wieviel unselige Mädchen aus dem Volk der in den letzten beiden Jahren krank gemacht hat. Arme, arme Lili Brooks."

Er stand ganz dicht am Rande der Alster. Da, wo das hübsche kleine Vorgebirge aus Steinen angelegt ist. Ein Dampfboot fuhr vorüber und wühlte im flachen Uferwasser eine kleine Welle auf. Sie spülte über seine Überschuhe weg. Er beachtete es nicht. „Helmut," fuhr er fort, „das darf nicht sein. Das müssen wir verhindern."

Helmut antwortete nicht. Die Dunkelheit ließ den Bruder nicht erkennen, wie hoffnungslos er aussah.

Friedrich sah nach der Uhr. „Es ist jetzt zehn Minuten nach sieben. In drei Minuten können wir im Brooksschen Hause sein. Ehe die eigentliche Gesellschaft beginnt. Früh genug, um mit dem alten Generalkonsul zu sprechen, ehe das Unglück geschieht."

„Einen Augenblick," sagte Helmut, indem er seine Hand auf den Arm des Bruders legte und ihn so zurückhielt. „Du willst also mit dem alten Brooks reden. Hast du dir überlegt, was dann wird?"

„Laß uns doch um Gottes willen keine Zeit verlieren," drängte Friedrich. „Was dann wird? Selbstverständlich stellt der Generalkonsul Herrn Eduard Wendberg ohne Verzug zur Rede."

Helmuts Hand lag noch fester. „Gewiß, daran zweifle ich gar nicht. Und ebensowenig daran, daß Wendberg dann einen Wutausbruch bekommt und beschwört, du seiest der elendeste Lügner unter Gottes Sonne."

„Mag er," brauste Friedrich auf. „Was ich sage, kann ich ja Gott sei Dank beweisen. Laß mich doch endlich los!"

„Friedrich," sprach Helmut mit warmer Stimme, „wir wissen, was wir aneinander haben. Und du weißt, daß ich nicht furchtsam bin: Wenn hier zu helfen wäre, ich wartete nicht auf dich. Aber du weißt auch, denke ich, daß du das Liebste bist, was ich auf dieser Erde habe. Darum höre mich, der ich sieben Jahre älter bin, ein paar Minuten ruhig an. Es ist noch keine Stunde her, daß du meintest, gerade mir werde es leicht, mit dem Kopf durch die Wand zu gehen, leichter als dir. Um so eher darfst du es dir gefallen lassen, wenn ich dich diesmal daran hindere, dir den Kopf an der Wand einzurennen."

„Also rede," entgegnete Friedrich.

Helmut ließ seinen Arm los. „Zunächst: Wendberg ist zweifellos Reserveoffizier?"

„Ja," antwortete Friedrich. „Husar. Ich sah ihn vor zwei Jahren einmal in der Uniform, und mir fiel noch auf, daß er für

die Truppe eigentlich viel zu lang ist. Er ist nicht viel kleiner als wir beiden."

„Gut," sagte Helmut. „Und du bist auch Offizier. Außerdem seid ihr beide Korpsstudenten. Zweifelst du einen Augenblick, daß er dir morgen seine Zeugen schickt?"

„Na, wenn er d i e Frechheit hat," meinte Friedrich ganz vergnügt, „etwas Besseres kann ich mir doch nicht wünschen. Der Fall ist ja wie geschaffen für die neue Ehrengerichtsverordnung. Ich mache also einfach dem Offiziers-Ehrenrat Anzeige. Der muß dann ja Ermittelungen anstellen und ich b e w e i s e eben, was der Wendberg für ein Geschöpf ist. Daran zweifelst du doch auch nicht, daß der Ehrenrat gar nichts andres tun kann, als den Kerl, der in dieser Verfassung ein anständiges Mädchen heiraten wollte, schleunigst vor ein Ehrengericht zu stellen? Na, und d a s wird ihn auf kürzestem Wege aus dem Offiziersstand und aus der Satisfaktionsfähigkeit herausbringen."

„Bitte, nicht so schnell," mahnte Helmut. „Hoffentlich hast du recht mit der Zuversicht, daß Ehrenrat und Ehrengericht so entscheiden würden. Aber du kriegst diesmal gar keine Gelegenheit, das auszuprobieren. Du sagst, du willst vor dem Ehrenrat dem Wendberg beweisen, daß sein Körper so zerrüttet ist, wie du sagst. Gut, wie willst du das machen?"

„Herr Gott, sei doch heute nicht so schwerfällig," klang es ungeduldig aus Friedrichs Munde. „Selbstverständlich durch Zeugen. Ich sagte dir ja schon, alle Korpsbrüder wissen Bescheid. Es wird ihnen eine Wonne sein, den Wendberg zu beseitigen. Leiden kann den Kerl keiner in unserm Bund."

„So," sagte Helmut hart, „was können denn die Herren eigentlich bezeugen?"

„Muß ich es denn immer wiederholen?: sie können bezeugen, daß jeder von uns die Sache kennt."

„Das heißt also, daß ihr alle darüber hin und her redet. Und Wendberg erklärt mit der eisernsten Stirn von der Welt das alles für gemeinen Klatsch. Oder weißt du irgend jemanden, der aus eigener Kenntnis etwas ganz Bestimmtes aussagen kann?"

Friedrich wurde stutzig. „Warte mal," meinte er zögernd. „Doch! Die beiden Herren, die neulich abend in Kiel mit ihm und mir zusammen waren. Ich sagte dir ja schon, da hat er uns alles bis ins kleinste vorerzählt."

„Da ist er angetrunken gewesen, wie du selbst sagtest. Und was er in dem Zustand gesprochen hat, darauf kann ihn der Ehren-

rat nicht festnageln. Schlimmstenfalls erklärt er frech, er habe sich über euch lustig gemacht. Es hilft dir nichts, lieber Friedrich. Da du den Mann nicht zwingen kannst, sich körperlich untersuchen zu lassen, fällt dein Beweis ins Wasser."

„Und du hast die Sache doch nicht zu Ende gedacht," rief Friedrich triumphierend. „Es ist unmöglich, daß Wendberg ohne fortwährende ärztliche Behandlung lebt. Die Aussage seines Arztes genügt ja ganz allein."

„Kennst du den?" fragte Helmut. Und als Friedrich unsicher zögerte, fuhr er schnell fort: „Du meinst, du könntest seinen Namen ermitteln? Möglich, obwohl mir zweifelhaft scheint, ob das für das schleunige Verfahren vor dem Ehrenrat schnell genug gehen wird. Aber wenn du ihn nun hast?"

„Nun, dann ist doch Gott sei Dank alles in Ordnung!"

„Ach so, du bist kein Jurist. Und weißt daher nicht, daß der Arzt ohne Wendbergs ausdrückliche Erlaubnis kein Wort über die Sache sagen darf. Wenn er nicht Lust hat, eine Geldstrafe von wahrscheinlich mehr als tausend Mark zu bezahlen. Oder sich vielleicht sogar einige Monate einsperren zu lassen."

„Aber das kann doch h i e r nicht stimmen, wo der Arzt als Zeuge und Sachverständiger vernommen werden soll."

„Doch, lieber Junge. Das Schweigegebot geht jeder Zeugenpflicht vor."

„Nun," brachte Friedrich unsicher heraus, „dann wird man eben von Wendberg verlangen, daß er dem Arzt die Erlaubnis gibt, zu sprechen. Und gibt er die nicht, so weiß jeder Mensch den Grund."

„Armer Kerl," sagte Helmut traurig, „was für Luftschlösser! Was Wendberg sagen wird, wenn man das von ihm verlangt? Nun mit der ganzen Würde der verletzten Ehre: Ich habe nicht die leiseste Veranlassung, meinem Verleumder irgendwie entgegenzukommen. Der soll selbst sehen, wo er bleibt. Und tausend gegen eins, kein Ehrenrat im ganzen Deutschen Reich wird feststellen, daß er lügt."

Er ergriff die Hand des Bruders. „Friedrich, täusche dich nicht. Es kann nur e i n e n Ausgang geben: Der Ehrenrat m u ß annehmen, daß du deine Behauptung nicht bewiesen hast. Und was dann folgt, weißt du selbst. Du kannst noch Gott danken, wenn du nicht ein Ehrengerichtsverfahren wegen leichtfertiger Beschuldigung eines Kameraden an den Hals bekommst. Ganz sicher aber ist das: Der Ehrenrat erklärt in der Sache zwischen

Wendberg und dir: Bei der Schwere der Beleidigung können wir einen Ausgleich nicht vorschlagen. Auf deutsch: Die Pistolen sollen sprechen. Soviel ich weiß, hast du im Schießen mit der kurzen Waffe nicht viel Übung?"

„Nein," gab Friedrich zu, „wenigstens jetzt nicht mehr. Bei der Arbeiterei in den beiden letzten Jahren habe ich mich nie mehr üben können. Meine freie Zeit reichte gerade für soviel Rudern, Segeln und Schwimmen, daß der Körper in Ordnung geblieben ist."

„Und Wendberg?"

„Der ..." Friedrich stockte, „schoß allerdings schon im Korps am besten von uns allen. Und — ja, ich weiß von Franke —, daß er mit dem zusammen regelmäßig übt."

„Klug von einem Manne seines Schlages," meinte Helmut. „Glaubst du, daß er Wert darauf legen wird, dich in diesem Falle zu schonen?"

Friedrich hatte sich vor einem halben Jahre in der Kieler Föhrde die Rettungsmedaille erworben; jetzt aber fühlte er, wie ihn fröstelte. „Nein," antwortete er dumpf, „er denkt nicht daran. Wenn er kann, schießt er mich durchs Herz."

„Und er trifft," sagte Helmut bitter, „verlaß dich drauf. Das geht immer so. Aber wenn nun diesmal das Wunder geschähe und bei einer solchen Schießerei das Recht siegte — hast du besondere Lust, mehrere Monate, vielleicht Jahre lang auf Festung zu sitzen? Wenn du ihn tot schießt, bekommst du wenigstens zwei Jahre, wahrscheinlich mehr. Ach so, du meinst, du könntest begnadigt werden? Mag sein, vielleicht auch nicht. Jedenfalls dann nicht, wenn seine Freunde — irgendwo hat er sicher welche — es fertig bringen, die Sache so darzustellen, daß du leichtfertig gehandelt hast. Siehst du, du schweigst! Die Aussicht lockt dich nicht. Aber ich bin noch nicht fertig. Du könntest ja schließlich den Mut haben — wir sind ja hier allein und dürfen die Dinge bei ihrem richtigen Namen nennen — also du könntest vielleicht den Mut haben, zu sagen: „Mit dem Kerl schieße ich mich nicht. Ich weiß, daß er ehrlos ist." Gleich von vornherein oder auch meinethalben erst nach der Entscheidung des Ehrenrates. Na ja, an dem Verlust deines Korpsbandes würdest du nicht sterben. Das weiß ich. Würdest vielleicht Gott danken, die Fessel los zu sein. Aber kommst du ebenso leicht über den schlichten Abschied als Offizier weg? Ich bin's ja auch. Und weiß, daß wir beide stolz darauf sind. Ich meine nicht auf den bunten Rock, son-

dern darauf, daß die berufenen Männer glauben, man könne uns etwas anvertrauen, wenn's Ernst wird. Und dieses stolze Gefühl verlieren wegen eines Schuftes wie Wendberg!"

Friedrich atmete heftig. Und der Kampf in ihm ward schwerer und schwerer, als Helmut jetzt hinzufügte: „Übrigens, Wendberg wird sich die Sache wahrscheinlich noch viel bequemer machen. Er wird dir einfach bei erster Gelegenheit, wenn du nicht darauf gefaßt bist, die Faust ins Gesicht schlagen. Dann zwingt er dich — wenn du nicht einen ganz übermenschlichen moralischen Mut hast — ihn von dir aus zu fordern. Und hat so alle Aussicht, dich für immer stumm zu machen, ehe du überhaupt in die Lage kommst, Beweise für deine Behauptung anzubieten. Vergiß nie, daß so ein Kerl va banque spielt. Zu verlieren hat e r nichts. Aber Männer wie wir müssen ein ganzes Leben voll Arbeit und Freude, unsern gesunden Körper und die Zukunft unsres Geschlechts einsetzen."

Während der letzten Worte hatte Helmut Harringa über das dunkle Wasser der Alster hingeblickt. Als er nun wieder den Bruder ansah, stand der dicht vor ihm, die Fäuste krampfhaft geballt. Helmut fühlte aus Friedrichs nahem Gesicht die Glut herausschlagen.

„Und ich dulde es dennoch nicht," brach es von Friedrichs Lippen, „Helmut, seit wann hast du Fischblut in den Adern? Sollen wir zusehen, wie das Mädchen geopfert wird, ohne daß wir den kleinen Finger rühren? Laß Wendberg sein Schlimmstes tun. Wir können später sehen, wie wir mit ihm fertig werden. E i n s kann er sicher nicht hindern: Mag der Ehrenrat oder sonst wer meine Beweise für genügend halten oder nicht, die Eltern werden doch g e w a r n t und schließlich auch das Mädchen selbst. Der Alte kann doch kein solcher Esel sein, bloß danach zu fragen, ob mir ein voller Beweis gelingt oder nicht. Der muß doch einfach, wenn der Verdacht einmal aufgetaucht ist, von Wendberg verlangen, daß er sich von Brooks' Hausarzt untersuchen läßt und den ermächtigt, zu sagen, wie die Sache steht. Und hat der Alte nicht den Verstand, so wende ich mich an die Mutter. Oder wenn es gar nicht anders geht, spreche ich in Gottesnamen mit Lili Brooks selbst. Oder ich weihe Elisabeth und Hildegard ein, damit die mit den Damen sprechen."

„Ja, wenn die Brooks danach wären," war Helmuts Entgegnung. „Du kennst sie nur nicht so genau, wie ich. Also erstmal der alte Generalkonsul. Hast du den jemals so unter sechs Augen genossen? Nein, nicht wahr? Aber ich desto öfter. Du bist ja

in den letzten Jahren kaum je mehr als ein paar Tage in Hamburg gewesen. Nun, und früher, da war ja der Verkehr der älteren Herrschaften gar nicht so lebhaft. Daß Papa und der alte Brooks sich so oft sehen, das hat überhaupt erst vor höchstens drei Jahren angefangen. Und in den drei Wintern, da hab' ich wenigstens zwanzigmal mit ihm und Papa allein in unserm Rauchzimmer gesessen. Und außerdem habe ich mir seit einigen Jahren angewöhnt, die stenographischen Berichte der Bürgerschaft zu lesen. In der spielt nämlich Brooks eine große Rolle. Nun, ich kann dir sagen: ich kenne den Mann. Von oben bis unten das, was man jetzt einen Mann des praktischen Lebens nennt. Das heißt also: Sein Salpetergeschäft versteht er aus dem F. F. Seit ich das weiß, begreife ich auch, wie Papa den Verkehr aushält; wenn der Mann auf sein Geschäft zu sprechen kommt, wird er wirklich großartig. Und in der Bürgerschaft, na, da ist er wenigstens ein ganz brauchbares Sprachrohr der Handelskammer. Aber damit ist dann auch Schluß. Meinst du, er würde überhaupt verstehen, in welcher Gefahr seine Tochter schwebt? Glaubst du, er hätte eine Ahnung vom Wissen unsrer Zeit über Fragen der Gesundheit? Woher sollte ihm denn das kommen? In seinen Kopf kommt nichts hinein, was er nicht im Börsenbericht seiner Zeitung liest, oder in dem Depeschenteil dort, oder im Leitartikel. Nun, und da findet er dergleichen nicht. Gewiß, wenn du ihm den Namen von Wendbergs Krankheit sagst, dann wird ein Zug von Verständnis über sein Gesicht gehen. Er hat nämlich, ehe er die Tochter des Hauptpastors heiratete, ziemlich wild gelebt. Na, er hat Glück dabei gehabt. Und hat in seiner vergnügten Unkenntnis keine Ahnung, was die fröhliche Jugendzeit des Herrn Gemahls manchmal für die glückliche Ehefrau und die Kinder bedeutet. Wenn du aber weiter darauf bestehst, Wendberg sei ein kranker Mann, und ihm immer wieder klar zu machen suchst, in was seine Tochter hineinrennt, dann wird er dir einfach antworten: „Lieber Harringa, wenn Sie nicht der Sohn meines Freundes Wilhelm wären, dann würde ich Sie nicht so liebenswürdig anhören. Ich bin ein praktischer Mann und kenne das Leben. Ich habe es wirklich nicht nötig, mich von euch jugendlichen Idealisten belehren zu lassen." Jugendlichen Idealismus nennt er nämlich alles, was er nicht begreifen kann, in der Bürgerschaft und draußen. Ein schlimmeres Schimpfwort kennt er nicht. Und wenn du dann noch nicht genug hast, so wirst du finden, daß er immer störrischer wird, ganz wie ein verrittenes Pferd. Natürlich, Wendberg fragen, das wird er. Aber

von vornherein mit dem Vorurteil, daß du maßlos übertrieben hast. Jedes Wort, das Wendberg sagt, wird ihm wie süßer Honig eingehen. Und mit drei Sätzen hat der ihn so beruhigt, daß der Alte dich für den übelsten Ehrabschneider auf der Welt hält. Besonders weil er, wie ich von Elisabeth weiß, in den Assessor ganz vernarrt ist."

„Und die Mutter?" unterbrach Friedrich.

„Ja, hältst du es etwa für denkbar," fuhr Helmut fort, „daß du oder ich — oder meinethalben auch Elisabeth oder Hildegard — auch nur dazu kämen, der gegenüber bis zu Ende auszusprechen, was los ist? Heute vor drei Tagen hat mir Mama gesagt, was sie von Frau Christine Brooks hält: Wir sprachen nämlich von der bevorstehenden Verlobung Lilis und kamen dann auch auf die Mutter. Und was mir Mama sagte, stimmt so ganz zu dem, was ich selbst an der Frau beobachtet habe: Die Dame hat Lili und ihre andern Kinder von Herzen lieb. Sie hat ihnen gute Manieren beigebracht und eine famose Art, sich anzuziehen. Sie tut alles mögliche Gute, ist auch mit dem Herzen dabei. Jedes Jahr Vorstandsdame auf fünf Basaren und wohltätigen Tees. Und dann — das vergiß bitte nicht — von wütendem Abscheu erfüllt gegen alles, was sie für unweiblich hält. Unweiblich ist aber für sie vor allen Dingen auch die leiseste Kenntnis von geschlechtlichen Dingen. Alles auf diesem Gebiet, was jenseits der Tatsache liegt, daß verheiratete Frauen manchmal Kinder bekommen, hält sie für Schmutz. Mama hat mir Beispiele davon erzählt, die alles übersteigen, was man sich denken kann. Du könntest gerade so leicht den Michaelisturm von außen hinaufklettern, wie ihr auch nur klarmachen, um was es sich überhaupt handelt. Bei der ersten Annäherung des Gesprächs an den Kernpunkt der Sache wäre sie aus dem Zimmer.

Nun, und Lili selbst? Die du ja eigentlich nur gekannt hast, als sie kaum aus den Backfischjahren heraus war. Die — das sagte Mama noch ganz ausdrücklich, aber man kann es sich ja auch so denken — die ist natürlich von dieser Mutter in demselben „echt weiblichen" Sinne erzogen worden. Mama sagt, wenn Frau Christine über die Erziehung ihrer Tochter spricht, dann ist ihr drittes Wort: „nur dem Kinde keine Illusionen zerstören". Nun, vor solcher Zerstörung hat sie sie gründlichst behütet. Soviel an der Mutter liegt, ist das zweiundzwanzigjährige Mädchen in den wichtigsten Dingen des Lebens so unklug und so ungewarnt, wie sie es mit drei Jahren war. So gerade die richtige Beute für ge-

wissenlose Gesellen von Wendbergs Schlag. Natürlich, sie wird von ihren Schulfreundinnen die gangbaren Unanständigkeiten gehört haben; du weißt ja, anstößige Bibelstellen und dergleichen. Aber das, was sie heute wissen müßte, klar und unverschleiert wissen müßte, um der Gefahr zu entgehen, die ihr droht, davon hat sie keine Ahnung, dank der vortrefflichen Mutter. Sie spricht die Sprache gar nicht, die sie verstehen müßte, damit man sie retten könnte.

Kurz, es ist einfach ein Wahn, wenn du glaubst, du könntest Vater, Mutter und Tochter warnen. Der Versuch, das zu tun, führt nur zu dem Zusammenstoß mit Wendberg, wobei du dich so oder so ganz unnötig opferst. Dazu aber bist du zu gut — ich auch. Sparen wir uns für Kämpfe, wo man siegen kann."

Friedrich hatte die letzten Minuten still zugehört. Jetzt sagte er traurig: „Du hast recht, wir können nicht helfen. Gott bessere es!"

Schweigend bogen sie unter die winterkahlen Roßkastanien der Auguststraße, und gleich darauf erschien links das Haus des Generalkonsuls Brooks. Aus allen Fenstern im Erdgeschoß des großen Gebäudes drang das elektrische Licht hell in die Nebelnacht hinaus. Obwohl es schon fünf Minuten vor halb acht geworden war, fuhr noch Wagen auf Wagen vor. Mühsam mußten sich die Brüder zwischen den ein- und ausfahrenden Fuhrwerken den Weg bis zu der überdachten Vorfahrt erkämpfen. Als sie im Begriff waren in den Windfang zu treten, sagte Helmut: „Komm noch einen Augenblick mit, ich muß mich noch ein paar Minuten sammeln, ehe ich die Sache drinnen mit ansehen kann."

Und beide Brüder tauchten in die Dunkelheit des Hintergartens, dessen Wege ihnen wohlbekannt waren. Dort wo der Garten an den Feenteich grenzte, standen sie kurze Zeit schweigend nebeneinander am Gartengitter und ließen das Bild der stillen Wasserfläche auf sich einwirken. Schwach durch den Nachtnebel hindurch leuchtend spiegelten sich darauf die Lichter der gegenüberliegenden Häuser. Es war lieblich auch um diese Jahreszeit und zu dieser Stunde. Und es sprach Ruhe daraus.

Dann wandten sie sich und schritten in das festliche Haus.

* * *

Es war kurz nach Mitternacht. Die letzten Töne des Kotillonwalzers waren verklungen, und die anderthalb Hundert Menschen, die heute abend bei Generalkonsul Brooks zu Gaste waren, ord-

neten sich schnell zu Paaren. Die Dienerschaft des Hauses, unterstützt von einem Dutzend Lohndiener, stellte mit Eifer und Geschick in wenigen Minuten überall die kleineren und größeren Tische auf, deren Gedecke schon für das Nachtessen vorbereitet waren. Jedes Paar fand mit Schnelligkeit Platz.

Helmut Harringa war ohne Dame. Seine Lust, mehr Ballgespräche zu führen als unbedingt erforderlich, war heute noch geringer als sonst. Keine Minute während des ganzen Abends war von ihm der Eindruck gewichen, den das Gespräch mit dem Bruder hinterlassen hatte. Und unter diesem Eindruck fühlte er das schattenhaft Unwirkliche der künstlichen Freude, die das Fest hervorzaubern wollte, noch schärfer als bei gleichen Gelegenheiten sonst. Jetzt schritt er in die dumpf-feuchte Luft des Wintergartens hinein. Da war nicht getanzt worden, daher konnte dort schon seit einer Stunde ein fertig gedeckter Tisch stehen, und an diesem Tische hatte Helmut bereits während der letzten Tanzpause einen Eckplatz für das Nachtessen belegt. Und wie er hineinging, da zog ihm plötzlich, er wußte nicht wie, ein helles Bild strahlender Wirklichkeit erfrischend durch den müden Kopf: Jener Ritt in der Frühlingssonne vom Ostersonntag dieses Jahres. Und ihm war durch wenige Sekunden, als schwebe hier statt des schwülen Geruches tropischer Blumen der frische Duft des Gagelstrauchs. Einen Augenblick stieg ihm sein innerstes Wissen befreiend über die Schwelle der Seele: All das um mich herum, all diese Unnatur, all diese Freude, die keine ist, und all diese verklemmte Sinnlichkeit, das sind wesenlose Schemen. Mich gehen die nichts an. — Aber nun war es wieder unverkennbar die Luft des Brooksschen Wintergartens. Und jetzt erschien da schräg gegenüber an der Längsseite des Tisches der Assessor Wendberg. Am Arm seine Dame: Lili Brooks.

Was Helmut Harringa während der Stunden, die dem Nachtessen vorangegangen waren, beobachtet hatte, das hatte ihm keinen Zweifel gelassen: Das Gerücht, daß Wendberg um Lili werbe und erfolgreich werbe, sagte die Wahrheit. Dies hier war die letzte Bestätigung. Denn schon beim Hauptmahl, am Anfange des Abends, hatte Wendberg die Tochter des Hauses geführt. Und das konnte die nur selbst veranlaßt haben, denn die Tischordnung für das Hauptmahl stammte sicher von ihr. Wenn sie ihm nun jetzt, zum zweiten Male an demselben Abend, den Platz neben sich an der Tafel einräumte, dann wußte sie ohne Zweifel genau, wie das auf alle rings um sie wirkte: Auch nur zwei Rund-

tänze desselben Abends an denselben Tänzer zu vergeben, durfte in Hamburg kein Mädchen wagen, dem es nicht gleichgültig war, am nächsten Tage mit eben diesem Herrn in aller Munde zu sein.

Helmut hatte Wendberg im Laufe des Abends flüchtig kennen gelernt. Schon bei dieser kurzen Vorstellung hatte der Mann einen starken Eindruck auf ihn gemacht. Seine schlanke, geschmeidige Gestalt, die der Helmuts an Höhe kaum nachgab, konnte niemand übersehen. Die stark vorspringende, scharf geschnittene Nase gab dem Gesicht etwas Kühnes, und diese Wirkung wurde noch vermehrt durch die kleine schräge Säbelnarbe, die dicht unter dem reichen dunkelbraunen Haar tief in die Stirn eingegraben war. Helmut hatte sich während des Gesprächs mit Friedrich unwillkürlich ein abstoßendes Bild von Wendberg gemacht. Die Wirklichkeit hatte ihn angenehm enttäuscht.

Und trotzdem war das Gefühl, das ihn nun durchzog, als das Paar sich niedersetzte, ein unendliches Mitleid mit dem lieblichen Geschöpf, das jetzt so nahe am Abgrund stand, ohne es zu ahnen. Er brachte seinen Blick nicht von ihr weg, wie sie so dasaß im Schmucke ihrer goldigen Locken, auf denen das elektrische Licht spielte, und die nur wenig über Wendbergs Schultern emporragten. Als sie Helmuts Blick auf sich ruhen fühlte, richtete das voll erblühte Mädchen in dem weißen Seidenkleid einen Augenblick die hellen freundlichen Kinderaugen, in denen immer ein kleines Staunen lag, wie fragend auf ihn.

Es war Wendberg nicht entgangen, daß in der Art, wie Helmut Harringa Lili Brooks ansah, etwas Besonderes lag. Mit sicherem Instinkt witterte er seinen Feind. Und gleich darauf bohrten sich die Augen der beiden Männer fest ineinander. Eine Sekunde lang fühlte sich Helmut Harringa fast körperlich zurückgeworfen von der Raubtierwut, die nun mit einem Male aus diesen nachtfarbenen Augen brach, und von der unsäglichen Brutalität, die plötzlich um den sinnlichen Mund und das eckige Kinn lag. Aber dann stieg es in ihm auf, halb kalter Zorn, halb würgender Ekel. Und er konnte es nicht hindern, daß sein eigenes Gesicht einen Ausdruck so namenloser Verachtung annahm, daß Wendberg den Blick senkte.

Das Alles war die Sache weniger Augenblicke gewesen. Es endete, als ein Diener, der kleine Pasteten herumreichte, an Harringas Platz kam.

Gleichzeitig wurde es am Tisch lebendig, ein lautes Gespräch erhob sich. Und als hätten sie darauf gewartet, begannen nun

auch die Spielleute, die dort drüben in der Halle zwischen den beiden glänzenden Säulen aus braunem Marmor saßen, eine sanfte, schmeichelnde Tischmusik zu spielen. Dann scholl auch von den Tischen in dieser Halle, und von denen weiter drüben im großen Saale und den andern Räumen des Erdgeschosses, Sprechen, Scherz und Gelächter herüber.

Aber Helmut Harringa konnte den Bann nicht brechen, der auf seiner Seele lag. Ihm war, als seien seine leiblichen Arme mit wirklichen eisernen Ketten umschnürt, so elend machte ihn die Hülflosigkeit, in der er das Unheil ihm gegenüber Schritt für Schritt seinen Weg gehen lassen mußte.

Seine Nachbarin links, eine freundliche, vergnügte Brünette, wandte sich plötzlich lachend ihm zu: „Nun sagen Sie nur, Herr Doktor, welch' tiefer Sinn in dem Spiel liegt, das Sie da treiben." Helmut fuhr zusammen und ward sich nun selber erst dessen bewußt, was die Heiterkeit seiner Nachbarin erregt hatte, und worauf gerade auch schon andre anfingen, aufmerksam zu werden: In seinen Gedanken hatte er mit der rechten Hand nach der Wand des Wintergartens dicht neben sich gegriffen, hatte die baumdicke Luftwurzel einer Tropenpflanze gepackt und zog sie in der Höhe seiner eigenen Schultern hin und her.

Den Teufel auch, das ging nicht so weiter! Er mußte wieder Herr über sich selbst werden. Aus der Rotweinflasche, die vor ihm stand, füllte er hastig ein Glas und goß es in einem Zuge hinunter. So, jetzt war ihm freier. Er hatte gut reden, Volquardsens Schmied. Es gab doch Augenblicke, wo man der Anregung bedurfte . . . Aber jetzt waren kaum fünf Minuten vergangen seit dem erlösenden Trunke — ein Diener des Hauses trug gerade den Rehbraten herum — und schon ließ die befreiende Wirkung nach. Ja, jetzt fühlte er den unerträglichen Druck noch viel schwerer auf Kopf und Körper lasten als vorher. Ihm war, als sehe er Volquardsens Gesicht ironisch lächelnd dicht vor sich. Wie kam denn der hierher? Wie das überhaupt heute abend schwer war, die Gedanken ordentlich zusammen zu halten. Ob er wohl dem jungen Arzt, der, ebenfalls ohne Dame, rechts von ihm saß, eben auf seine Frage eine vernünftige Antwort gegeben hatte? Wenn doch dieses Nachtessen ein Ende erreichte! Damit er wenigstens aus der Nähe des Unheils wegkäme, das er doch nicht wenden konnte. So, da aus der Halle winkte ihm ja Hildegard zu, und dort hinten aus dem großen Saal klang eine helle Stimme, die er deutlich als die Elisabeths erkannte. Warum mußte er nun in diesem Augenblick

gerade an die Tatsache denken, die ihm längst bekannt und hier ganz gleichgültig war: daß die beiden Schwestern der zierlicheren und etwas dunkleren Mutter so sehr viel mehr glichen, als er und Friedrich, die in Bau und Farbe so ganz nach dem Vater geartet waren?

Wendberg hatte seine Wut schnell niedergezwungen. Er hatte jetzt keine Zeit, sich um den unbequemen Mann da drüben zu kümmern. Vielleicht brachte die Zukunft Gelegenheit, den Haß herauszulassen, der so plötzlich in ihm aufgestiegen war. Jetzt war Andres zu tun. Nur wenige Züge noch, und ein großes Spiel war gewonnen:

Lili Brooks' Eltern waren sehr reich, und Wendberg war arm und verschuldet. Aber in der kurzen Zeit, die er um sie geworben hatte, war ihm das kaum zum Bewußtsein gekommen. Jetzt dachte er erst recht nicht daran. An ihm fraß eine lodernde Leidenschaft für dieses Mädchen, ein Brand, den er als körperlichen Schmerz spürte. Er mußte sie haben. Haben konnte sie nur, wer sie heiratete. So war er entschlossen gewesen sie zu heiraten, seit jenem Juliabend dieses Jahres, wo er sie auf der Alster beim Fährhaus zuerst gesehen hatte.

Daß sein Leib geschändet war von ungeheilter schmutziger Krankheit, das wußte er seit zwei Jahren. Daß seine Umarmung Pest war für jeden Frauenleib, den er berührte, das hatte ihm die Erfahrung dieser beiden Jahre oft genug gezeigt. Wie das nun werden sollte in seiner Ehe, darüber grübelte er nicht nach. War das seine Sache, sich damit abzuquälen? War Lili einmal sein gewesen, dann würde sich das Weitere finden. Und sie war ja so glücklich unwissend. Sie würde nie auf den Gedanken kommen, wo die Quelle ihrer Leiden läge. Vorwärts! Feiglinge zaudern.

Aber was war das? Dieses Mädchen, das in so manchem Tanz hingebend in seinen Armen gelegen hatte, es war nun mit einem Male so ganz anders geworden. Lilis Antwort auf seine letzte Bemerkung hatte seltsam kühl geklungen; und jetzt lag über der ganzen Gestalt, die ihn halb wahnsinnig machte, so etwas, wie ein Zurückschrecken vor ihm. Was hatte das zu bedeuten? Und er warb immer heftiger mit Wort und Blick, aber die sonderbare Stimmung des Mädchens schien von Minute zu Minute zu wachsen.

Helmut Harringa hatte es lange vermieden, das Paar wieder anzusehn. Wozu das demütigende Bewußtsein seiner Ohnmacht immer aufs neue aufstacheln? Jetzt aber bat ihn seine Nachbarin, ihr das Obst zu reichen, und wie er nach der Fruchtschale griff,

fiel sein Blick, ohne daß er es wollte, wieder auf Lili Brooks. Sonderbar! So hatte die nicht ausgesehen, als sie sich hierher setzte. In der Art, wie sie mit ihrem Nachbar sprach, wie sie ihn ansah, lag plötzlich so etwas Scheues, Abweisendes. Helmut Harringa fühlte, wie sich ein Eisblock von seinem Herzen wälzte. Er sah immer wieder hin. Wendberg beachtete ihn nicht mehr, der ließ die Augen jetzt nicht mehr von Lili Brooks.

In dem Mädchen aber ging Seltsames vor. Schon mancher Mann hatte sich ihr, der schönen Tochter reicher Eltern, werbend genaht. Noch bei keinem hatte ihr Herz gesprochen. Da war Wendberg in ihren Lebenskreis getreten. Und es war ihr gegangen, wie es mit diesem Manne vielen Mädchen und Frauen vor ihr gegangen war: ihr Blut hatte sich entzündet. Seitdem war seine Gestalt vor ihr Tag und Nacht. Bald hatte sie gefühlt, daß es bei ihm ebenso stand, daß er nicht das Geld bei ihr suchte, sondern das Weib. Auf dreißig Abenden waren sie schon zusammen getroffen seit dem Beginn dieses Winters. Stets war er ihr erklärter Ritter gewesen, seit Wochen aber wußte sie, mit dem Wissen, das liebenden Mädchen eigen ist, daß er heute im Hause ihrer Eltern die Entscheidung herbeiführen wolle. Ihr ganzes weiches junges Herz hatte Dem entgegengefiebert. Sie hatte es ihm leicht machen wollen. Darum hatte sie ihm den Tischplatz neben sich gegeben beim Hauptmahl und hatte ihm gestattet, sie auch jetzt beim Nachtessen wieder zu führen. Was kam es noch auf das Gerede an!

Da mit einem Male, als eben alles am Tische saß, fing auch sie jenen Blick auf, den ihr Nachbar zu Helmut Harringa hinüberwarf. Und es ward ihr sonderbar kalt ums Herz dabei. Plötzlich erinnerte sie sich, daß sie so manchmal im Laufe des letzten Vierteljahres vor einem Etwas in seinem Auge ganz leise erschrocken war. Vielleicht hatte sie es gar nicht gewußt, während es geschehen war; hatte damals vielleicht nur gemeint, dieses leicht schaudernde Gefühl sei eine Steigerung ihrer Liebe. Aber jetzt wußte sie, daß das doch etwas andres gewesen war. Was hatte nur in Wendbergs Blick gelegen? Zorn gegen sein Gegenüber? Ja, aber das berührte sie wenig. Wer konnte das alles verstehen, worüber sich Männer in die Haare gerieten! Es war noch mehr darin gewesen, in den Augen, in dem ganzen Gesicht. Sie grübelte und grübelte, wo sie je so eine ähnliche Empfindung des Entsetzens gehabt habe. Ja, das war's. Noch am letzten Sonntag vor drei Wochen war sie mit ihren beiden jüngsten Geschwistern im Zoologischen Garten gewesen. Die Raubtiere waren gefüttert worden.

Ja, und da hatten sie vor dem Hyänenkäfig gestanden, gerade als die Bestie ihr Stück Fleisch zerriß. Ihr grauste; so wie das Auge des Tieres, so hatte auch Wendbergs Auge ausgesehen.

Sie war ja wohl krank. Wie kam sie sonst auf solche Gedanken? Aber nun sah er ja sie selbst an. Nicht zornig, wie erst den blonden Landrichter da drüben. Sondern mit brennendem Begehren. Und doch, aus seinem Auge glomm auch jetzt der Blick der Hyäne. Ihr wurde so eng um die Brust. Sie hätte um Hülfe schreien können. War es nicht besser, wenn sie hinaus und auf ihr Zimmer ging, ehe sie vielleicht ohnmächtig wurde?

— In diesem Augenblick haben das Leben und der Tod um Lili Brooks gekämpft. Und nahe, nahe ist das Leben daran gewesen, sich diese holde Blüte zu retten. Saß jetzt auf dem Stuhl neben Wendberg ein Mädchen, dessen Mutter an ihr ihre Pflicht getan, dann war der Tod um seine Beute betrogen. Hatte ihre Mutter sie treu gelehrt, sodaß ihr Auge klar sah, jetzt in ihrer Schicksalsstunde, klar hinein in die Dinge, die die heiligsten sind in des Menschen Leben, dann geriet noch alles zum Guten.

Denn dann wußte sie jetzt, was das war, was sie nun von dem Manne zurückriß, den sie so heiß ersehnt hatte: Der untrügliche Instinkt, der das reine Weib warnte vor dem Mann mit dem kranken geschändeten Körper. Die Stimme der ungeborenen Kinder in ihr, die das Gift witterten, das ihnen den Weg ins Leben sperren sollte.

Aber die Mutter hieß Frau Christine Brooks. Und die hatte ihre Pflicht nicht getan. Hatte sie gar nicht tun können in ihrer eigenen anständigen Unwissenheit. Und so wußte die Tochter nicht, daß das, was sie wegziehen wollte von dem schönen Mann neben ihr, der Arm des Lebens war. Und während sie noch verwirrt sann, was da in ihr vorgehe, und sich doch nicht entschließen konnte aufzustehen und fortzugehen zu ihrer Rettung, da schwang schon das Verderben seine letzte und schärfste Waffe:

Wendberg hatte erkannt, daß es jetzt galt. Wenn diese Stimmung des Mädchens anhielt so konnte niemand sagen, wie das enden würde. In dieser Viertelstunde hatte er, das fühlte er deutlich, fast so viel verloren, wie er seit dem Oktober gewonnen hatte. Und blitzschnell wußte er, was hier half. Wie war es doch gewesen mit der kleinen Schauspielerin so etwa vor zwei Jahren in Berlin? Mit der war ja damals gar nichts anzufangen gewesen, bis — —

„Gnädiges Fräulein," sagte er freundlich zu seiner Nachbarin, „seien Sie mir nicht böse, Sie gefallen mir heute nicht recht. Sie haben sich wahrscheinlich überanstrengt. Und außerdem essen Sie gar nichts und trinken erst recht nichts. Da müssen Sie ja schwach werden bei all den Pflichten, die Sie als Tochter des Hauses heute haben. Tun Sie mir den Gefallen und trinken Sie wenigstens das Glas Sekt vor Ihnen aus."

„Danke, ich habe wirklich keinen Durst," sagte Lili frostig.

Wendberg erhob sein eigenes gefülltes Glas. „Auf das Wohl Ihrer Frau Mutter! gnädiges Fräulein. Das dürfen Sie doch nicht abschlagen, wenn Sie eine gute Tochter sind."

Lili Brooks hob halb mechanisch ihr Glas an die Lippen und nippte. Wie gut das schmeckte. Noch einen Tropfen mehr. Und wie sie sich mit einem Male besser fühlte. Darin hatte Wendberg doch recht. Sie hob das Glas nochmals zum Munde und trank es bis auf den Grund aus.

„Aha, das tut Ihnen gut," sagte Wendberg, „jetzt sehen Sie schon ganz anders aus. Nehmen Sie noch ein Glas!" Und ohne einen Widerspruch abzuwarten, hob er aus dem Sektkühler, der neben ihm auf der Erde stand, die Flasche und schenkte das Glas des Mädchens wieder voll. Sie ließ es noch einen Augenblick stehen. Merkwürdig, wie hell die Welt jetzt wieder war. Ja, sie war wohl wirklich überanstrengt gewesen. Was hatte sie sich da für dummes Zeug zusammenphantasiert. Dieser liebe Mensch an ihrer Seite! Da hatte sie richtig einen Anfall von Brautmelancholie gehabt, nur ausnahmsweise einmal vor der Verlobung. Gesegnet dieser Trank, der ihr die Augen wieder hell gemacht hatte! Oder war er doch nicht stark genug gewesen? Wie sie da soeben ihrem Nachbar voll ins Gesicht gesehen hatte, da war's ihr doch wieder so ganz leicht über den Rücken gekrochen. Nun, sie wußte ja jetzt, was es war und wie man es heilte. Schnell das nächste Glas hinunter.

„Bravo," lachte Wendberg. „Und nun — aller guten Dinge sind drei — noch eins . . . So, jetzt sind Sie wieder gesund und die fröhliche Lili Brooks, die ich kenne und — liebe."

Das war das Wort. Es durchfuhr sie wie ein elektrischer Schlag, und in seligem Taumel fühlte sie ihre Seele zum Himmel lohen.

Und immer heißer wurden seine halb geflüsterten Worte, die nur sie hörte, keiner der Nachbarn. Und immer seliger schlug ihr Herz.

Helmut Harringa hat gesehen, wie Lili Brooks das Glas zum ersten Male an die Lippen hob. Und er hat gesehen, wie sie es das zweite Mal leerte und das dritte Mal. Und er hat gesehen, wie dann ihr Gesicht glühte und ihre Augen brannten. Und wie er nun wußte, daß dort drüben über dem Tisch ein Menschenschicksal vernichtet war, da ist es ihm nochmals gewesen, als sehe er Volquardsens Gesicht neben sich, nicht mehr ironisch lächelnd, sondern voll grimmen Zorns, wie wohl damals in Bremen.

Ein plötzliches Rücken an allen Tischen: drüben im Vorderzimmer hatte sich die Hausfrau von ihrem Platze erhoben. Durch alle Räume ging das fort, und drei Minuten später war in Saal und Halle der Tischwalzer in vollem Gang.

Helmut stand im Saal, den rechten Arm auf die Fensterbank gestützt und redete mit seinen beiden Schwestern. Die wunderten sich, wie tief die Augen des Bruders in den Höhlen lagen. Um die drei schwirrte das Gewühl der Tanzenden.

„Na, Gott sei Dank, Friedrich," sagte plötzlich Elisabeth, als ihr zweiter Bruder sich vor ihr verbeugte, „daß du wenigstens daran denkst, auch einmal deine Schwestern zum Tanz aufzufordern. Meinen Mann habe ich seit dem Kotillon nicht mehr gesehen, Hildegard ihren Karl übrigens ebenso wenig. Und Helmut scheint melancholisch geworden zu sein."

In dem Augenblick aber, als Friedrich den Arm um seine Schwester legte, um den Tanz zu beginnen, brach die Musik plötzlich ab. Gleich darauf setzte sie mit einer brausenden Fanfare wieder ein und schwieg dann aufs neue. Alles drängte aus dem Saal an die Tür der Halle. Helmut hatte fünf, sechs Reihen Menschen vor sich stehen, aber er blickte über sie alle hinweg.

Und er sah, wie der Generalkonsul Brooks, mit seinem kurzen gedrungenen Körper und dem weinerhitzten Gesicht, auf den Rundsessel zusteuerte, der in der Mitte der Halle stand. Was hatte der? Jetzt sprang der Generalkonsul mit einem heftigen Satz auf das rote Leder, jetzt ergriff er den Hermeskopf aus Bronze, der den breiten Mittelpfeiler des Rundsessels krönte, jetzt reichte er den ein paar Gästen, die rasch zusprangen, und ließ sich von einigen andern an die Stelle heben, wo eben die Büste gethront hatte. Und in den lauten Ruf des Staunens, der von allen Seiten ertönte, rief, nein, schrie er hinein:

„Ruhe, meine Herrschaften, Ruhe! Geben Sie mir einen Augenblick Gehör: Ich habe die Ehre, Ihnen die Verlobung meiner

Tochter Lili mit Herrn Wendberg, Assessor bei der Königlichen Staatsanwaltschaft in Altona, mitzuteilen. Meine Damen und Herren, ich glaube in Ihrer aller Sinne zu handeln, wenn ich Sie auffordere, mit mir einzustimmen in den Ruf: „Das Brautpaar lebe hoch, hoch und nochmals hoch!"

Und wieder fiel die Musik mit brausender Fanfare ein. Und Lili Brooks lag selig an der Brust ihres Verlobten.

„Und kürzt die Schande
mit des Lebens Länge!"
Shakespeare.

Siebentes Kapitel.

Sommersonnenwende neunzehnhundertundvier. Der Abend lag warm auf den blauen Wassern der Kieler Föhrde. Drinnen in der Stadt war es heiß.

Friedrich Harringa wischte sich den Schweiß von der Stirn. Dann sah er von seiner Doktorarbeit auf, an der er den ganzen Nachmittag geschrieben hatte. Genug für heute.

Er trat ans Fenster. Unten auf dem Steinpflaster der Feldstraße lag die Sonne. Die Kinder des Krämers nebenan jagten sich lachend herum auf der menschenleeren Straße. Nun schollen Schritte von links. Zwei Matrosen gingen vorbei, jeder ein frisches Mädchen am Arm. Jetzt waren sie um die Ecke. Da hinten verschwand eben der letzte Schimmer der hellen Kleider in der Waitzstraße.

Friedrich Harringa blickte ihnen nach. Er reckte den starken Körper; es war einer der Augenblicke, wo er das frische Strömen seines Blutes, das in der Sommerwärme blühte, fast schmerzlich empfand.

Aber nicht lange. Dann mündete das wieder, wie sonst, in das stolze Herrschergefühl. In das königliche Bewußtsein, daß er der Mann dazu war, diesen Mächten zu gebieten, und ihre Stärke zu sparen bis zu dem Tage, da er ihrer bedurfte, seinem Geschlecht eine Zukunft zu schaffen.

Dank dafür den Eltern! Die ihm und den Geschwistern die Wunder der Zeugung nicht mit dem Schleier schreckhaften Geheimnisses umgeben hatten. Die dafür gesorgt, daß ihre Kinder aufgewachsen waren in reiner Erkenntnis, im klaren Wissen, daß die höchste Pflicht, die das Leben von ihnen verlange, d i e sei gegen das Geschlecht, das einst nach ihnen komme. Wenn er jetzt an den Wendberg dachte. Pfui Teufel! Und wurde das Blut einmal zu rebellisch — ja, Donnerwetter, heute

schien es Lust dazu zu haben — nun, da gab es ja draußen die Föhrde zum Segeln, Rudern und Schwimmen. — Übrigens, es war ja schon gleich halb acht. Er mußte sich sogar beeilen, wenn er noch rechtzeitig an der Reventloubrücke sein wollte, wo er seine Freunde, den jungen Professor der Nationalökonomie, den Museumsdirektor und den Engländer Fitzwilliams, fast allabendlich zum Rudern traf. Heute abend sollten, wie manchmal, noch ein paar Offiziere der Flotte dabei sein.

Aber, das ging ja heute gar nicht. Nein, zum Teufel, heute war ja Dienstag, der einundzwanzigste Juni. Wie leicht man doch Dinge vergaß, zu denen man keine Lust hatte. Friedrich Harringa verzehrte in Eile das Butterbrot und das kalte Fleisch, die ihm seine Wirtin schon vor einer Stunde ins Zimmer getragen hatte; dann zog er sich mit Sorgfalt um. Als er fertig war, nahm er aus der Pappschachtel, die unten im Kleiderschrank stand, das rot-weiß-rote Band seines Göttinger Korps „Hansea" heraus und befestigte es schräg von rechts nach links über der weißen Weste. Aus derselben Schachtel nahm er dann die rote Schirmmütze und verließ das Haus in der Richtung nach dem Hauptbahnhof.

Ja, es war eine Notwendigkeit, der er folgen mußte, ob gern oder ungern: Neben der „Holsatia" und der „Saxonia", die in Kiel von jeher bestanden, hatte sich dort vor drei Jahren ein drittes Korps, die „Baltia", aufgetan. Und nun, vor ganz kurzer Zeit, waren die Balten mit den Göttinger Hanseaten in Kartell getreten. Heute abend war Friedrich Harringa als Angehöriger des Kartellkorps offiziell auf der Baltenkneipe eingeladen. Es half ihm nichts, er mußte hin.

Die Mißstimmung, die ihn bei dem Gedanken ergriff, den köstlichen Sommerabend anstatt im Seewind der Föhrde im rauchigen Kneipzimmer zubringen zu müssen, konnte der Sonne, die auf seinem Wege lag, nicht standhalten. Schließlich würden ja noch andre schöne Abende kommen. Und dann war die Geschichte heute vielleicht gar nicht so uninteressant. Seine eigene Korpszeit hatte ihm ja eine recht geringe Begeisterung hinterlassen. Seit er aus Göttingen weg war — das war nun bald drei Jahre her — hatte ihn zufällig nichts genötigt, sich wieder auf einer Korpskneipe sehen zu lassen. Es war vielleicht ganz gut, daß er hier einmal Gelegenheit fand, die Göttinger Eindrücke nachzuprüfen. Er war älter geworden, doch wohl auch gerechter. Vielleicht sah die Sache jetzt, wo er ihr viel freier gegenüber stand, besser

aus, vielleicht auch war sie mit der fortschreitenden Zeit wirklich besser geworden. Er wollte jedenfalls auch Helmut über seine Eindrücke berichten.

Das Korps Baltia hatte sein Heim in dem Anbau von Muhls Hotel aufgeschlagen. Der lag neben dem dreistöckigen Haupthotel an dem Teil der Straße „Klinke", der sich zwischen dem Augustenburgerplatz und der Jensenstraße vor einer großen freien Fläche entlang zieht. Das Korps hatte den ganzen ersten Stock des Anbaus gemietet, die Fenster der Räume boten freie Aussicht auf den Handelshafen.

Als Friedrich Harringa vor dem Hause anlangte, sah er, wie von der Straße „Sophienblatt" her ein untersetzter junger Mann auf ihn zukam, der ebenfalls die Farben seines Göttinger Korps trug. Er ging ihm entgegen und traf vor dem Thaulowmuseum mit ihm zusammen. „So, du bist das, Mosler. Ach ja, selbstverständlich, du mußt ja heute abend auch kommen."

Mosler stammte aus Köln, studierte Medizin und war mit Friedrich zusammen in Göttingen aktiv gewesen. Friedrich hatte ihn hier in Kiel bisher nur selten gesehen und seinen Umgang nicht gesucht. Das Wesen des Rheinländers war zu verschieden von dem seinen. Heute abend natürlich kam es darauf nicht an. Beide betraten den Anbau zu Muhls Hotel. Mosler, der ein Semester jünger war, ließ Friedrich höflich den Vortritt.

Oben waren die Balten um diese Zeit schon vollzählig. Während sich die übrigen in dem geräumigen Kneipzimmer versammelten, hielt der zweite Chargierte Pornhagen den Fuchsmajor Medow noch in einem Nebenzimmer fest.

„Du, Medow, ich muß dich noch einen Augenblick sprechen."

„Bitte, ganz zu deiner Verfügung. Was gibt's?"

„Es betrifft einen von deinen Füchsen."

„Wen denn?"

„Holt."

„Hätt' ich mir denken können," murmelte Medow mit ärgerlichem Gesicht und fragte dann: „Was hat der denn wieder angestellt?"

„Ja, lieber Freund," sagte Pornhagen, „ich weiß ja, wie prachtvoll du die Füchse in Zucht hast und kann mir denken, wie es dich ärgert, wenn die Sache mal nicht klappt. Aber den Holt mußt du wirklich noch ganz anders schleifen, er blamiert uns sonst noch einmal vor dem ganzen S. C. — Also am vorigen Sonntagnachmittag gehen wir drei Chargierten, Ahlefeld, ich und Lührs,

von Möltenort nach Laboe. Vorher — auf dem Dampfer von Kiel nach Möltenort — hatten wir den Holt getroffen, und Ahlefeld hatte ihn aufgefordert, mitzukommen. Wie wir durch die „Gründe“ marschieren, benutze ich die Gelegenheit, um mich mit den beiden andern mal ordentlich drüber auszusprechen, wie wir's nun eigentlich im hiesigen S. C. auf die Dauer mit dem Schulterzwang bei der Mensur halten wollen. Du weißt ja, da sind noch Meinungsverschiedenheiten mit der Holsatia, und die Sache ist sehr wichtig. Wie wir da dicht bei Fort Korügen sind, da sagt mit einem Male dieser Mensch, der Holt: Hört mal, könnten wir nicht endlich dies langweilige Gespräch aufgeben und uns etwas an der Gegend freuen? Und bleibt gleichzeitig stehen und zeigt eine Schlucht hinunter auf die See. Ich denke doch, ich soll lang hinschlagen. Solchen Mangel an Ehrerbietung gegen Korpsburschen, die dazu noch drei, vier Semester älter sind, habe ich noch nie bei einem Fuchs gesehen. Und, lieber Freund, dafür bist du verantwortlich. Du hast ihn zu erziehen. Wenn der so weitermacht, endet er als Sozialdemokrat.“

Medow wurde ganz blaß vor Zorn. „Zum Teufel, daß **mir** das passieren muß. Na warte, Bürschchen, dich werde ich kriegen.“ Und zu Pornhagen gewendet: „Und wie kam die Geschichte zum Schluß?“

„Ja,“ sagte Pornhagen, „das ist eigentlich das allertollste, und deshalb hauptsächlich spreche ich mit dir: Also stelle dir vor, wie ich den Bengel grade zusammenschnauzen will, da höre ich plötzlich Ahlefeld neben mir sagen: ‚Weiß Gott, der Junge hat recht‘, und dann stellt er sich zu ihm, und die beiden simpeln zusammen vom Wald und von der See.“

„Siehst du wohl, wie recht ich damals gehabt habe,“ antwortete Medow, „als ich davor warnte, Ahlefeld zum ersten Chargierten zu machen. Der ist eben lange nicht scharf genug: Naturschwärmer, Schillerverehrer und so was.“

„Ging aber doch nicht anders. Du weißt ja selbst, was ein Graf Ahlefeld hier in Holstein bedeutet. Der als erster Chargierter gibt uns nach außen hin eine Stellung, die gar nicht zu ersetzen ist. Aber du, paß bitte auf, daß er uns die jungen Leute nicht verdirbt.“

„Wird gemacht!“ entgegnete Medow, und beide gingen zu den übrigen in das Kneipzimmer.

In demselben Augenblick, als sie es durch eine Seitentür in der einen Längswand betraten, öffnete sich die Haupttür in

der Schmalwand gegenüber den Fenstern: Friedrich Harringa und Mosler traten ein, die roten Mützen in der Hand. Friedrich hatte innerlich seinen Spaß daran, wie gut er es noch fertig brachte, die Mütze mit rechtwinklig gebogenem Arm vorschriftsmäßig gerade vor den Magen zu halten; äußerlich wahrte er die feierliche Würde, die der Ort heischte. Allerlei Erinnerungen stiegen in ihm auf, als er das Bild wiedersah, das er aus Göttingen so gut kannte. Die hufeisenförmige Kneiptafel. Die drei Sessel für die Chargierten am Kopfstück des Hufeisens, dahinter zwischen den Fenstern in schöner Drapierung die beiden Fahnen, die in Göttingen rot-weiß-rot gewesen waren und hier blau-silber-weiß glänzten. Richtig, da hingen ja die altbekannten Hörner von der Decke herab. Dort oben an den Wänden die Schläger und Säbel mit den Korpsfarben am Korb. Und hier an der Längswand rechts, der Raum zwischen den beiden Seitentüren, halb voll mit Photographien in Visitkartenformat: alle Angehörigen des Korps seit seiner Gründung; ganz wie in Göttingen, nur waren's dort mehr gewesen.

Als die beiden Hanseaten den Raum betraten, schossen sämtliche Balten drinnen in die Höh', flogen all' die blauen Schirmmützen von den Köpfen. Graf Ahlefeld ging den beiden Gästen mit der gleichen Feierlichkeit entgegen, die diese mit in den Saal brachten, die Haltung seiner Mütze war ebenso tadellos. Die drei Herren begrüßten sich mit höflichem Ernst. Dann begab sich Graf Ahlefeld hinter die beiden Ankömmlinge, die, ihm voran, an der rechten Seite der Kneiptafel entlang schritten, dort, wo vor ihren Plätzen die Renoncen standen, formlos auch Füchse genannt. Friedrich Harringa und Mosler passierten sie, unter fortwährenden Verbeugungen ihre Namen murmelnd. Aus dem undeutlichen Gesamteindruck der zwölf fremden Gesichter hob sich für Harringa nur etwas hervor: Das Antlitz eines jungen Mannes an der Außenseite der Tafel; ein feiner Kopf auf mittelgroßem, schlankem Körper, merkwürdig anziehende helle Augen, aber die Gesichtsfarbe unfrisch, die Züge in peinlicher Spannung. Den Namen verstand er nicht, er erfuhr später, daß das Holt gewesen war.

Der erste Chargierte geleitete die beiden Gäste um den Stuhl des Fuchsmajors herum und hinter den Kopf des Hufeisens. Den Sessel dort am weitesten rechts — sonst der Platz des zweiten Chargierten — hatte heute Friedrich Harringa einzunehmen, als der ältere der beiden Gäste. Gleich rechts neben ihm, hinter der Biegung des Tisches, stand der Stuhl für Mosler; Pornhagen, der zweite Chargierte, hatte unter dessen Platz zu rücken.

Es war nicht nötig, die beiden Hanseaten den zehn Korpsburschen und den vier inaktiven Korpsburschen vorzustellen. Man kannte sich, wenn auch meist nur flüchtig, durch den gemeinsamen Aufenthalt in Kiel ohnehin.

Während sich nun unter allgemeinem Stühlerücken jeder auf seinen Platz niederließ, sah Friedrich etwas, was er bisher nicht bemerkt hatte: gerade ihm gegenüber an der innern Seite des Hufeisenkopfes saß neben den vier inaktiven Korpsburschen sein guter Bekannter, der Engländer Fitzwilliams, der einzige Herr im Raum, der ohne Band und Mütze war.

Friedrich hatte ihn beim Rudern vermutet und fühlte nun, überrascht ihn hier zu finden, dieselbe Freude wie immer wenn er ihn sah: Ein Gefühl uralter Zusammengehörigkeit zog den Friesen zu dem schlanken Inselsohn mit den Stahlgliedern, der niemandem erst zu erzählen brauchte, daß auch sein Ahn bei Hastings gesiegt hatte. Wie sie sich doch ähnelten in Wuchs und Antlitz, dieser Normannensproß und der Holstengraf an Friedrichs linker Seite. Zum Verwechseln fast, wären nicht Graf Ahlefelds Stirn und Wangen durch ein paar Schmisse entstellt gewesen.

Ehe Friedrich noch Zeit fand, Fitzwilliams besonders zu begrüßen, erhob sich Graf Ahlefeld wieder, legte die Mütze vor sich auf den Tisch und rief: „Silentium! Ich eröffne die offizielle Kneipe; wir trinken auf einen fröhlichen Verlauf derselben unser Glas in Gestalt eines Schoppensalamanders: ad exercitium salamandris eins, zwei, drei!“

Jeder Anwesende an der Kneiptafel hob das Gemäß von dreizehntel Litern, das vor ihm stand, an den Mund und trank es ohne abzusetzen aus. Nur der Engländer trank nicht mehr als einen kleinen Schluck und kümmerte sich wenig darum, daß Medow wütend zu ihm hinüberschielte. Er selbst sah im Raum umher und dachte denselben Gedanken, den er auch damals gehabt hatte, als er vor einigen Monaten schon einmal hier Gast gewesen war: „Gutes Menschenmaterial! Schade, daß sie alle so aufgeschwemmt sind. Hätte ich die ein halbes Jahr in Oxford, ich wollte was draus machen.“

Graf Ahlefeld wiederholte: „Eins, zwei, drei!“ Die Gläser klapperten auf dem Tisch. Er rief: „Eins, zwei — — — drei!“ sämtliche Gläser stießen knallend auf.

Von dem Faß her, das in der Öffnung zwischen den Endpunkten der beiden Arme des Hufeisens stand, sprangen der Korpsdiener Christian und die beiden kleinen „Fäxe“ auf, die ihm

beigegeben waren. Vor Ablauf einer Minute waren alle Gläser wieder gefüllt.

Graf Ahlefeld erhob sich. Die Mütze in der Hand, den Arm im vorgeschriebenen Winkel, trat er neben Friedrich Harringas Sessel: „Herr Kartellbruder, gestatten Sie, daß ich Ihnen Schmollis anbiete?" Friedrichs Mütze fuhr zur gleichen gebotenen Haltung in die Linke. Die beiden Seidel klangen aneinander, die beiden jungen Männer tranken und drückten sich die Hand. — Graf Ahlefeld ging weiter zu Mosler: die gleichen Worte und die gleichen Handlungen. Und dann begann für die beiden Göttinger Hanseaten der Rundgang um die ganze Tafel. Zu allen Burschen und zu allen Füchsen. Überall sprachen und taten sie, wie Graf Ahlefeld bei ihnen gesprochen und getan. Zweimal mußten sie zwischendurch an ihre Plätze zurück: ihre Gläser bedurften der neuen Füllung.

Unmittelbar darauf ertönte die tiefe Stimme des Korpsburschen Stavenhusen: „Fuchsmajor hoch mit einem Halben!" „Mit zwei Halben", folgte sogleich das hellere Organ des Korpsburschen Niebuhr. „Mit drei", rief Lührs, „mit vier", Pornhagen, und andre Korpsburschen zählten weiter, bis es zehn Halbe waren.

„Zu zehn Halben Prost," rief Medow, und dann ohne Pause: „Ich komme die ersten zwei Halben nach! Füchse, den ersten Ganzen!" Während nun die Füchse nach Medows Vorgang den ganzen Inhalt ihrer Seidel hinuntergossen, zog — von dem scharf aufpassenden Medow nicht unbemerkt — ein Zug des Widerwillens über Holts Gesicht. Da war man also wieder mal so weit wie immer an zwei Abenden in der Woche, gleich nachdem die offizielle Kneipe begonnen hatte: Immer wieder dieselbe Freude, Kneipabend für Kneipabend, diese sieben oder zehn oder fünfzehn Halben nacheinander hinunter zu trinken. Das heißt, abgesehen von den Quanten, mit denen es wieder anfing, wenn jene zu Ende waren, und von den andern Bierverpflichtungen. Weshalb ließ ein freier Mann sich das eigentlich gefallen? Nun, d e r ließ es sich wohl auch nicht gefallen. Aber Holt war ja kein freier Mann:

Wäre es nach ihm gegangen, dann hätte er das viele Geld, das die Geschichte hier kostete, auch lieber in einem Segelboot angelegt oder in einem Reitpferd. Aber das gab's nun einmal nicht. Sein Vater, Landrat im Brandenburgischen, wollte seinen Sohn später a u c h wieder in der preußischen Verwaltung sehen. Und es brauchte ihm keiner zu sagen, daß sich seinem Jungen, der kein Adelsprädikat aufzuweisen hatte, diese Laufbahn kaum öff=

nen würde ohne den Schlüssel dazu, den der S. C. bewahrte. Kurt Holt wußte, daß das Tischtuch zwischen ihm und seinem Vater zerschnitten war, wenn er ohne das Burschenband der Baltia wieder nach Hause kam.

Nun befahl Ahlefeld: „Silentium! wir singen als erstes offizielles Lied „Sind wir vereint zur guten Stunde." Und nach kurzer Pause zum Aufschlagen der Kommersbücher kommandierte er nochmals: „Silentium fürs Lied!"

Alle vier Verse wurde nacheinander abgesungen. Während der vierte ertönte, glaubte Friedrich Harringa zu bemerken, wie sein Gegenüber Fitzwilliams mit Blicken, in denen besonderes Interesse lag, nach der Fuchsentafel hinübersah. Friedrich irrte sich nicht: in der Tat blickte Fitzwilliams dorthin, wo man jedem Einzelnen ansah, wie er sich bemühte, durch kein Zucken des Gesichts und keine Bewegung des Körpers das Mißfallen des Fuchsmajors zu erregen, während es durch den Raum schallte:

„Das Dritte, Deutscher Männer Weide,
Am hellsten solls geklungen sein!
Die Freiheit heißet Deutsche Freude,
Die Freiheit führt den Deutschen Reihn.
Für sie zu leben und zu sterben,
Das flammt durch jede Deutsche Brust;
Für sie um hohen Tod zu werben,
Ist Deutsche Ehre, Deutsche Lust."

Kurz nachdem die letzten Töne des Liedes verhallt waren, hörte Friedrich von vier, fünf Korpsburschen fast gleichzeitig den Ruf: „Harringa, darf ich mir einen Halben gestatten?" Er antwortete jedem: „Sehr angenehm, komme nach", hegte aber durchaus nicht den Vorsatz, das in jedem Falle wirklich zu tun. Wenn ihn auch das Münchener Bier angenehm kühlte, und eine gewisse Behaglichkeit durch seine Glieder zu rieseln begann, so hatte er doch keineswegs die Absicht, irgendwie mehr des Guten zu tun, als ihm paßte. Er saß ja hier als geehrter Gast, den allzu stark zu „treten" die Korpserziehung verbot. Da konnte er den Trinkgesetzen noch besser trotzen, als in Göttingen, wo er als „Bierknacker" ebenso berüchtigt, wie als Fechter gefürchtet gewesen war.

Ahlefeld legte wieder seine Mütze auf den Tisch. „Silentium! Wir haben heute abend die Ehre und das Vergnügen, zwei Vertreter unseres lieben Kartellkorps Hansea bei uns begrüßen zu können ..."

Während der sekundenlangen Pause, die der Redner nun machte, schossen Friedrich Harringa zwei Dinge durch den Kopf: Einmal, wie oft er wohl in Göttingen diese Rede schon gehört hatte, die bei solchen Anlässen immer wörtlich dieselbe war. Und dann, wie gut es doch war, daß er im letzten Augenblick vor dem Verlassen der Wohnung noch den Zettel zu sich gesteckt hatte, worauf die ebenso wörtlich bestimmte Antwort verzeichnet stand, die er als der ältere der beiden anwesenden Hanseaten gleich zu geben haben würde. Er zog den Zettel heraus und las ihn verstohlen durch, während Ahlefeld auf dem vorgeschriebenen Geleise zu Ende kam mit den Worten:

„. . . wir heißen dieselben herzlich willkommen, danken für ihr Erscheinen, hoffen und wünschen, daß sie einige vergnügte Stunden in unsrer Mitte verleben mögen, und trinken auf ihr und ihres C. C. Wohl, sowie auf ein ewiges Fortbestehen der innigen Kartellbeziehungen zwischen der Hansea einerseits und zwischen unsrer lieben Baltia andrerseits, unser Glas in Gestalt eines Schoppensalamanders."

Wieder erfolgte das Kommando zum Salamander. Wieder ergossen die Gläser ihren Inhalt in die Mägen und klapperten und stießen dann auf den Tisch. Kaum aber hatten Christian und die Fäxe sie überall wieder gefüllt, als sich Friedrich pflichtmäßig erhob und an Ahlefeld die vorgeschriebene Frage richtete: „Darf ich um Silentium bitten?"

Ahlefeld, dessen Gesicht die Langeweile, die ihm die oft erlebte Zeremonie verursachte, schlecht verbarg, antwortete ebenso vorschriftsmäßig: „Silentium für den Herrn Vertreter der Hansea zu Göttingen."

Und Friedrich Harringa sprach in ernstem Ton die alt-ehrwürdigen Worte: „Wir Göttinger Hanseaten danken für die freundlichen Worte der Begrüßung sowie den auf unsres C. C. und unser Wohl geriebenen Schoppensalamander. Wir trinken auf ein ewiges vivat crescat floreat der Baltia zu Kiel, sowie auf ein ewiges Fortbestehen der innigen Kartellbeziehungen zwischen der Baltia einerseits und unsrer lieben Hansea andrerseits, unsern Rest." Mit den letzten Worten leerten er und Mosler, wie das Gesetz es befahl, ihr volles Glas, während sämtliche Korpsburschen der Baltia feierlich „Prost" riefen.

„Ich komme den dritten und vierten Halben nach. Füchse einen Ganzen!" rief der Fuchsmajor. Die Sache klappte gut.

Auch Holt erregte diesmal keinen Unwillen bei seinem Vorgesetzten.

Friedrich begann ein Gespräch mit dem ersten Chargierten links neben ihm, von dem er hoffte, mancherlei über das Leben auf den holsteinischen Landgütern zu hören. Von Graf Ahlefelds Gesicht schwand sofort der Zug der Langenweile, und er wurde ganz warm, wie er anhub, Friedrich die Schönheiten seines väterlichen Gutes zu schildern. Fitzwilliams hörte sehr interessiert zu, ließ auch einige Bemerkungen über den Landsitz seiner Familie in Wales einfließen. Die drei, die sich gut verstanden, achteten zwei Minuten lang wenig auf das fortwährende „Ich komme dir einen Halben", „Prost, komme nach", um sie herum. Länger aber konnte Pornhagen es nicht mit anhören: er richtete an Friedrich die Frage, ob dieser ihm nicht von Göttingen her etwas über die Gründe mitteilen könne, die seinerzeit zu dem Bruch des Kartells zwischen den „weißen" Göttinger Sachsen und den „grünen" Tübinger Schwaben geführt hatten. Friedrich Harringa hatte keine Ahnung mehr, da ihn dergleichen nie interessiert hatte und außerdem die Geschichte eine Reihe von Jahren vor seiner eigenen Göttinger Zeit lag. Aber die Sache gab doch Veranlassung dazu, daß am Kopfe des Hufeisens eine Viertelstunde lang von nichts anderm mehr gesprochen werden konnte, als von dem Verhältnis, in dem die Korps des weißen Kreises überhaupt zu denen des grünen ständen. Und dann ging es von da auf die vielumstrittene Frage, ob für ein grünes Korps, wie die Baltia, nun eigentlich ein blaues oder ein schwarzes Korps das wünschenswertere Vorstellungsverhältnis sei. Während Graf Ahlefeld jetzt noch gelangweilter aussah als vorher, geriet Pornhagen, soweit er das für zulässig hielt, in Begeisterung: Mit der ganzen Gründlichkeit, die die Sache forderte zählte er die sechs bis sieben schwarz-grünen Kreuzungen, die es gab, einzeln auf. Und von der Grundlage dieser unanfechtbaren Tatsachen aus wies er dann unwiderleglich nach, daß der Anspruch der blauen Korps, den grünen Korps näher zu stehn als die schwarzen, mit dem historisch Gewordenen durchaus nicht in Einklang stehe.

Aber schon in seine letzten Worte fiel Stavenhusens dröhnendes Organ: „Sind sie rum?" Er war Niebuhr einen Halben vorgekommen. Binnen der einhundertundachtzig Sekunden, die von fünf Bierminuten umfaßt werden, mußte der nachkommen. Nun waren zwar erst dreißig Sekunden verstrichen, aber Stavenhusen wünschte eine Bierrempelei. Er fand auch sofort zwei schaden-

frohe Gemüter, die als falsche Zeugen mit dem Ausrufe „Rum“ feierlich bestätigten, die heilige Frist sei bereits verstrichen. Und wie sich Stavenhusen fragend nach dem dritten nötigen Helfer umsah, fand er auch den schnell in dem Korpsburschen Scharnweber. Der war als witzig bekannt und rief deshalb nicht „Rum“ sondern „Arrak“. Aber auch dieses Wort genügte, um das Gesetz zu erfüllen, und kaum war es ausgesprochen, als Stavenhusen zur Fuchsentafel hinüberrief: „Silentium! Niebuhr ist im einfachen B. V. Ein bierehrlicher Fuchs erhält den Auftrag, Niebuhr an die Tafel des Hauses zu kreiden.“

Auf einen energischen Augenwink Medows sprang Holt auf und schrieb den Namen Niebuhr mit Kreide an eine schwarze Holztafel, die hinter ihm an der Längswand des Zimmers hing. Nach der Vorschrift ergriff er dann sein Seidel, ging, dieses in der Hand, um das ganze Hufeisen herum bis hinter Stavenhusens Stuhl, nahm respektvoll die Mütze ab und meldete: „Melde, Niebuhr an die Tafel des Hauses gekreidet zu haben, und trinke zur Bekräftigung meiner Aussage was folgt.“

Wenn er gedacht hatte, Stavenhusen würde nach einigen Schlucken „geschenkt“ sagen, so irrte er sich. Stavenhusen dachte über Füchse im allgemeinen und über Holt im besonderen genau wie Medow und Pornhagen. Holt mußte das ganze Glas austrinken. Das war das achte Gemäß, das er nun im Magen hatte, zusammen bald zweieinhalb Liter. Er war aber kaum wieder an seinen Platz gekommen, als Niebuhr sich schon an den ihm schräg gegenübersitzenden Korpsburschen wendete: „Sievers, ich pauke mich raus.“

Sievers sprach, wie es die Sitte gebot, nur für die Nächstsitzenden verständlich: „Silentium! Niebuhr paukt sich in die Bierehrlichkeit zurück.“

Und nachdem dann Niebuhr einen Ganzen hinuntergegossen hatte, erklärte Sievers so laut, daß alle im Zimmer es hörten: „Silentium! Niebuhr ist wieder bierehrlich. Ein bierehrlicher Fuchs kreide ihn aus.“

Holt hatte noch keine halbe Minute auf seinem Platze gesessen, aber wieder traf ihn Medows befehlender Blick. Er spürte, wie eine dumpfe Wut in ihm emporstieg. Aber er fühlte auch die Ketten, die ihn hielten, und gehorsam ergriff er den kleinen Schwamm in dem Kasten unter der Tafel und löschte Niebuhrs Namen aus. Dann folgte wieder der Marsch mit dem Seidel durch den Raum

und die Meldung, diesmal an Sievers. Der war gnädiger und ließ ihn nur wenige Schluck trinken. Trotzdem fühlte Holt, wie sein Magen rebellisch wurde.

Als er aber wieder ruhig auf seinem Stuhl saß, schien das vorüber zu gehn. Wenn nur nicht gerade in diesem Augenblick Medow den Gedanken gehabt hätte, den fünften und sechsten Halben nachzukommen und zu diesem Zwecke die Füchse aufs neue einen Ganzen trinken zu lassen. Holt dachte, er zwänge es nicht mehr. Aber es gelang noch.

Fitzwilliams fühlte das Bedürfnis, den Waschraum zu betreten. Mit feierlicher Zuvorkommenheit öffnete ein Korpsbursche der Baltia dem Gaste die Tür, die aus dem Kneipzimmer zum Vorplatz führte, und dann die vom Vorplatz zum Waschraum.

Holt merkte, wie ihm immer wirrer im Kopfe wurde. Und in der steigenden Unklarheit vergaß er eines der heiligsten Gesetze der Kneipe: An seinen Nebenmann Niclassen, der wie er selbst Jurist war, richtete er eine Frage, die sich auf die Institutionenvorlesung des Professors Muthesius bezog; die Frage war ziemlich sinnlos, aber er hatte das dringende Bedürfnis, einen Augenblick lang an etwas andres zu denken, als an die Dinge um ihn her.

Niclassen war vorsichtig genug, mit der Antwort zu zögern und hatte das Glück, noch nichts gesagt zu haben, als nun Medow dazwischen fuhr: „Holt, wie oft soll ich dir sagen, daß die Fachsimpelei verboten ist. In die Kanne! Eins ist eins, zwei ist zwei, drei ist . . .“

Bei den ersten Worten hatte Holt eine wahnsinnige Lust in sich gespürt, dem brutalen Gesellen seine Faust in das breite Slawengesicht zu schlagen. Aber — er dachte an seinen Vater und konnte sie nur in der Tasche ballen. Ihn schauderte, als er das Gemäß an den Mund setzte. Doch wider alles Erwarten brachte er auch diesmal das Bier noch hinunter.

Aber dann begann es ihn zu schütteln, stärker und immer stärker. Wohl stimmte auf Ahlefelds Kommando gerade jetzt die Korona das zweite Lied an, „So pünktlich zur Sekunde“, aber Holt war es nicht mehr möglich, den Mund zu öffnen. Alles, was er denken konnte, war auf *einen* Punkt gerichtet: daß er sich nur nicht in das Kneipzimmer hinein erbrach. Die zwanzig Mark Geldstrafe wären ja zu tragen gewesen. Aber Ahlefeld, gerade Ahlefeld, in die Lage bringen, ihn nachher vor dem ganzen Renoncenkonvent wegen solch' kolossaler Direktionslosigkeit rüffeln

zu müssen — nein, nur das nicht. Er würgte und würgte, während das Lied ertönte. Drei Verse lang ging die Sache.

Doch als nun der vierte Vers einsetzte, da konnte er nicht mehr, und während es erklang:

„O Baltia, Dir gehör ich,
Dich lieb ich treu und heiß,
Auf Deine Farbe schwör ich,
Die Farb' blau-silber-weiß"

stürzte er ganz formlos, trotz Medows zorniger Blicke, hinaus auf den Vorplatz. Es war ihm gleichgültig, daß er draußen Fitzwilliams fast umwarf, der gerade aus dem Waschraum heraustrat. Er rannte nur wie besessen, den Mund krampfhaft geschlossen und beide Hände fest davor gepreßt, in eine Ecke des Vorplatzes, und beugte sich über einen trichterförmigen Porzellanbehälter, der dort in Brusthöhe eingebaut war und nach unten in eine Blechröhre endete, die sich in den Boden verlief. Seine Hände packten zwei Messinggriffe, die rechts und links an der Wand angebracht waren, und während der ganze Körper krampfhaft erschüttert wurde, brachen ihm aus Mund und Nase dicke Ströme von Bier, Schleim und Magensäure.

Dazu klang von drinnen der letzte Vers des Liedes, den sie alle stehend sangen:

„Wir Balten woll'ns beweisen,
Beweisen durch die Tat,
Daß Balten-Herz und -Eisen
Stets brav geschlagen hat."

Fitzwilliams hörte den Gesang. Und sah die Erscheinung vor sich. Und dachte an die sonnenbraunen Kraftgestalten der Bootsmannschaft von Oxford. Er war der Schlagmann gewesen bei dem letzten Siege über die Rivalen von Cambridge. Er hatte hier in Kiel die junge deutsche Flotte gesehen, hatte viel mit Marineoffizieren verkehrt und herzliche Hochachtung für das stammverwandte Volk gewonnen. Hatte manchmal auch etwas wie Eifersucht gespürt, wie ein ganz leises Zagen, ob da nicht etwas heranwachse, das selbst Altenglands Stern einst überstrahlen möge. Solcher Anwandlungen gedachte er jetzt. Und in den Zug des Ekels um seinen Mund trat eine Linie beruhigter Überlegenheit. Mit klarer Zuversicht zog es ihm durch das Haupt: „Britons never, never, never shall be slaves".

Holt kam gerade rechtzeitig wieder hinein, um den siebenten und achten Halben, den der Fuchsmajor jetzt nachkam, mittrinken zu können. Zwar zitterte seine Hand noch ein wenig von der Anstrengung draußen, und als er infolgedessen etwas Bier vergoß, ließ ihn Medow zur Strafe gleich noch einen Ganzen hinterher trinken. Übrigens mußte in diesem Augenblick auch Niclassen den Vorplatz und den Trichter in der Ecke aufsuchen.

Graf Ahlefeld sah mit verstohlenem Gähnen nach der Uhr. Gegen dreiviertel zehn. Also mindestens fünfviertel Stunden noch muß es dauern.

Die Trinkenden fühlten sich erregter, das Bier hatte die Rauflust aufgestachelt. Zwar die unverbrüchlichen Gesetze hielten nach wie vor alles im Banne strenger Feierlichkeit. Aber diese Gesetze selbst boten ja bestimmte Bahnen, auf denen man das Tier rasen lassen konnte. Die Bierrempeleien, wie erst zwischen Stavenhusen und Niebuhr, mehrten sich. Und immer häufiger scholl auch das Wort „Bierjunge“ und die Antwort „hängt“.

Jetzt rief Sievers, der bisher verhältnismäßig wenig getrunken hatte, die Herausforderung zu Scharnweber hinüber. Er war an den Verkehrten gekommen. Scharnweber wußte sich überlegen und antwortete: „Prost doppelt“! Sievers fühlte sich vom Mut der Verzweiflung gepackt und rief: „Prost dreifach!“

„Lührs ist Unparteiischer,“ bestimmte dem Gesetze gemäß Scharnweber als der Geforderte.

„Silentium! ich bin's,“ rief der dritte Chargierte Lührs, und während auf seinen Wink Christian und die beiden Fäxe drei volle Gemäße vor jeden der beiden Gegner hinstellten, fuhr er fort: „Ich zähle bis drei. Auf drei wird getrunken. ‚Popokatepetl‘ entscheidet.“

Die Kämpfer standen bereit. Sobald Lührs bis drei gezählt hatte, floß das Bier des ersten Seidels in die beiden weitaufgerissenen Schlünde hinab. Als sie es hinunter hatten, war noch kein Vorteil auf einer Seite zu sehen, ganz gleichzeitig flogen die zweiten Seidel hinauf. Nun gelang es Sievers, der mit rasendem Mute zog, zwei Sekunden eher fertig zu werden. Schon meinte Pornhagen leise zu seinem Nachbar Mosler: „Das hätte ich doch nicht geglaubt, daß Scharnweber sich von dem ansiegen läßt.“ Aber es kam doch anders. Scharnweber dachte jetzt an den durch drei Semester fest begründeten Ruhm, der zu verlieren war; das gab ihm Halt und Kraft. Wie ein Gletscherbach in den Abgrund stürzte das dritte Seidel in seinen Magen, und als Sievers erst den

letzten Tropfen hinabgoß, hatte sein Gegner schon das Wort des Sieges „Popokatepetl" ausgesprochen. Ja, sein Triumph wurde noch größer: Denn während Sievers nun sofort hinausstürzen mußte, um an den Trichter auf dem Vorplatz zu gelangen, vermochte es Scharnweber, noch in guter Haltung Lührs' Entscheidung mit anzuhören: „Sievers dürfte zweiter Sieger sein."

Dann allerdings war es auch für ihn höchste Zeit, und er kam jetzt so rasch an den Trichter, daß sich der Anfang des Bierstromes aus seinem Munde noch mit den letzten Resten dessen vereinigen konnte, was Sievers ausspie.

Der Trichter blieb jetzt überhaupt nicht fünf Minuten lang mehr unbenutzt. Nicht nur, daß drinnen die Bierrempeleien und die Bierjungen sich stetig häuften, daß von den letzteren noch ein Dreifacher und zwei Doppelte getrunken wurden, auch dem Fuchsmajor war man nach Erledigung der ersten zehn Halben sofort zehn weitere vorgekommen. Als Graf Ahlefeld endlich erleichtert für sich feststellte, daß es elf Uhr geworden sei, war unter den Füchsen keiner mehr, der nicht zweimal draußen am Trichter gewesen war. Und als jetzt das Lied erscholl „Ich kenn' einen Helden seltener Art", beugte sich gerade Holt zum dritten Male über das Gerät.

Als er wieder herein kam, sah er totenblaß aus, und als er sich hingesetzt hatte, fiel sein Kopf schwer auf den Tisch. Sofort rief Medow: „Fuchs, setze dich gefälligst ordentlich hin, sofort in die Kanne! Eins ist eins ..."

Aber weiter kam er nicht, denn mit ganz ungewohnter Schärfe fuhr ihn Ahlefeld an: „So Medow, nun ist's genug, du sorgst jetzt dafür, daß der arme Kerl im Nebenzimmer aufs Sofa gepackt wird."

Medow knurrte tückisch in sich hinein, wagte aber nicht zu widersprechen und ließ die Anordnung durch Niclassen und einen andern Fuchs ausführen. Die Beiden konnten übrigens auch kaum mehr auf den Beinen stehen, und als gleich darauf Ahlefeld die Mütze vor sich auf den Tisch legte und rief: „Silentium! Offizielle Kneipe ex!" da gingen auch sie zugleich mit den meisten andern Füchsen ins Nebenzimmer, um dort halbtot auf das Sofa, die Sessel und die Stühle zu sinken.

Was von den Füchsen noch auf den Beinen stand — es waren noch drei oder vier —, blieb mit den Korpsburschen in der tabakgeschwängerten Luft des Kneipzimmers und trank weiter.

Aber schon nach einer Viertelstunde zog Ahlefeld seine Uhr und sagte: „So, wir wollen nach Hause gehen", — und zu Harringa, Mosler und Fitzwilliams gewendet — „die Korpsburschen Lührs und Medow werden sich die Ehre geben, die Herren zu geleiten."

Friedrich verständigte sich durch einen raschen Blick mit Fitzwilliams und lehnte dann dankend ab: Medow, den er im Laufe des Abends beobachtet hatte, war ihm zu unerfreulich geworden, als daß er seine Gesellschaft noch länger gewünscht hätte, und Lührs sah so todmüde aus, daß es ihm leid tat, ihn noch wach zu halten.

So fand er sich denn nach ein paar Minuten mit Mosler und dem Engländer allein vor dem Hause und atmete in tiefen Zügen die reine Luft der köstlichen Sommernacht ein. Die verfehlte ihre Wirkung auch auf die beiden andern nicht: Fitzwilliams stand gleich Friedrich stumm genießend da, und Mosler sagte: „Herrschaften, darf ich einen Vorschlag machen? So schön ist es selten, wäre weiß Gott schade, jetzt schon ins Bett zu kriechen. Wo wohnst du eigentlich, Harringa?" Und als Friedrich geantwortet hatte, fuhr jener fort: „Also Feldstraße, ungefähr Ecke Waitzstraße? Na, und ich Eckernförderallee. Das ist beides etwa gleichweit von hier. Ich meine also, Harringa und ich gehen schnell nach Hause, legen Mütze und Band ab, und dann treffen wir uns alle drei wieder hier auf diesem Fleck. In fünfunddreißig Minuten kann das gemacht sein."

Fitzwilliams hatte nichts einzuwenden. „Gut," sagte er zu Friedrich, „ich bringe Sie nach Hause und wieder hierher."

Friedrich kam Moslers Vorschlag sehr gelegen. Er hatte nicht die mindeste Lust, schon zu Bett zu gehen. Ihm war so herrlich zu Mute, so überschäumend jugendstark. Wie er den Sommer im Blut fühlte. Den Sommer und das gute Getränk des Abends. Er hatte heute dem Bierkomment so manches Schnippchen geschlagen, jetzt ging es ihm nicht wie Holt und den andern armen Kerlen, die ein sinnloser Zwang getrieben hatte, die Gottesgabe zu mißbrauchen. Mild durchwärmt und leicht erhoben schritt er neben Fitzwilliams dahin. Schon nach einer kleinen halben Stunde trafen sie auf dem freien Platz vor der „Klinke" wieder mit Mosler zusammen.

Der rief ihnen schon von weitem sehr laut entgegen: „Wohin soll's nun gehen?"

„Zunächst ans Wasser," antwortete Friedrich. „Und dann immer dran entlang den Hafen hinunter. Und nachher, denke ich,

biegen wir links ab und bummeln noch eine Stunde im Düsternbrooker Gehölz."

Die andern waren's zufrieden und schritten auf den lockenden Glanz zu, der von der Germaniawerft, wo auch um diese Stunde die Arbeit nicht ruhte, über den Handelshafen herüberstrahlte.

Mosler wurde jetzt mit jedem Schritt lauter und aufgeregter. Mit großem Aufwand an Kräften erkletterte er die Kohlenhaufen, die unten am Eisenbahndamm zwischen Schienenstrang und Kaimauer lagen. Und als man dann an einen Dampfer kam, dessen Heck die Aufschrift „Brunsnis-Flensburg" trug, war er kaum zu halten, denn er wollte mit Gewalt an Bord steigen und den Kapitän zur Rede stellen, was dieser Schiffsname zu bedeuten habe, den er absolut nicht verstehen könne.

Fitzwilliams sagte nichts dazu, sondern hielt ihn nur mit sanfter Gewalt fest, damit er nicht zwischen Kaimauer und Schiff ins Wasser stürze. Friedrich Harringa aber fühlte sich unliebsam gestört. Dieser Kölner sollte ihm nicht die Stimmung zerreißen! In ihm war es wie Glockenklang, wie seliges Sehnen, so als berge der Schleier dieser Nacht noch ein großes weiches Geheimnis.

Sie waren den Eisenbahndamm zu Ende gegangen, hatten die kleine Brücke des Bootshafens überschritten und gingen den Wall entlang. Jetzt, als sie die düstere Masse des Packhauses hinter sich hatten, sprangen rechts die vier Seegartenbrücken in die Wasser des Kriegshafens hinein.

Friedrich lenkte ohne weiteres die Schritte auf die erste der Brücken, die beiden andern jungen Männer folgten. Man hatte Glück: Moslers Redestrom war gerade auf einen Damm getroffen; vielleicht wurde der Rheinländer allmählich müde. Fünf Minuten lang störte nichts das weiche Wehen des Seewindes, das stille Leuchten der Sterne und den hellen Glanz der hunderte von Lichtern, die von den Schiffen im Hafen schimmerten.

Als man dann aber den Weg fortsetzen wollte, zeigte es sich, daß es völlig unmöglich war, Mosler am Café Fährhaus vorbei zu bringen. Er müsse jetzt Kognak haben. Die beiden andern gaben wohl oder übel nach. Als man drinnen war, quälte Mosler so lange, bis Friedrich ihm widerwillig half, die kleine Kristallflasche zu leeren. Fitzwilliams' bestimmte Erklärung, er habe für diesen Abend genug getrunken, steigerte Moslers Erregtheit fast bis zu einem Zornausbruch. Es gelang aber, ihn zu begütigen

und in verhältnismäßiger Ruhe wieder aus dem Café herauszubringen.

Dort wurde er mit einem Male sehr fröhlich. „Herrschaften," rief er vergnügt, „mir kommt eine Prachtidee. Ich denke, wir lassen das Düsternbrooker Gehölz schwimmen. Wir sind hier nur eine halbe Minute von einem ganz famosen Lokal, wo ich mich vor acht Tagen glänzend amüsiert habe. „Hinter der Mauer" Nummer sechzig, zehn Schritt hier in die Fischerstraße hinein und dann links um die Ecke. Man sieht's dem Hause von außen nicht an. Eine Eleganz da drinnen und eine Sektmarke — na, und Mädchen! Ich bin doch jetzt, wer weiß wie oft, nach Hamburg rübergefahren, und die Schwiegerstraße, die kenne ich gründlich. Aber so was habe ich wirklich selten gesehen. Also abgemacht, da gehen wir jetzt hin."

Friedrich war es, seit sie das Café verlassen hatten, als schwimme ein leichter Nebel in seinem Kopf. Immer lockender schien ihm der Zauber der Nacht, immer heller klang es in seinem Blute. Was lag über diesen Häusern mit einem Male für ein seltsamer Reiz ausgegossen, wie wundersam lockte das Dunkel dieser engen Straßen. Jetzt etwas erleben! So etwas ganz Neues, was Schleier lüftete, hinter die man nie gesehen hatte. Irgend ein Abenteuer.

In diese Stimmung schlugen Moslers Worte hinein. „Hinter der Mauer". Ja so, den Klang der Worte kannte er. Und ihm war eigentlich so, als habe er sonst den Begriff des Ekels damit verbunden. Aber nun ging das wieder unter in dem Nebel, der durch sein Haupt wogte, und in dem Kraftgefühl, das immer höher schwoll. Warum war ihm eigentlich dieser Mosler früher so unangenehm gewesen? War doch ein lustiger Geselle!

Was klangen da in seine Traumstimmung für merkwürdig kühle Worte? Ja so, sie waren ja zu dreien. Was wollte denn nun der Dritte?

„Hören Sie, lieber Harringa," sagte die Stimme mit dem leichten englischen Akzent, „lassen Sie die Finger von der Geschichte, besonders heute abend. Wir sind ja gute Bekannte geworden hier in Kiel, darum werden Sie es mir nicht übel nehmen: Ganz nüchtern sind Sie doch nicht mehr, man sieht's Ihnen jetzt deutlich an, seit wir das Café verlassen haben. Machen Sie keinen Unsinn. Geben Sie mir Ihren Arm und lassen Sie uns weitergehen."

Und er wollte seinen Arm unter den Friedrichs schieben. Aber mit einem wahren Wutschrei sprang Mosler dazwischen.

Er hatte jede Herrschaft über sich verloren; mit hochrotem Gesicht, die Hände wild in der Luft herumfuchtelnd, schrie er zu dem Engländer, dem er kaum bis an das Kinn reichte, hinauf: „Mein Herr, das verbitte ich mir, das geht Sie gar nichts an! Wenn Sie sich hier als Spielverderber auftun wollen, dann scheren Sie sich gefälligst nach Hause, Sie ..."

Er stockte. In Fitzwilliams' etwas lässiger Haltung war kaum eine Veränderung zu bemerken gewesen, und ob die grauen Augen ihren Ausdruck gewechselt hatten, konnte im Schein der Straßenlaternen niemand erkennen. Aber Mosler hatte gesehen, wie sich die Fäuste des jungen Mannes geballt hatten. Und das hatte genügt, um seinen umnebelten Geist doch noch eine Erkenntnis fassen zu lassen: Daß der, den er zu beschimpfen im Begriff war, kein deutscher Student war. Sondern ein freier Mann. Der gelernt hatte, seine natürlichen Waffen zu gebrauchen, und der ihn, wenn er unverschämt wurde, einfach mit zwei Boxerstößen auf das Pflaster warf, ihm keine Satisfaktion dafür gab und nicht nötig hatte, das Ehrengericht des S. C. zu befragen, ob ihm das gefiel oder nicht.

Er zog es also vor, den Rest seiner Worte zu verschlucken, stammelte: „Pardon, ich bin heute abend etwas aufgeregt" und machte, daß er einen Abstand von einigen Schritten gewann.

Als er sich dann nach Friedrich umsah, bemerkte er zu seinem Vergnügen, daß dieser schon links in die Fischerstraße hineinschritt. Er ging hinter ihm her, erreichte ihn, und beide bogen links um die Ecke. Fitzwilliams sah ihnen einen Augenblick nach, machte eine bedauernde Bewegung und schritt dann in die Wasserallee hinein, seiner Wohnung im Forstweg zu.

* * *

Es war an einem Morgen drei Wochen darauf. Fitzwilliams hatte gesegelt und schlenderte nun, von der Bellevuebrücke her, den Düsternbrooker Weg entlang seiner Wohnung zu. Als er sich vor der Marineakademie befand, sah er sich auf der andern Seite der Straße einen jungen Herrn entgegenkommen. Es war die unverkennbare, hochgewachsene Gestalt Friedrich Harringas. Er hatte ihn seit dem Abend der Baltenkneipe nicht wiedergesehen und war im Begriff, auf ihn zuzugehn und ihn zu fragen, weshalb er in der letzten Zeit nicht mehr zu dem abendlichen Rudern gekommen sei. Aber Friedrich Harringa bemerkte ihn offenbar nicht, sah eigentümlich starr gerade aus, und bog,

ehe Fitzwilliams ihn erreicht hatte, in die Reventlouallee hinein, wo er gleich darauf in einem Hause verschwand. Fitzwilliams war kein neugieriger Mensch. Aber das Aussehen und Gebaren des jungen Chemikers hatten einen so unheimlichen Eindruck gemacht, daß der Engländer unwillkürlich seine Schritte bis vor das Haus lenkte, in das jener hinein gegangen war. Gleich darauf kehrte er mit betrübtem Gesicht um. Auf dem Porzellanschild am Eingang des Hauses hatte er den Namen eines berühmten Spezialarztes gelesen.

* * *

Eine Stunde später betrat Friedrich Harringa seine Wohnung in der Feldstraße. Er rief seine Wirtin: Sie möge dafür sorgen, daß er die nächsten drei Stunden völlig ungestört bleibe. Er habe dringend an seiner Doktorarbeit zu tun. Eine solche Anordnung war nichts Seltenes in diesem Semester. Der Wirtin fiel nur auf, daß es jetzt dicht vor Mittag war, und sie fragte ihren Zimmerherrn erstaunt, ob er denn nicht erst zum Essen gehen wolle, oder ob sie ihm etwas holen solle. Er habe keinen Appetit. Das konnte sie sich denken, er sah schlecht aus, soweit das bei seinem blühenden Gesicht überhaupt möglich war. Sie sagte genaue Ausführung des Auftrages zu und gab Fitzwilliams, der zwei Stunden später kam und nach Friedrich Harringa fragte, die Auskunft, ihr Mieter sei nicht zu Hause.

Friedrich Harringa war drinnen emsig mit Schreiben beschäftigt. Es war aber nicht die Doktorarbeit, woran er schrieb. Sondern ein Brief. Er schrieb ihn einmal, zweimal, und zerriß das Geschriebene wieder. Dann ein drittes Mal. Nun las er ihn durch, steckte ihn in einen Briefumschlag, den er sorgfältig zuklebte, und schrieb die Adresse seines Bruders Helmut darauf. Dann frankierte er ihn und legte ihn in ein Fach seines Schreibtisches. Vier weitere Briefe wurden etwas schneller fertig. Sie erhielten die Adressen der Eltern und der beiden Schwestern und kamen unfrankiert in dasselbe Schreibtischfach. Das verschloß er dann, steckte den Schlüssel zu sich und verließ die Wohnung, die er erst spät abends wieder betrat.

Der nächste Morgen war hell und strahlend, eine frische Ostbrise kräuselte leicht die Fläche der Föhrde. Es war erst sechs Uhr, als Friedrich Harringa aus dem Hause, worin er wohnte, auf die noch völlig leere Feldstraße trat. In der Hand trug er den Brief, den er gestern an Helmut geschrieben. Nach wenigen

Minuten stand er vor dem Postamt an der Ecke der Düppelstraße und warf den Brief in den Kasten. Dann wendete er sich und schritt die Feldstraße in der entgegengesetzten Richtung hinunter. Kurz nach halb sieben Uhr stand er auf der ersten Seegartenbrücke, genau auf dem Fleck, wo er am Abend nach der Baltenkneipe mit Mosler und Fitzwilliams geweilt hatte. Eine Viertelstunde später verließ das erste Dampfboot nach Laboe die Brücke. Er war der einzige Fahrgast.

Nun war es eben halb acht vorbei, und der Dampfer hatte die Landungsbrücke in Laboe erreicht. Friedrich Harringa verließ das Schiff und schritt, ohne sich umzusehen, die Hafenpromenade entlang. Nach wenigen Minuten bog er links auf den Steg, der ihn zu dem schwarzen Schwimmponton mit den weißgrauen Karren darauf führte: dem Herrenbad.

Ja, der Badewärter war schon da.

„Also Karl," sagte Friedrich, „heute schwimme ich weit hinaus. Daß Sie sich nicht etwa ängstigen!"

„Herr Harringa," sagte der junge Mann und sah ihn besorgt an, „das sollten Sie heute nicht tun. Sie sehen gar nicht gut aus."

„Ach was, bilden Sie sich nichts ein. Sie wissen doch am besten, wie ich schwimme. Oder haben Sie vergessen, wie wir voriges Jahr den dicken Brauer zusammen herausgeholt haben? Außerdem steht der Wind heute in die Bucht hinein. Mir kann also gar nichts passieren."

Fünf Minuten später trat er entkleidet aus der Kabine. Und der junge Badewärter wird nie mehr das Bild vergessen, wie dort die hohe Gestalt eine halbe Minute lang auf den Brettern stand, die Arme hinter dem Kopf gekreuzt, die helle Haut und die starken Muskeln von der Sonne beschienen, die von hinten darauf fiel.

Und Friedrich Harringa sandte einen langen, langen Blick über die blaue Föhrde. Und grüßte die Ufer dort gegenüber. Die sanft ansteigenden Hänge mit den grünen Büschen und dem gelben Korn. Und den langen grünen Knick, der oben den Kamm entlang zieht, und die breiten Wipfel darüber. Und das steile Lehmufer von Schilksee, das weißgelb in der Sonne schimmerte. Und den mächtigen Panzer, mit dem eisernen Kreuz und dem schwarz-weiß-roten Eckfeld in der weißglänzenden Flagge am Heck, der dort vor dem Eingang der Föhrde kreuzte.

Dann ein Sprung vom Schwungbrett. Mit zwei Zügen war das braune Seil erreicht, das zwischen den drei verwitterten Holzpfählen die Grenze bezeichnete, wo er den Grund verlor.

Und jetzt glitt der schöne weiße Körper mit mächtigen Stößen in die offene Föhrde hinaus. Dort in die Richtung, wo, kaum noch sichtbar, über das breite Wasser der Leuchtturm von Bülck herüberwinkte. Und der Badewärter Karl sah zu. Er mußte sich doch wohl geirrt haben. So schwamm keiner, der krank war. Aber es war doch besser, er paßte auf. Die Entfernung vergrößerte sich rasch, immer kleiner wurde das Bild dort im Wasser. Das Fernglas ans Auge — — —

Herrgott, das war ja unheimlich. Eine halbe Stunde lang schwamm der junge Herr nun schon mit aller Kraft auf den Bülcker Leuchtturm zu. Und machte noch keine Miene umzukehren. Jetzt waren es vierzig Minuten, seit er abgestoßen war. Karl starrte und starrte. Jetzt dreiviertel Stunden. Und da draußen gingen die Wellen schon höher. Die Brise frischte immer mehr auf. Das war ja Wahnsinn. Und jetzt, sein Atem stockte, jetzt zeigte das Fernglas deutlich, wie die Bewegungen des Schwimmenden schwächer und langsamer wurden, wie sein Kopf unter die Wellen tauchte, einmal, zweimal ...

Mit einem gellenden Hülfeschrei rannte Karl den Laufsteg zurück. Aus Kurhaus und Strandhalle stürzten Kellner und Hausknecht heraus. Eine Minute später waren sie zu Dreien in dem kleinen Rettungsboot, und zwei legten sich in die Riemen, was die Kräfte hergaben; Karl stand mit dem Fernrohr am Bug. „Dort — dort“ rief er, „schnell, schnell!“

Er hatte den weißen Körper mit dem blonden Haupt noch einmal auftauchen sehen. Nun sah er nichts mehr. Nach zwei Stunden vergeblichen Suchens kehrte das Boot an den Strand zurück.

* * *

An demselben Tage kam Helmut Harringa nachmittags gegen dreiviertel sechs nach Hause. In bester Stimmung: Es war die letzte Sitzung vor den Gerichtsferien gewesen, von denen er die erste Hälfte für seinen Sommerurlaub gewählt hatte. Sein Koffer war seit gestern abend fertig gepackt. Diese Nacht noch ging es fort: Wenn sie vergangen war, dann würde er die Morgensonne auf dem Limfjord glänzen sehen und wenige Stunden später an Skagens Strand den Zusammenprall der zwei Meere grüßen.

Auf dem Schreibtisch in seinem Zimmer lag ein kleiner Haufen Briefe. Obenauf eine Ansichtskarte mit dem Matterhorn: So, den Eltern gefiel es gut in Riffelalp. Er sah die Aufschriften der

andern schnell durch. Ein Brief von Friedrich darunter. „Jedenfalls die versprochene Nachricht darüber, wann er mir nachkommt. Den lese ich zuletzt.“

Das andre war schnell geöffnet und durchgesehen. Kleinkram, zwei Rechnungen dabei.

Also nun zu Friedrichs Brief. Helmut öffnete und las. Er verstand nichts. Las nochmals — und sprang auf, ein Bild des Grausens. Stand eine Minute auf derselben Stelle und starrte auf die Zimmerwand. Kalten Schweiß auf der Stirn.

Dann gab es einen Ruck in ihm. So — ja — d a s mußte geschehn. Mit fester Hand griff er nach dem Kursbuch in der Ecke des Schreibtisches. Sechs Uhr neunzehn der nächste Zug nach Kiel. Jetzt ist es sechs Uhr. Das geht. Geld genug hatte er ja bei sich.

Eine Minute später raste sein Fahrrad den Abstieg zur Alster hinunter, dann in fliegender Fahrt den Harvestehuderweg, ein Stück der alten Rabenstraße, die Badestraße, den Mittelweg entlang. Gott sei Dank, da war der Dammtorbahnhof. Erst sechs Uhr zwölf. Die Leute an der Gepäckannahme kannten ihn. Er stieß einem das Fahrrad zu. „Einen Empfangzettel brauche ich nicht. Bewahren Sie es mir nur auf.“ Und nun ohne jede Rücksicht zum Schalter durchgedrängt. So, da ist die Fahrkarte. In drei Minuten geht der Zug. Aber Gehirn und Glieder arbeiten jetzt schneller als sonst. Es ist Helmut Harringa noch möglich, ein Telegramm an die Polizeidirektion Kiel aufzugeben.

Der Zug fährt langsam. Helmut Harringa hat fast vier Stunden Zeit, immer und immer wieder den Brief durchzulesen:

Kiel, Mittwoch, den 13. Juli 1904.

Mein einziger, inniggeliebter Bruder!

Ich weiß nicht, wie ich es fertig bringen soll, Dir das zu sagen. Und doch, um Gottes Willen, es hilft ja nichts: wenn Du morgen diesen Brief liest, dann haben unser Vater und unsre Mutter nur noch e i n e n Sohn.

Helmut, Bruder, wenn einer in der Welt mich verstehen kann, dann mußt Du es sein:

Gestern vor drei Wochen war ich Gast auf der Kneipe meines Kartellkorps „Baltia“. Ich hatte wenig Lust hinzugehen. Ich mußte. An der Kommenttrinkerei habe ich mich nicht beteiligt; wenn's hoch gekommen ist, sechs bis sieben Schoppen getrunken.

Als ich wegging, fühlte ich mich sehr wohl. Es war eine köstliche Sommernacht, und ich dachte, es sei ihr Zauber, der mich so hob und mich fühlen ließ, als hätte ich alle Kraft der Welt in meinen Gliedern.

Jetzt, wo es zu spät ist, weiß ich, daß unser beider großer Lieblingsdichter Shakespeare auch für mich das Wort geschrieben hat: „O, daß wir einen Feind in den Mund nehmen, damit er unser Gehirn stehle!"

Meine Erinnerungen werden unklar von dem Augenblick an, wo wir — mein Freund Fitzwilliams, von dem ich Dir neulich schrieb, und mein Korpsbruder Mosler — aus einem Café herauskamen. Ich weiß nur noch ganz dunkel, wie Mosler mich aufforderte, mit ihm in ein Haus in der Straße „Hinter der Mauer" zu kommen. Dann ein Widerspruch von Fitzwilliams und heftige Worte Moslers. Plötzlich gehe ich an Moslers Seite eine düstere Straße entlang. Eine häßliche Haustür mit einer roten Laterne darüber. Und dann plötzlich helles Licht, ein schön eingerichtetes Zimmer, Sprechen und Lachen von einem halben Dutzend weiblicher Stimmen. Mosler bestellt Sekt und wir trinken. Von da ab verschwindet alles in einem rosenroten Wirbel. Heute, wo mein Geist wieder klar ist, ist davon nichts übrig geblieben als ein grauer, frierender Abscheu.

Denkst Du noch an den Abend vor Lili Brooks' Verlobung? Weißt Du noch, wie ich in unserm Gespräch an der Alster zu Dir sagte: „Es gibt ja arme Kerls genug, die sich einmal oder zweimal in ihrem Leben nicht haben halten können, und dann gleich Unglück gehabt haben?" Da ahnte ich nicht, daß ich bald selber zu diesen armen Kerlen gehören solle; daß es mir noch schlimmer gehen würde, als den meisten von ihnen.

Als ich es zuerst merkte, sagte ich mir: Also das ist nun eine Warnung fürs ganze Leben. Und ich habe, dessen sei sicher, vom ersten Augenblick an nichts vernachlässigt, was zu tun war. Bin vor allem sofort zum besten Spezialarzt in Kiel gegangen. Jetzt, in der Erinnerung, sehe ich genauer als damals, wie bedenklich das Gesicht war, das er gleich am Anfang machte. Heute morgen war ich wieder bei ihm, ich weiß nicht, zum wievielten Male. Jedenfalls zuletzt, obwohl er mich für morgen früh wieder bestellt hat. Ich weiß jetzt, wie die Sache steht: Fortschreitende doppelseitige Entzündung der Zeugungsorgane. Du und ich wissen beide, was das heißt: Daß meine Arme nie ein eigenes Kind in die Luft heben werden. Daß, wenn ich kein Schuft, kein — Wendberg bin, mir nie ein Weib gehören darf, das nicht von der Gosse aus-

gespieen ist. Der Arzt muß es mir wohl angesehen haben, daß ich mein Schicksal begriff, als er mir den Namen der Krankheit nannte. Man sagt, manche seiner Kollegen würden roh bei ihrer Beschäftigung. Dieser Mann jedenfalls nicht: Du wirst ihn ja sicher einmal besuchen, dann danke ihm für die freundlichen Worte, die er mir gesagt hat. Das braucht er nicht zu wissen, daß ich doch gehört habe, wie er, als ich aus dem Zimmer ging, in sich hineingemurmelt hat: „Muß das sein, daß solche Rasse ruiniert wird?"

Helmut, ich weiß, Tausende gibt's, die dasselbe Schicksal tragen müssen, ganz so schwer wie ich. Mögen sie's tun, wenn sie es können.

Ich kann's nicht. Erinnerst Du Dich noch der einen Stelle im Tacitus — der war ja, glaube ich, auch Dir ein Lichtpunkt in der Öde des Gymnasiums. Ich meine die Stelle in der „Germania", die Stelle von den „corpore infames", den Geschändeten an ihrem Leibe. Von denen er da berichtet, daß unsre Vorfahren sie im Sumpf erstickten. Man weiß ja nicht ganz genau, wie die Worte auszulegen sind. Aber ich weiß, daß sie jetzt auch mich angehen. An keinem Sumpf komme ich mehr vorbei, ohne das Gefühl: da gehörst Du hinein.

Mancher würde das überspannt finden. Du verstehst mich sicher. Du wirst es fühlen, daß Aylert Harringas Geschlecht nicht leben mag mit geschändetem Leibe. Durch tausend, tausend Jahre sind unsre Väter emporgewachsen in Kämpfen und Not. Und haben sich durchgesetzt gegen das Eis der Urzeit, haben dann durch viele Jahrhunderte siegreich gerungen mit Frieslands gieriger See und mit feindlichen Menschen. Ihr Mark ist kräftig geworden und herrlich ihr Wuchs. Der Leiber stolzen Bau haben sie uns vermacht, daß wir ihn weiter geben sollen an die fernsten Geschlechter. Ich habe ihr bestes Geschenk verloren, verloren in einer Viertelstunde schmutzigen Doppelrausches und mag nicht mehr den Blick erheben zu meinen Ahnen.

Um eines bitt' ich Dich. Nie gib dem Gedanken Raum — und wo Du ihn finden solltest bei andern, da zerstöre ihn — daß es Reue sei, die mich forttreibt aus dem Leben. So schwächlich, Helmut, ist Dein Bruder nicht. Was ich tat war Torheit, Torheit von dem Augenblick an, wo ich mir die klare Vernunft in Bande schlagen ließ. Sie bereuen, wäre weibisch und fruchtlos zugleich. Wäre es mir gegangen wie den Millionen, die gleichermaßen töricht sind, die aber ihr Geschick bewahrt vor un=

heilbarer Wunde: ich würde nicht bereuen, sondern es künftig besser machen. Daß es mich, gerade mich, unheilbar getroffen hat, das ist Schicksal, nicht Schuld. Dem Unglück weiche ich, nicht der Reue.

Helmut, Helmut, Du wirst Dir die Lippen wund beißen und Dir die Fingernägel ins Fleisch drücken. Du wirst die Hände vor die Stirn pressen und die Fäuste zum Himmel ballen und Gott fragen, wie das geschehen konnte. Aber Du wirst nicht zusammenbrechen. Du wirst Dich doppelt fest hinstellen auf die Erde, und — wirst mich rächen.

Leb' wohl! Morgen wiegt die blaue Ostsee meinen Leib in Schlummer.

Und ich selbst? Wo ich sein werde? Und was? Bruder, wir haben beide nie zu den Rechtgläubigen der Kirche gehört. Aber auch nie zu denen, die gekniet haben vor den Pfaffen des Atheismus und vor dem blödsinnigen Dogma von Kraft und Stoff. Und jetzt, wo ich weiß, daß mein Leben morgen dahin schwindet, rufe ich Dir zu als letzten Gruß: in mir fühle ich etwas, das kann nicht vergehen. Wie sich morgen mein Leib bettet in die Wasser, so bette ich meinen Geist in den Glauben, den ich nie verlor: daß denen, die Gott lieben, alle Dinge müssen zum Besten dienen. Ich habe ihn immer geliebt, wie ich ihn verstehen konnte. Leb' wohl, Helmut! Auf Wiedersehen.

Nun kommt das Schwerste für Dich: die Eltern und die Schwestern. Grüße sie, grüße sie … Briefe für sie findest Du in meinem Schreibtisch.

Und noch eins: Sorge dafür, daß der Badewärter in Laboe auch keine Stunde lang unter dem Verdacht bleibt, als habe er irgendwie nicht aufgepaßt. Ich werde ihm vorher sagen, ich schwämme weit hinaus, und er weiß, daß ich ein sicherer Schwimmer bin. Das ist mein letzter Wunsch an Dich. Leb' wohl. Auf Wiedersehen. Dein Friedrich.

Der Kutscher vor dem Bahnhof in Kiel konnte die Auskunft ohne weiteres geben: Die Polizeidirektion und Hauptwache am Martensdamm läge ein ganzes Stück näher als die Kreuzung der Feldstraße und der Waitzstraße.

„Gut, zur Hauptwache."

Dort nur die Bestätigung dessen, woran ja schon kein Zweifel mehr möglich gewesen war. Schon heute morgen um zehn hatte man von Laboe die Meldung von dem Unglück gehabt. Zugleich

mit der Mitteilung, daß alles aufgeboten werde, um die Leiche zu bergen; es sei gelungen, das Kriegsschiff zu benachrichtigen, das vor der Bucht manövriere. Das habe sofort mehrere Bote ausgesetzt. Seitdem hatte die Hauptwache keine Mitteilung.

Helmut ersuchte den Wachhabenden, sofort zu Protokoll zu nehmen, daß es sich um einen Selbstmord handle, und daß der Badewärter völlig ohne Schuld sei.

Er hatte dann gerade gebeten, ihm etwas zu essen zu bringen, als die Glocke des Fernsprechers ertönte. Der Wachhabende ging an den Apparat und sagte dann zu seinem Gast:

„Mir wird gemeldet, daß Ihr Bruder gefunden und der Körper an Bord des Kriegsschiffes geborgen ist. Das Schiff — es ist die „Weißenburg“ — ist eben im Kriegshafen angekommen. Sie können, wenn Sie wollen, sofort hinunter.“

Eine halbe Stunde darauf drückte der Kommandant der „Weißenburg“ Helmut Harringas Hand: „Ich bin an Bord geblieben, als ich hörte, daß Sie kommen wollten.“ Dann führte er selbst ihn vorn auf die Back. Unterwegs schlossen sich zwei Leutnants an. Sie hatten oft mit Friedrich gesegelt.

Und jetzt waren sie da, vor dem vorderen Panzerturm. Sorgfältige Hände hatten den Körper so gelegt, daß keine der beiden Ankerketten, die über das Deck liefen, ihn berührte. Friedrichs Gesicht war nicht entstellt: es hatte nicht allzulange gedauert, bis sie ihn gefunden hatten. Die Flagge aber, die seine Blöße deckte, konnte auch in dem matten Licht der Ankerlaterne die Kraft und Schönheit der Glieder nicht verbergen, die nun im Tode gelöst waren. Ein Siegfried, den ein finsterer Hagen erschlug.

Die drei Offiziere wandten sich ab. Aber hoch aufgerichtet und tränenlos stand Helmut Harringa neben dem, der ihm das Liebste gewesen war auf dieser Erde.

Jetzt erst wurde ihm ganz bewußt, was für ihn geschehen war.

Einen Augenblick lang fühlte er, als ob ein Berg auf ihn stürze und ihn zermalme.

Aber nur einen Augenblick lang. Dann war es ihm so, als liege er in einer Schützenlinie, die ganz dünn geworden ist, und nur noch schwach feuert. Und in die nun mit befreiendem Ruck die Reserven hineinstürzen. Alle Kräfte des Körpers und des Geistes waren plötzlich wach in ihm und stark. Und in sich hörte er eine große, ruhige Stimme sagen: Später trauern, später. Jetzt dich nicht werfen lassen, jetzt nicht. Alles kommt darauf an, alles für das ganze Leben, daß du wegkommst über diesen Augenblick.

Und er preßte sein Herz zusammen, daß dessen Weichheit erstarrte. Und aus dem rasenden Schmerz ward ein großer glühender Zorn. Jetzt wußte er, was die Worte hießen in Friedrichs letztem Brief: „Du wirst mich rächen."

Da ward ihm, als hebe sich der Bruder von dem harten Lager aus Eisen empor und werde dahin getragen in ein düsteres, nebelüberwogtes Land. Und andre Gestalten tauchten auf aus dem Dunkel der Nacht und schritten, glitten hinter ihm her: Claus Mertens zuerst, Hans Hennings, Siiwert Taaken und Lili Brooks. Und dann ein unendlicher Haufe von blassen Kindern, weinenden Frauen, Jünglingen mit Messerwunden in Brust und Rücken, und Männern in Sträflingskleidern und Spitalsgewand. Und dann war es so, als strahle über alles mit einem Male eine helle Sonne, die Sonne, die einst geschienen hatte über dem Oher Moor. Und Helmut Harringa sah sich selbst wieder auf dem großen braunen Pferd in der unendlichen Einsamkeit. Und über all den Jammer weg klang es durch seine Seele wie Glockenton von eherner Glocke:

„Ich will ein Krieger sein im Heere des Lichts."

„Ehre den kleinen Minoritäten, sofern sie echt sind. Ihr Kampf ist manchmal schwer, jedoch immer siegreich, wie der Kampf der Götter."

Thomas Carlyle.

Achtes Kapitel.

Paul Volquardsen öffnete selbst die Tür, als Helmut Harringa über die Schwelle seines Hauses trat.

Er sah seinem Gast in das Gesicht, das scharf und eingefallen aussah. Er reichte ihm die Hand.

„Es wird ein Jahr her sein, daß wir zusammen auf der Elbhöhe standen. Ich habe immer geglaubt, daß Sie einmal kommen würden. Und freue mich, daß Sie gekommen sind, so sehr mich das schmerzt, daß es nun an dem Tage sein muß, wo sich die Erde über Ihrem Bruder geschlossen hat. Ich will Ihnen nicht von Trost reden, das wäre Phrase."

Aus Helmut Harringas Augen, die tief in den Höhlen lagen, brannte noch mehr Grimm als Trauer: „In meinem Briefe stand nichts davon, daß ich um Trost komme."

„Nein," sagte Volquardsen, „nichts davon. Ich las ihn genau. Und weiß, was Sie suchen. Kommen Sie herein! Ich wollte den Abend für Sie frei halten. Aber da ist einer gekommen, den ich nicht abweisen konnte. Den ich hören muß noch vor Ihnen. Doch mein' ich, was er mir zu sagen hat, dürfen auch Sie vernehmen. Und es mag Ihnen nützen."

Sie schritten über den Vorplatz des Erdgeschosses, eine Tür öffnete sich, und schloß sich wieder hinter ihnen. Am langen Tische drinnen, in dem Raum, den die Dämmerung des Abends dichter und dichter füllte, saß ein Mann — das große Haupt mit dem breiten grauen Bart in die rechte Hand gestützt.

„Peter," sprach Volquardsen — und es war etwas Weiches in seiner Stimme, was Helmut Harringa in ihr noch nicht kannte, „ich habe eine Bitte an dich: Laß den Herrn hier hören, was wir beide besprechen müssen. Vielleicht tust du Dem, wofür wir so lange zusammen gearbeitet haben, einen letzten Dienst damit."

Der am Tische sah traurig zu ihm auf mit einem Blick, der nicht verstand. Da legte ihm Paul Volquardsen sanft die Hand auf die Schulter. „Peter, das ist Doktor Harringa, von dem ich dir ein paar Mal sprach. Du weißt, ich habe ihm auch die Geschichte von Siiwert Taaken zu lesen gegeben. Und ich habe es nicht bereut. Und wenn dir das nicht genug ist, dann sieh' ihm ins Gesicht. Und erkenne, daß er heute dein Bruder ist. Denn er trägt Schweres: wie du. Der Bruder aber darf wissen, was den Bruder drückt."

Da nickte Peter Reimers langsam und trübe. „Es wird leider nicht sehr viel zu besprechen sein, Paul."

Volquardsen setzte sich neben ihn und lud durch eine Handbewegung Helmut Harringa zum Sitzen gegenüber ein.

„Ich m u ß einfach," sprach die müde Stimme.

„Ja," sagte Volquardsen, „das kann wohl sein, Peter, daß du mußt. — Doppeltes Gehalt, sagtest du?"

„Es ist noch mehr," antwortete Reimers. „Jetzt bei Rohde und Bergmann bin ich auf viertausend Mark gestiegen, und das ist das Höchste, was sie mir geben können. Als Prokurist der Alsterbrauerei soll ich achttausend Mark haben. Und zwei Prozent Gewinnanteil."

„Auch Ruhegehalt?" fragte Volquardsen.

„Ja, das bekomme ich in beiden Stellungen, aber bei der Brauerei ist es sehr viel höher."

„Wie kommen die Leute dazu, dir den Posten anzubieten?" meinte Volquardsen.

„Du kennst doch den Onkel meiner Frau, der damals bald nach uns von Flensburg nach Hamburg zog. Der ist gut vorwärts gekommen und hat jetzt ein großes Restaurant auf dem Burstah. Er kriegt all sein Bier von der Alsterbrauerei und kennt dadurch den Direktor gut. Dem hat er mich nun empfohlen, als vorige Woche der eine Prokurist starb."

Volquardsen schwieg einen Augenblick. „Ob der Mann gewußt hat, was es — sonst — für dich bedeutet, wenn du die Stelle annimmst?"

„Ich glaube nicht, daß er sich das überlegt hat," sagte Reimers. „Ich hab' ihn wenig gesehen in diesen Jahren. Er hat wohl einfach meiner Frau einen Gefallen tun wollen."

„Und was sagt die nun dazu?" fragte Volquardsen.

Peter Reimers stöhnte. „Sie weint und will nicht. Herrgott, Paul, du kennst sie ja; die hält fest. Aber ich kann ihr nicht

helfen. Und mir auch nicht. — Sieh' mal, Paul, fünf Söhne! Wenn ich annehme, kann ich zwei studieren lassen."

„Lieber, lieber alter Peter," sagte Volquardsen. „Da erkenn' ich dich: wenn deine Treue zerbrechen sollte, dann mußte es schon an deiner Treue selbst sein. Ja — dann geht es wohl nicht anders. Ich darf dir nicht abreden."

Helmut Harringa sah Volquardsens Antlitz; undeutlich nur in dem schwindenden Licht, aber sicher lag ein Zug darauf, der wenig stimmen wollte zu den letzten Worten: der überlegene Zug von ihrem ersten Zusammentreffen. Und zugleich sah er, wie sich Peter Reimers den Schweiß von der Stirn wischte. Dann schien es, als laufe über das breite Gesicht etwas wie eine leise zweifelnde Hoffnung; wenigstens sah es so aus in dem Halbdunkel. „Sag mal, Paul," kam es zaghaft heraus, „schließlich — mir kommt eben der Gedanke — am Ende wäre es doch möglich, daß ich den Posten annehme, und — im übrigen — alles so bleibt, wie es ist?"

Der Klang von Paul Volquardsens Antwort schlug so an Helmut Harringas Ohr, wie die ersten Worte geklungen hatten, die er von ihm gehört, damals, im Inspektorzimmer des Hafenkrankenhauses. „Peter, wir wollen doch nicht zum erstenmal in unserm Leben Unsinn miteinander reden! Seit elf und einem halben Jahr tun wir zusammen das gleiche Werk; was es von uns fordert, weißt du so gut wie ich. Und kannst dir keine halbe Sekunde lang ernsthaft einbilden, daß ein Angestellter einer Brauerei noch zu uns gehören kann. Davon, daß das Gesetz, dem wir freiwillig gehorchen, es verbietet, will ich gar nicht reden. Aber wie wolltest du es fertig bringen — du als der ehrliche Kerl, der du immer gewesen bist — morgens und mittags und nachmittags ein Geschäft zu treiben, dem du abends und Sonntags soviel Kunden wegnimmst, wie du kannst."

Peter Reimers' Rechte machte den kleinen Knopf im linken Aufschlage seines Rockes los, legte ihn auf den Tisch und schob ihn zu Volquardsen hin. „Ja Paul," sagte er einfach, „dann will ich dir zum Andenken den Knopf geben. Es ist noch der alte, weißt du. Mein erster. Den du mir damals in Flensburg geschenkt hast, damals als ..."

„als wir anfingen," beendete Volquardsen den Satz, und es war nichts mehr in seiner Stimme, was Helmut Harringa an das Hafenkrankenhaus erinnerte.

Peter Reimers seufzte tief auf. „Ja, als wir uns eben kennen gelernt hatten — draußen vor Flensburgs Toren — bei Schmied Thormählen in Adelby."

„Schmied Thormählen," sagte Volquardsen, „— der und fünfundzwanzig andre, das waren die ersten, die den Knopf trugen; die ersten im Reich der deutschen Zunge. Sie trugen ihn schon ein halb Dutzend Jahre lang, als wir dazu kamen. Keiner kannte sie — damals. Nur der Schmied, der fiel schließlich auf, und die Zeitungen haben viel von ihm geschrieben eine Zeitlang. Meistens Märchen — das haben sie so an sich."

„Seit zwei Wochen ist er tot," sagte Reimers dumpf.

„Aber er hat noch gesehen," antwortete Volquardsen, „wie aus den fünfundzwanzig Einsamen, die zu ihm hielten, hundert geworden sind, und dann tausend und zehntausend. Und mehr als hunderttausend in den Tagen, die wir jetzt leben. — Ja, Peter Reimers, du gehst nun davon; aber jeder Tag — auch dieser, der dich scheiden sieht — führt uns zwanzig neue Genossen zu. Oder mehr."

Der kleine blinkende Knopf auf dem Tisch sog die paar Lichtstrahlen, die der dämmernde Raum noch barg, an sich. Helmut Harringas Auge haftete auf ihm. Sonderbar deutlich, durch all das finster Große hindurch, das diese Tage beschattete, ward in ihm die Erinnerung an den Augenblick lebendig, wo er das Blitzen der kleinen sanft gewölbten Fläche zum erstenmal gesehen hatte — damals im Hafenkrankenhaus — und an den sinnlosen Ärger, den er da empfunden. Er zog das kleine Ding an sich heran und hielt es dicht an sein Auge. Da konnte er im Düster des Zimmers gerade noch erkennen, wie es aussah: Es war weiß mit blauem Rand; und eine Weltkugel war darauf gezeichnet — eine Weltkugel mit silbernem Gradnetz.

Peter Reimers stand schwerfällig auf. „Dann gute Nacht, Paul."

„So schnell willst du schon wieder fort? Das ist doch nicht recht von dir, Peter. Denn, sieh mal, wir werden uns ja gewiß noch oft sehen. Aber du weißt ja, sie wollen immer noch, daß ich die ganze Leitung in der Hand behalte. Und das kostet verteufelt viel Zeit, wo wir jetzt über dreißig Distrikte haben im Deutschen Reich. Und wo ich für die Verbindung mit den andern Ländern auch sorgen muß. Da gehn meine freien Stunden so ziemlich drauf; auch jetzt, wo die große Geschäftsstelle alles ausführt, und ich nur anzuordnen habe. Bis gestern, wenn du kamst, dann a r b e i-

teten wir zusammen; von morgen an muß ich mich besonders frei machen, wenn du mich besuchst. Da werden wir uns eben doch nicht mehr ganz so viel sehen können, darum bleib' heute abend noch etwas da."

Er drückte ihn sanft wieder auf den Stuhl nieder und fuhr dann fort: „Ja, Peter, manches läuft eben nicht so, wie man möchte. Das sehen wir beiden heute abend wieder. Haben's ja schon manchmal erlebt zusammen. Weißt du noch, wie es einmal ging, einmal, in der allerersten Zeit. Damals, wo ich noch so klug war, klüger als Christian Thormählens Erfahrung, und wunder was erwartete von Behörden und Würdenträgern. Wie ich uns beiden eine Audienz verschafft hatte — mit vieler Mühe, ich hatte zehn Briefe darum verschrieben — bei dem großmächtigen königlichen Beamten. Ich sehe noch seinen wunderbaren Vollbart. So groß ist deiner auch, Peter, aber nicht so schön. Und so feine Hände hatte er; sie sagten in Flensburg, alle Wochen komme eine Dame zu ihm und feile ihm die Nägel. Was der hohe Herr für Augen machte durch seine goldene Brille hindurch, als er uns so sehr, sehr dringend bat, doch Rücksicht zu nehmen auf seine kostbare Zeit, die so ungeheuer in Anspruch genommen sei durch den Dienst des Staates. Und von der er sich wirklich nichts, aber auch gar nichts, nehmen lassen könne für aussichtslose Sachen. Das war doch derselbe Mann, Peter, der zwei Wochen später den Orden bekam, weil er mit irgend einem Prinzen zusammen die Ausstellung deutscher Pudelrassen eröffnet hatte. Die Ausstellung, weißt du noch, wo an jeden Hundeschwanz eine schwarz-weiß-rote Schleife gebunden war. Oder so was Ähnliches; jedenfalls war es eine sehr vaterländische Geschichte."

Auf Peter Reimers' Gesicht wollte sich ein Lächeln formen, aber es starb in der Geburt, und auf den breiten Zügen lag wieder die ratlose Trauer.

„Wissen Sie, Herr Landrichter," sagte Volquardsen zu Helmut, „seitdem habe ich nicht wieder an Christian Thormählens Wort gezweifelt, daß diese Treppe ausnahmsweise von unten gescheuert werden muß. Und dann haben wir angefangen, sie von unten zu scheuern, ganz von unten."

„Erinnerst du dich noch, Peter, wie Jochen Jörgensen aussah, den Abend, als wir ihn kennen lernten? „Scheußlich" ist kein Wort dafür. Du weißt doch noch, an dem Oktoberabend in der kleinen Wirtschaft in der Norderstraße, wo wir beide Selterwasser tranken, sehr zum Ärger des Wirts. Der brave Mann hatte gerade

nach der Polizei geschickt, weil er den Jörgensen verhaften lassen wollte. Wegen Zechprellerei. Wir haben ja nachher gehört, daß der Jochen in den letzten beiden Jahren dort Abend für Abend seine baren anderthalb Mark in Bier angelegt hatte. Aber nun war er lenz und keine Rücksicht mehr wert. Wie sich der arme Kerl, auf den der Wirt und der Kellner fortwährend einschrieen, da so im Lokal umsah, so mit 'nem Blick wie 'ne Maus in der Falle oder wie ein halb totgeprügelter Hund — — da — da hast du ja wohl für ihn die paar Mark bezahlt, Peter — und — alter Kerl — es kam dir damals doch noch etwas mehr darauf an, als jetzt bei Rohde und Bergmann.

Na, wir beiden haben den Jochen Jörgensen dann ja festgehalten. Und dann an ihm gezeigt — an ihm zuerst —, was wir gelernt hatten bei unserm Schmied. 's ging eigentlich schneller mit ihm, als wir dachten, nicht wahr, Peter? Sobald er nur einmal begriffen hatte, daß wir es nicht ganz so mit ihm machten, wie er es gewohnt war von seinen tüchtigen Mitchristen. Wie er einmal ausnahmsweise nichts mehr zu hören bekam von seinem greulichen Laster und was er für ein Teufelsbraten sei. Sondern wie wir ihm einfach klar machten, daß er eine Krankheit habe. Eine Krankheit, wie ein andrer den Typhus oder ein lahmes Bein. Nur mit dem Unterschied, daß von seiner Krankheit zunächst nicht Doktor und Apotheker, sondern Wirt und Brauer sehr nett und auskömmlich lebten. Und daß er das Siechtum sehr leicht los werden könne, wenn er es über sein gutes Herz bringe, die Sorge für diese Mitbürger dem lieben Gott zu überlassen.

Weißt du noch, wie wir damals in den ersten Nächten einfach nicht wußten, wo wir mit dem Mann bleiben sollten? Denn Obdach hatte er nicht und besitzen tat er weder Groschen noch Pfennig. Und arbeiten hatte er verlernt seit einem Vierteljahr. Ja, Peter, da hat deine kleine Frau in euerm schmalen Haushalt doch noch einen Platz gefunden, wo man eine alte Matratze hinlegen konnte und ein paar Laken und ein Kissen."

„Wenn Sie mal nach Flensburg kommen, Herr Landrichter, und dort vielleicht durch die Burgstraße gehen, dann werfen Sie doch einen Blick auf die Schlosserwerkstatt von Jochen Jörgensen. Der Mann beschäftigt heute fünf Gesellen, und als ich ihn letzten Winter sah, wollte er anbauen. Seine Frau, die er vor acht Jahren geheiratet hat, ist ein bißchen ehrgeizig und rechnet stark darauf, daß sie bald Frau Innungsobermeisterin wird."

„Ja, Peter, die Geschichte — sie war ja immer dieselbe — haben wir beiden zusammen hundertfach erlebt in den ersten Jahren. Die unterste Treppenstufe, die hast du mitgescheuert, darauf kannst du stolz bleiben, immer. Brauchst aber auch nicht zu vergessen, daß du kräftig mit gehoben hast — auf die höhern Stufen hinauf."

„Heute, Herr Doktor, da erledigen wir den Fall Jochen Jörgensen ein paar tausend Mal in jedem Jahr, mag er nun an der Königsau passieren oder in Partenkirchen oder irgendwo dazwischen. Das heißt, das machen wir jetzt so nebenbei. Gar nicht ungern, denn es sind nicht die schlechtesten Kerle, die leicht so ganz vor die Hunde gehen. Die dümmsten und stumpfsinnigsten sind es gewiß nicht: nun, Sie wissen ja doch auch, wie es mit Grabbe ging und mit Fritz Reuter und mit Viktor von Scheffel. — Aber unsre wirklichen Rekruten, die sind heute aus anderm Holz. So die strammsten Bauernkerle oder die findigsten Handwerker und die fixesten Maate aus Seiner Majestät Flotte. Und was, Peter, das wirst du doch nie los werden, daß dir das Herz im Leibe lacht, wenn dir so ein schlanker junger Kerl aus unsern Jugendverbänden in den Weg läuft, so einer, an dem deine Alsterbrauerei nie einen halben Pfennig verdient hat, und keine ihrer Konkurrentinnen je einen roten Heller. Weißt du noch, das war dein Gedanke, das mit den Jugendverbänden. Den ersten hast du selbst mitgegründet, in Berlin war es ja wohl. Vor fünf Jahren — oder ist es nun sechs her? Jetzt liefert uns das jährlich schon dreitausend Mann. — Ja, das war die Geschichte von Jochen Jörgensen. Ein fixer Kerl ist er geworden, aber eine Schönheit — das steckte nun mal nicht in ihm. Niels Thomsen aus Frößle war schöner. Von Anfang an. Auch damals noch, Peter, als wir beiden zuerst auf den großen Bauernhof kamen. Wo die eine prachtvolle Linde vor dem Haus steht, du weißt doch noch? Thormählen hatte uns hingeschickt; wir sollten mal versuchen, ob wir weiter kämen als er. Alle Wetter, als wir den jungen Kerl zuerst sahen! Die schönste Gardekürassierfigur, die mir je vor die Augen gekommen ist. Nur, wenn man ganz in die Nähe kam, sah man allerlei faules Fett an ihm; von dem vielen flüssigen Brot, das er zu sich nahm. — Na, die Marie Thomsen war ja immer noch mächtig verliebt in ihren schönen Mann. Sie selbst sah nicht so gut aus — damals; jetzt hat sie es wieder eingeholt, sie ist jedes Jahr um zwölf Monate jünger geworden seitdem. Aber in jenen Tagen war sie recht verhärmt. 's war nicht so ganz wunderbar, Peter: der Hof ging verdammt zurück, ein paar gute Freunde und getreue Nachbarn streckten

schon mächtig die Hände danach aus. Und wenn der schöne Niels mit diesen lieben Menschen — die waren's grade, ausgerechnet die — dreimal in der Woche abends vergnügt gewesen war, dann hatte gewöhnlich das flüssige Brot seine Fäuste so stark gemacht, daß die Marie die blauen Flecken davon bekam. — Die beiden kleinen Würmer aber, die taugten auch nicht allzu viel: blaß und zerbrechlich trotz der Landluft; die Bengel aus den letzten zehn Jahren sind andre Nummern geworden! Na, wir beiden kamen ja nun eines Abends an. Und sagten ziemlich deutlich, was wir wollten. Peter, allzu erfreut war dein Gesicht nicht bei dem Empfang. Als wir zurückgingen, schworst du, da gingst du nie wieder hin."

„Du bist wieder hingegangen," sagte Peter Reimers gedrückt.

„Aber nach einer Woche wieder mit dir," antwortete Volquardsen. „Und das war gut, denn du hattest gerade die richtige Art, mit der Marie zu sprechen; für die wäre ich zu hart gewesen. Und hättest du die nicht überzeugt, dann hätte ich den Niels nicht halten können. So hielten wir sie beide. Es war ein guter Anfang, Peter. Denn der Niels hatte ja drei Brüder, etwas jünger als er, stramme Kerls, die sahen, wie der älteste bis jetzt gelaufen war, und wie er nun lief. Sind dann auch zu uns gekommen. Bald. — Am meisten Mühe hat doch schließlich noch der Vater gemacht: Dumm war er ja wahrhaftig nicht geworden auf seinem Altenteil, der weißhaarige Jens, und wer und was den Hof gerettet hatte für die Thomsens, das hat er schnell genug begriffen. Und gedankt hat er uns herzlich genug dafür, aber doch waren wir beide nach vier Wochen bei ihm zu Ende mit unserm Latein: War's nicht gerade wie mit einem alten Pferd, das zwanzig Jahre lang jeden Tag seinen Karren denselben Weg gezogen hat und nun nicht mehr anders kann, als immer vor denselben drei Wirtshäusern Halt machen? — Aber Schmied Thormählen selbst, der hat es schließlich denn doch fertig gebracht."

„Ja, der lebte auf damals," sprach Reimers langsam und beinahe widerwillig.

„Donnerwetter ja," meinte Volquardsen, „als der wieder anfing zu arbeiten, wie wir nun vierunddreißig stark geworden waren, zusammen mit den Thomsens aus Frößle."

„Aber den Vorsitz unter den vierunddreißig hat er doch nicht mehr führen mögen," sagte Reimers, „den mußtest du übernehmen."

„Und ich habe euch geschunden, nicht wahr, Peter?“ Volquardsen lächelte. „Sehen Sie, Herr Landrichter,“ setzte er mit einer Wendung gegen Helmut sehr ernst hinzu, „das galt es damals: an einem Ort, an dem ersten, die eiserne Zucht zu gründen, die uns heute feststehen läßt in mehr als tausend Dörfern und Städten des deutschen Landes. Sehen Sie, es gibt andre Länder, da zählen die Unsern nach Millionen. Aber eins können wir in Deutschland am besten: stramme Disziplin halten: wir sind nicht umsonst Soldaten gewesen. — Was meinst du, Peter, es war doch schön, wenn jeden Mittwochabend die aus Frößle — und bald noch welche aus fünf andern Dörfern — zur Sitzung angefahren kamen. Keine halbe Minute zu spät. — So pünktlich, Herr Doktor Harringa, wird auch heute noch angetreten, überall im Deutschen Reich, wo wir sitzen. Ja, Peter, anders kriegt man seine Leute nicht in die Hand. Und wenn man sie nicht in der Hand hat, kann man nichts von ihnen verlangen; wir verlangten aber was von Anfang an. Kneift's dir nicht auch noch in den Ohrläppchen und in den Fingerspitzen, Peter, wenn du an den hundekalten Februar denkst, wo wir zum ersten Male Schriften verteilt haben in der ganzen Stadt? Wir sechsundvierzig Männer und fünf Frauen. Vier Sonntage lang. Jens Thomsen mit seinem schneeweißen Kopf — fünfundsechzig Jahr war er alt, hatte noch sechs Winter mehr auf dem Buckel als Thormählen — der hat dabei jedesmal selbst seine zehn Häuser abgelaufen, und jedes Haus so gründlich wie der jüngste von uns: in die tiefsten Keller hinein und bis in die höchsten Dachkammern. Ich hab's ihm nicht erlauben wollen; aber da ist er mir nicht schlecht grob geworden. Ja, Peter, die Zeiten haben sich geändert: heute kostet's einen Federstrich, und in ein paar hundert Städten und Dörfern tun jedesmal fünfzig Mann die Arbeit. Hier in Hamburg, und in Bremen und in Berlin: tausend, wenn's sein muß.“

Harringa brach sein Schweigen. „Was waren das für Schriften?“ fragte er kurz.

„Ja,“ sagte Volquardsen, „was waren das für Schriften? — Damals hatten wir noch nicht zwanzig Hochschullehrer und ein paar Hundert Ärzte, die uns die Waffen schmiedeten. Heute haben uns die ein Arsenal geliefert, wie es kein Volk der Erde besser hat; und wir haben weiter nichts mehr zu tun, als rings um uns ein paar Millionen Augen zu öffnen, daß sie sehend werden und lesen lernen. Aber damals — das meiste mußten wir erst selbst schreiben. Alles selber machen — weiß Gott, ob wir's damals gelernt haben!

Gelernt von Grund auf. Denk' an unsre Lieder, Peter. Wir brauchten sie, denn wer hat je unsres Volkes Herz gewonnen, der sich nicht hinein gesungen hat in dies Herz? Da hat die Not uns gelehrt, Worte zu setzen und Reim und Ton. Und deutsch zu machen in Wort und Sang so manche Weise der Unsern unter den Brudervölkern in Nord und Nordwest. — Ob's Kunst war? Das weiß ich nicht, Peter! Aber Kraft und Kampflust hat's doch gegossen in tausend und tausend Herzen. Und klingt weiter und weiter, durch neue Gassen und auf neuem Anger, Tag um Tag. Ja, das alles hat manche Nachtstunde gekostet. Nicht wahr, Peter?

Überhaupt, alter Kerl, mit dem Schlaf war's doch damals so 'ne Sache, nicht? So zwölf Monate, nachdem die aus Frößle zu uns gekommen waren, fing es ja wohl an mit den Vorträgen auswärts und den großen Versammlungen. Und vier Sommer und Winter sind dann doch wohl wenigstens vergangen, wo wir nie aus dem Bett stiegen, wenn wir Sonntagsmorgens aufwachten, und uns nie in eins hinein legten, wenn der Sonntag herum war. Denn am Sonnabendabend ging die Nachtwanderung an — oder auch die Fahrt auf dem Leiterwagen oder in der vierten Klasse — nach dem Ort, wo am nächsten Tag geredet werden mußte. Geredet und debattiert, oft bis um Mitternacht. Und am Montag früh mußten wir wieder an der Arbeit sein, ich an meinen Maschinenzeichnungen und du an den Geschäftsbriefen deines Prinzipals. Ja, Peter, da ging es uns manchmal wunderlich, und nicht so ganz bequem. Denkst du noch an die schöne Märznacht — so acht Jahre, meine ich, wird es her sein — wo wir so hübsch eingeklemmt saßen in dem kleinen, viel zu engen, offnen Wagen, der so prachtvoll stieß. Wir vier, du und ich und Niels Thomsen — wer der vierte war, hab' ich, weiß Gott, vergessen. Hundemüde bis in alle Knochen hinein. Und hungrig, denn über der Arbeit am Sonntag waren wir nur sehr knapp zum Essen gekommen. Und dann der schöne kalte Regen, der einen so recht gemütlich naß machte, so bis auf die letzte Faser. Und als wir nun wirklich keinen trocknen Faden mehr am Leibe hatten, da wußten wir, daß es noch so gute drei Stunden dauern würde bis Flensburg."

Peter Reimers sah den Freund mit einem merkwürdigen Blick an. „Ja, du warst der einzige, der eine ordentliche Decke mitgenommen hatte. Die hattest du unter deinen Beinen gehabt, sie war noch ganz trocken. Und mit einem Mal hast du sie raus

gekriegt und mich darin eingewickelt. Als ob ich dein Kind wäre, und dabei bist du sieben Jahre jünger als ich. Alles Wehren hat mir nichts genützt, denn du und die beiden andern, ihr habt mich ja einfach festgehalten."

„Ja Peter," sagte Volquardsen, „das waren wir deiner Frau schuldig. Für die war das gewiß keine Kleinigkeit, daß sie dich all die Zeit über am Sonntag nie zu Hause gehabt hat. Und sie hat nie geklagt dabei; ich hab' sie immer bewundert wegen ihrer Tapferkeit. Na, sie wußte ja schließlich auch, wofür du wegfuhrst. Und hat vielleicht manchmal gedacht, daß, wenn irgend ein andrer an deiner Statt dasselbe schon dreißig Jahre früher getan hätte —, daß dann ihre Jugend vielleicht fröhlicher gewesen wäre."

Peter Reimers nickte in tiefen Gedanken: Er hatte seinen Schwiegervater nicht mehr gekannt. Aber was er von ihm gehört hatte, das war viel — und genug.

„Heute geht's leichter," meinte Volquardsen, „damals waren wir fünf oder sechs, die jene Arbeit tun konnten; heute sind's hundertmal soviel — wenigstens. Und keiner von ihnen braucht mehr vierter Klasse zu fahren, soviel ich weiß. Aber eins, Herr Doktor Harringa, ist so geblieben, Gott sei Dank: Eine Nacht opfern, oder einen Sonntag, oder sonst ein Stück von seiner Behaglichkeit, wenn die Sache ruft, des weigert sich keiner, den wir für voll nehmen sollen unter uns; für Philister und Weichlinge haben wir keinen Platz. Und mit traurigem Gesicht ist noch keiner lange herumgegangen bei uns. Ach, alter lieber Peter, wenn ich dich heute so trübe sehe und dann an das kleine Nest in Thüringen denke, wo du, als alter Ehemann von sechsundvierzig Jahren, die ganze Nacht mit durchgetanzt hast. Du weißt doch noch, nach dem Vortrag, für den wir als einzigen Raum die kleine Schneiderwerkstatt hatten auftreiben können. Stühle für die Zuhörer gab es nicht, unsre Freunde am Ort hatten zwei Dutzend wacklige Eierkisten besorgt; auf denen konnte sitzen, wer mochte. Abends haben wir die Kisten alle wieder hinausgeworfen, und dann ist da getanzt worden wie noch nie in dem Dörfchen. Weißt du, das war ja der Abend, wo wir beide so abgebrannt waren, daß wir uns das Geld für die Rückfahrt leihen mußten.

Ja, Peter, das Geld! Das hat uns oft gefehlt. Und ist so verdammt mächtig. Wie mächtig, das erfährst du jetzt ja selbst, armer Kerl. Und doch am Ende nicht s o allmächtig wie mancher

glaubt; sonst stünden wir nicht da, wo wir stehn. Die's mit Scheffeln messen, das sind die, die das flüssige Brot machen. Aber was wir davon brauchten, das haben wir uns zusammenkratzen müssen, daß uns die Finger blutig wurden; denn die Reichen, Peter, die kommen erst an dem Tage zu uns, wo einer Orden und Ehrenzeichen dafür kriegt, daß er bei uns steht. Billiger tun sie's einmal nicht im Deutschen Reich. — Aber sonderbar ist es, Herr Doktor Harringa, was für eine Kraft auch in den Groschen und in den Pfennig fahren kann, wenn so eine rechte heilige Unzufriedenheit dahinter treibt. Denn unzufrieden, weiß Gott ja, unzufrieden haben wir unsre Leute gemacht. Ganz verteufelt anspruchsvoll ist mancher gemütliche Kerl geworden, der früher selig war, wenn er jeden Abend, den Gott werden ließ, drei Stunden sitzen konnte mit zwölf treuen Genossen in den paar Kubikmetern schlechter Luft seiner verräucherten Kneipe. — Jetzt verlangt er ein ganzes Ende mehr, er und die andern bei uns. Haben wir es ihnen gegeben, Peter? Wenn du sie fragst, werden sie „Nein" sagen. Denn nun kann sie kein Mensch mehr zufrieden machen. Und nun finden sie — Gott gebe, daß sie so bleiben auch noch die nächsten hundert Jahre lang — daß die Verbandshäuser, die wir für sie gebaut haben, noch lange nicht das sind, was einer verlangen kann, der bei uns ist. Und finden, daß unsre Zeitung noch dreimal so dick sein müßte und viermal so billig. Daß es zum Himmel schreit, wenn unsre Lebensversicherungsgesellschaft erst in zwei Jahren fertig wird. Und daß wir noch lange nicht genug tun, um den Hunger nach Freude zu stillen: mit Kunst — mit r e c h t e r Kunst, die nach Goethes Wort ‚sättigt und nährt'. Gottlob, unsre Freunde sind so unbequem geworden, seit sie sich keine Begeisterung mehr kaufen können für eine Mark und keinen Frieden mehr für drei Groschen. Lassen sich einfallen zu fragen, ob dies gut sei und das. Zum Exempel, daß man sich bücke vor jedem Titel und vor jedem straffen Beutel, wie es doch historisch geheiligt ist in unserm Land. Oder daß man ehrfurchtsvoll lausche, wenn ein Schlagwort hallt in den Parlamenten und widerhallt in den Zeitungen — und den Pantoffel küsse seines Parteipapstes, wie es denn Brauch ist im Volke der Deutschen. — Oder einer beginnt zu sinnen, ob es gut tut, sonder Wahl in der Heimat altvertrautes liebes Mutterantlitz Narben zu reißen, weil dem und jenem das Geld besser im Kasten klingt, wenn dieser frischgrüne Waldberg zum staubigen Steinbruch wird, und jener silberne Bach zum stinkenden Kanal, und das freundliche Dorf hier zum schwarzrauchenden Fabrik-

nest. — Ja, manch einer unterfängt sich zu grübeln, ob es nicht also recht sei: daß jeder Mann und jedes Weib teil habe an der Schönheit von des Schöpfers Welt und an ihrem Sonnenschein und ihrem Glück — und ein Stück sein nenne von der Heimaterde, wie Gott sie geschaffen, unbesudelt von der schändenden Gier der Bodenwucherer — ein grünes Stück Erde mit einem wirklichen Dach darauf und dem freien Himmel darüber, daß der frische Hauch seine Kinder rotwangig mache und stark.

O, Peter, es werden mehr mit jedem Tag, die also fragen und ähnlich. Denn jeden Tag sind es neue, denen wir das vom Munde reißen, was sie bisher schläfrig gemacht hat und fett und zufrieden. Ach, Peter, du hast mitgeholfen, sie hungrig zu machen. Nun, da sie Speise fordern, läßt du mich allein."

„Paul," sagte da Peter Reimers — und Helmut Harringa hörte, wie ihm die Stimme stockte — „Paul, ich bin nicht der erste, der geht. Und mancher ist anders gegangen. Sieh, Paul, mein Herz, das bleibt bei euch bis an meinen letzten Tag. Manch' andrer aber, der zu uns gekommen ist mit großen Worten und starkem Schwur, ist dann untreu geworden mit Leib und mit Seele."

„Ja," sagte Volquardsen, „das geht so. Mancher wird müde. Es gibt keinen Baum, der nicht faule Blätter hätte, die abfallen. Aber unser Stamm steht fest im Boden. Und reich im Laub: denn für jedes Blatt, das hinabsinkt zu Staub und Moder, sprießt ein Strauß von frischen. — Ja, Peter, es geht vorwärts: Denn jeder Jochen Jörgensen, den wir geworben, wirbt zehn andre für uns. Und jede Marie Thomsen, der wir die Augen wieder hell gemacht und die Wangen voll und blühend, die geht hin und ruft ihre Schwestern. Und wer den Bauernhof in Frößle gesehen hat — und viele seinesgleichen zwischen Memel und Maas — den Bauernhof in Frößle, wie er damals war, als der schöne Niels auf das flüssige Brot schwor, und wie er nun ist, seit der die Weltkugel mit dem silbernen Gradnetz über sein Hoftor gemalt hat — wer den Hof gesehen hat, in dem fängt es an zu denken, ob er mag oder nicht. — Ja, Peter, es wächst und geht weiter. Niemand und nichts hält es auf. Immer mehr kommen zu uns. Und immer mehr wachsen heran von den Unsern. Denen die heilige Unzufriedenheit im Herzen brennt; und unversöhnlicher Haß gegen die, die dem Volke Gift verkaufen und ihm lügen, es sei Brot; und herbe Verachtung für die vielen, die gar so vielen, unter den

Mächtigen in Kirche und Staat, die tatlos in den Sumpf starren, der sich mählich ausbreitet über das Land. Tatlos und faul und feige. — Ja die Unsern, Peter, die geschworen haben, sich selbst zu helfen und ihren Brüdern. Deren Stimme nicht verhallen kann, weil Gott aus ihr spricht.

Aber du, Peter, du gehst. — Leb wohl, mein Peter!"

Volquardsen stand auf und hielt dem Freunde die Hand hin. Der ergriff sie nicht, aber Helmut Harringa sah durch die Dunkelheit, wie der starke Körper in die Höhe wuchs. Ruckweise, Zoll um Zoll; nun stand er ganz aufrecht. In schweren Stößen arbeitete Peter Reimers' Brust. Beide Fäuste preßte er fest gegen die glühenden, hämmernden Schläfen. Dann ein Atemzug; so atmet einer, dem der Strick vom Hals geschnitten wird, eine Sekunde ehe es zu spät ist. Und dann ein Wort, ein einziges:

„Paul!"

Nun eine Stille. Und dann noch ein Wort, und noch eins, und viele: ein Strom, der eine Schlammbank beiseite wirft.

„Paul, wer sagt, daß ich gehe? Wer sagt, daß ich ein Judas bin? Paul, wer hat das gesagt? Glaub' ihm nicht, Paul, ich bin keiner!"

Mit beiden Händen hält sich Peter Reimers an der Tischplatte fest; die schwere Gestalt zittert wie ein Baum im Sturm. Jetzt wankt sie und verliert den Halt. Sanft läßt Volquardsen den Sinkenden auf den Stuhl zurückgleiten; dann fühlt er, wie sich das bärtige Haupt an seine Brust legt. Peter Reimers schluchzt wie ein hülfloses Kind.

Es ward wieder still im Raum, ganz still. Und dann klang eine Stimme durch das Dunkel, eine feste Stimme, die Helmut Harringa noch nicht gehört.

„Nun hilf mir, Paul, daß meine Söhne mich verstehn und daß sie mir verzeihen."

„Dann kenn' ich deine Jungs wohl besser als du," sagte Volquardsen. „Denn ich weiß, von denen kommt keiner auf den Gedanken, daß er es erst verzeihen muß, daß er der Sohn eines treuen Mannes ist und eines Mannes, der ihn lehrt bei denen zu stehen, die siegen!"

Dann zündete er die Lampe an; Helmut Harringa stand in dem Lichtkreis, Paul Volquardsen trat dicht vor ihn hin.

„Herr Doktor Harringa," sprach er — und es klang stolz und klar — „Sie sind gekommen, weil Sie prüfen wollten, ob Sie

und wir zusammen taugen als Genossen. Ob wir so stark sind, wie Ihr Zorn es will. Sie kamen zu guter Stunde; die hat Ihnen gezeigt, daß der Gedanke, der uns bindet und treibt, stärker ist als der höchste Götze, zu dem die Menschen beten: stärker als das Gold. Ist es an d e r Probe genug?"

Helmut Harringa streckte die Rechte aus. Langsam und fest schloß sie sich um Paul Volquardsens Hand.

„Mit der Welt muß niemand leben,
Als wer sie brauchen will;
Ist er brauchbar und still,
Sollt' er sich lieber dem Teufel ergeben,
Als zu tun, was sie will."

Goethe.

Neuntes Kapitel.

Länger denn ein Jahr hatten sie die Trauerkleider getragen. Heute, am zweiten Oktobersonntag neunzehnhundertundfünf, sah Wilhelm Harringas Haus zum erstenmal wieder Gäste. War es hier zum erstenmal wieder wie in früheren Zeiten, wo fast allsonntäglich, mit den Kindern, den Schwiegersöhnen und andern Verwandten, auch Freunde des Hauses an dem gastlichen Tisch gesessen hatten.

Das Essen war vorüber. Elisabeth Harringa überzeugte sich mit einem raschen Blick, daß sich alles in der holzgetäfelten Halle im Erdgeschoß versammelt hatte, und ließ durch Johann den Kaffee herumreichen. Bald saß man in größeren und kleineren Abständen um den runden eichenen Tisch in der Mitte. Das Licht, das von den beiden Lampen darauf durch rötliche Schirme glänzte, fiel auf den Rauch, der von den Zigarren der Herren emporzusteigen begann. Und auch das war wieder so wie seit alter Zeit in diesem Hause, daß die beiden Geschlechter um diese Stunde nach dem Mahl nicht auseinander gingen: Elisabeth Harringa hatte es nie geduldet, daß sich ihre männlichen Gäste stundenlang im Rauchzimmer absonderten und die Damen, in milden Stumpfsinn gebettet, bei Stadtklatsch und Dienstbotengesprächen allein ließen. Als sie sah, daß alle wohl versorgt waren, ließ auch sie sich in einen bequemen Sessel nieder.

„Wir wären sonst noch zwei mehr gewesen," sagte sie zu ihrer rechten Nachbarin, Frau Alma Rickmers, „aber mein Schwiegersohn Hugo Papendorp und meine Tochter Elisabeth sind noch am Genfer See."

„Eigentlich schade," meinte die Angeredete, „wenn man gerade in diesem Monat reist, wo unser Wetter immer noch am anständigsten ist."

Das war ein gutes Stichwort für eine allgemeine Unterhaltung. Mochten Gespräche über das Wetter anderswo mit Recht als unbedeutend und langweilig verachtet sein, hier in Hamburg lag das anders. Hier hatte das Wetter Charakter. Einen Charakter, der es darum nicht weniger über die Ebene des Gewöhnlichen hinaushob, weil er in nichts anderm bestand, als in unablässigem, unberechenbarem Wechsel. Dieser Charakter, durchaus einzig und in seiner namenlosen Unzuverlässigkeit kaum irgendwo in der Welt wieder zu finden, machte es zu einem Ding wohl wert ernsten und nachdenklichen Redens.

Bei dem heimatlichen Gespräch wurde die Stimmung rasch behaglich. Ein Druck hob sich, der während des Essens noch auf allen gelagert hatte. Der Ernst, den die Schatten, die noch über diesem Hause brüteten, auf alle Gesichter gedrückt hatten, wich langsam von den Zügen.

Noch nicht bei dem Sohn des Hauses. Was heute auf Helmut Harringa preßte, war nicht nur die Erinnerung, der die Umstände mehr Blut liehen als sonst. Auch nicht nur der Anblick des Vaters dort gegenüber, dessen Haltung ungebeugt geblieben war, in dessen Stirn sich aber seit fünfviertel Jahren eine mächtige Furche, wie vom Blitz gerissen, tiefer und tiefer eingegraben hatte. Mehr als beides war es dies, daß er hier im Hause seiner Eltern mit einem Menschen zusammensitzen mußte, gegen den sich jede Faser seines Wesens sträubte: mit Eduard Wendberg.

D a ß der hier war, war ja natürlich. Generalkonsul Brooks und seine Frau waren eingeladen worden; daß Tochter und Schwiegersohn mitgebeten wurden, hatte sich ohne weiteres ergeben. Um es zu hindern, hätte Helmut seinen Eltern sagen müssen, was er über den Mann wußte. Tat er das aber, so geriet der Vater in eine schiefe Stellung zu seinem Freund Brooks und wurde das Gefühl davon nie mehr los. So hatte Helmut geschwiegen.

Einer saß neben ihm, der wußte es, wie ihm zu Mute war. Der junge Rechtsanwalt Doktor Rudolf Willbrandt. Sein guter Bekannter seit der gemeinsamen Dienstzeit in Potsdam. Seit fünf, sechs Jahren sein Begleiter auf manchem fröhlichem Ritt. Und in dem Ernst des letzten Jahres sein Freund geworden. Mit dem hatte er sich einmal über Wendberg ausgesprochen — außer mit Paul Volquardsen nur mit ihm allein.

Während Willbrandt nach einem Gespräch suchte, das den Freund seinen unangenehmen Gedanken entreißen könnte, fühlte er einen leichten Druck auf seiner linken Schulter. Er wandte

den Kopf und stand dann ehrerbietig von seinem Sitz auf: Doktor Gerhard von der Fechte hatte sich erhoben und war, hinter Herrn Rickmers und Helmut herum, an den jungen Berufsgenossen herangetreten.

„Lieber Kollege," redete er ihn freundlich an, „ich muß Ihnen doch noch ein paar Worte über unser letztes Zusammentreffen vor der Kammer für Handelssachen sagen. Sie haben mir wirklich imponiert. Wenn Sie hätten hören können, wie der Direktor der Dynamit-Aktien-Gesellschaft gestern gescholten hat, als ich ihm das abweisende Urteil zeigte. Nun, ich hatte keine Veranlassung, ihm zu verschweigen, wie die Sache steht: daß Sie, lieber Kollege, durch Ihr wirklich großartiges Plaidoyer die beiden Handelsrichter so herum gekriegt haben, daß alle meine Mühe umsonst war. Ich glaube," setzte er lachend hinzu, „die Gesellschaft schafft mich ab und nimmt künftig Sie als Anwalt. Freuen sollte es mich für Sie."

Willbrandt verbeugte sich dankend vor von der Fechte, der ihn ziemlich überragte. Er hatte es nicht hindern können, daß er rot vor Freude geworden war: Einer solchen Anerkennung aus Doktor Gerhard von der Fechtes Munde konnten sich nicht viele rühmen. Und dessen gute Meinung war von entscheidendem Gewicht weit über den Kreis der Berufsgenossen hinaus. Der Mann, der da vor Rudolf Willbrandt stand, war einer der Mächtigen in Hamburg. Wenn man das Wappenbuch von Meyer und Tesdorpf aufschlug, so fand man, daß, in den Jahren von fünfzehnhundertachtundfünfzig bis sechzehnhundertdreiundfünfzig, fünf Männer des Namens von der Fechte im Rate gesessen hatten. Seitdem war der Name aus der Geschichte der Freien und Hansestadt verschwunden. Jetzt schienen die Kräfte der Ahnen in dem späten Nachkommen aufs neue erwacht. Und er war mehr, als einer seiner Vorfahren je gewesen war, wenn er auch nicht im Senat saß, wie einst sie. Seine Freunde und Feinde wußten wohl, warum man ihm den Beinamen „Graf Warwick" gegeben hatte. Denn er war in Hamburg der „Königsmacher" ebensogut, wie es jener Graf in England zur Zeit der beiden Rosen gewesen war.

Er war der allmächtige Führer der konservativen Partei in der Bürgerschaft. Und das bedeutete vor allem, daß niemand in den Senat kam, den er nicht wollte: Das Gesetz, wonach die Senatoren gewählt wurden, machte bei der Gruppierung, wie Hamburgs Parlament sie zeigte, jene Partei zur unumschränkten

Beherrscherin der Senatswahlen. Die Partei aber hieß Gerhard von der Fechte.

Das war das Eine, und das hätte man auch jedermann klar machen können, der die Dinge nur von außen sah. Viel schwerer aber wog das Andre, das nur erkennen konnte wer in hamburgischer Luft lebte: eines solchen Mannes Einfluß im ganzen Leben der Gesellschaft und des Staates. Wie ein hingeworfenes Wort von ihm Landgerichtsdirektoren schaffen, Aufsichtsratsposten besetzen, Laufbahnen eröffnen und sperren konnte. Aber war auch die Zahl seiner Feinde vielleicht noch größer als die seiner ergebenen Sklaven: keiner von ihnen hatte je behaupten können, daß Gerhard von der Fechte seine Macht auch nur einmal anders gebraucht habe, als sein Gewissen gebot.

Jetzt drehte er sich um, und Rickmers war ganz erstaunt, daß das Auge dieses Mannes eines so warmen Ausdrucks fähig war, wie der, womit er jetzt über den Tisch weg seinen Jugendfreund Wilhelm Harringa ansah, während er sagte: „Lieber Wilhelm, am vorigen Montag müssen dir die Ohren geklungen haben."

Wilhelm Harringa lächelte, aber Helmut schnitt es ins Herz, wie trübe solches Lächeln jetzt immer aussah.

„Du kannst dir doch denken," fuhr von der Fechte fort, „daß auch in unsrer letzten Fraktionssitzung nicht nur einmal darüber gesprochen worden ist, wer vor allen andern in der Handelskammer Stimmung dafür gemacht hat, daß der Stettiner „Vulcan" hierher müsse. Und was das für die Sache bedeutet hat. Denn daß der Senat nichts an die Bürgerschaft bringt, was die Handelskammer nicht will, wissen wir doch alle. Es war übrigens ein Vergnügen, wie dann am Mittwoch die Sache durch die Bürgerschaft ging. Keine Nörgelei, kaum eine Debatte. In zehn Minuten der Senatsantrag angenommen. Das macht doch wirklich noch Freude, wie schnell sich solche Dinge bei uns erledigen."

„Wäre auch noch schöner, wenn auch noch bei diesen Sachen gemäkelt würde," mischte sich Generalkonsul Brooks in das Gespräch. „Wenn wir Handel und Verkehr nicht heilig hielten. Leider tun wir das noch gar nicht so, wie wir sollten. Denken Sie an den Fall Schneider, da muß man sich ja schämen als anständiger Hanseat. Sie waren doch, glaube ich, einer von den Richtern, Herr Doktor Harringa, Sie müssen die Sache ja genau kennen."

Helmut berichtete kurz: Schneider, ein Salpetermann wie Brooks, hatte Jahre hindurch eine Firma in Valparaiso, mit der er Geschäfte machte, betrogen. Als die Sache entdeckt wurde,

betrug der Schaden schon mehrere hunderttausend Mark. Während Helmut sprach, beobachtete er mit Teilnahme, wie das Gesicht des alten Brooks einen ganz andern Ausdruck zeigte als sonst. Es kam etwas Edles in die fleischigen Züge: der Mann fühlte das verletzt, woran er glaubte, und was sein Heiligtum war: Die kaufmännische Ehre. „Daß man solche Kerle nicht prügeln kann," stieß er hervor. Dann wurden seine Gedanken dadurch abgelenkt, daß er auf seine Tochter Lili blickte, die mit dem jungen Arzt Doktor Ernst Vasmer neben ihr sprach. Der Generalkonsul fand, daß sie schlecht aussah. Andre fanden das auch: Helmut hatte, schon als er sie heute zuerst erblickt hatte, mit Grauen daran gedacht, daß dies dasselbe Wesen sei, das er noch vor anderthalb Jahren als blühende Braut gekannt hatte. Eine Totgeburt am Anfang des Jahres hatte sie furchtbar mitgenommen, und die zweite Schwangerschaft, in der sie jetzt im fünften Monat war, gab ihr nichts von der schwellenden Kraft und Frische, die gesunden Frauen das keimende Leben in ihrem Schoße verleihen kann. Vor allem aber fiel Helmut eins auf: wie die junge Frau fast in jeder Minute und aus jedem Gespräch heraus einen Blick zu ihrem Manne herüber warf, in dem etwas sklavisch Furchtsames lag. So auch jetzt, während Doktor Vasmer sie fragte:

„Gnädige Frau, Sie können mir gewiß Auskunft geben, was das große Bild dort über dem Kamin eigentlich darstellt. Ich habe zuerst gedacht, es sei die Geschichte von Simson. Aber das kann doch nicht stimmen. Denn der Riese dort auf dem Bilde ist offenbar nicht blind. Und außerdem ist das, was dort zusammenstürzt, ein Holzhaus; ich meine aber aus der Bibel zu erinnern, daß der Palast der Philister in Gasa aus Stein erbaut war."

„Ja, ich weiß ungefähr Bescheid, Herr Doktor," antwortete Lili Wendberg. „Aber wenn ich Ihnen raten soll, lassen Sie sich die Geschichte nicht von mir, sondern von meiner Freundin Hildegard erzählen."

„Tun Sie das," ließ sich Hildegards Mann, der Rat bei der Polizeibehörde Doktor Karl Anderson vernehmen; „wenn meine Frau die Geschichte von Aylert Harringa erzählt, dann loht ihr Familienpatriotismus immer himmelhoch auf."

„Ruhe für Frau Doktor Anderson," sagte von der Fechte, und alle hörten zu:

„Also, wenn ich denn schon Chronik spielen soll," begann Helmuts Schwester Hildegard: „ja, das Bild hat Papa vor zwanzig

Jahren malen lassen. Es hat mit unsrer Stammsage zu tun. Ich weiß nicht, ob Ihnen allen bekannt ist, daß wir Harringa von Haus aus Ostfriesen sind. In Ostfriesland spielt die Sache. So zur Zeit der Karolinger, ich glaube, als Ludwig der Deutsche regierte.

Sehen Sie: Der Mann, der da liegt — dem gerade der brennende Balken auf den fuchshaarigen Kopf fällt, und dem der andre, der Große, den Fuß auf den Hals setzt, das ist der Dänenkönig Erek. Der hatte ein paar Jahre vorher das Land erobert: Sie wissen ja, wie die Normannen damals überall hausten. Also da in Ostfriesland war es ihnen auch geglückt. Und anscheinend sehr gründlich. Denn die unterworfenen Friesen mußten sich die Bedingung gefallen lassen, daß sie in ihren Häusern nur eine einzige Tür haben durften. Die nordwärts sah, nach Dänemark. Und diese Tür, das war die Schmach bei der Sache, mußte so niedrig sein, daß nur ein Zwerg aufrecht hätte hindurch gehen können. Sie können die niedere Tür auch auf dem Bilde sehen, da hinter dem Haufen von Holz und Torf. Na, und Zwerge waren die Friesen damals ebensowenig wie heute. Sehen Sie Papa und Helmut an."

„Ach so," meinte Willbrandt, „dann mußten also die armen Leute immer, wenn sie aus ihrem Haus gingen, eine Verbeugung machen, eine Verbeugung nach Norden, gegen Dänemark hin."

„Ja," sagte Hildegard, „das war die Meinung" und wollte fortfahren, als Vasmer einfiel: „Wenn sie aber von außen in die Häuser hineingingen, war die Ehrung für die Dänen doch entschieden weniger groß."

Hildegard ließ sich nicht stören: „Nun geschah es nach einigen Jahren, daß dem König Erek von den Wachen, die er zurückgelassen in dem unterworfenen Lande, Nachrichten zugesandt wurden. Es gäre unter dem geknechteten Volk. Da gelobte er beim Julfest auf Freyers Eber, er wolle diesen trotzigen Bauern den steifen Nacken brechen oder sterben. Und als es dann Sommer wurde, fuhr er hinüber mit dreihundert Drachenschiffen und zwanzigtausend Dänen. Seine Wachen im Lande konnten ihn nicht empfangen. Die waren von den Friesen inzwischen totgeschlagen. Aber auch Feinde, die seine Landung gehindert hätten, fand er nicht vor. So schiffte er sein Heer aus und ließ es dicht am Meer in Bereitschaft stehen.

Den Hof aber, der der See zunächst lag, ließ er besetzen von zweihundert Kriegern. Denn er wußte von früher her, daß der

Eigentümer ein Häuptling sei in der Gegend. Das war aber, berichtet die Sage, unser Stammvater Aylert Harringa."

„So," sagte Willbrandt, „also der Mann auf dem Bild, den Doktor Vasmer zuerst für Simson gehalten hat?"

„Ja," fuhr Hildegard fort. „Die Dänen staunten nicht wenig, als sie ihn in seinem Hause waffenlos vorfanden. Sie banden ihm dann die Hände.

Die Nacht ward stürmisch und kalt, und der König wollte ein Dach über seinem Haupte haben. Er betrat Aylerts Haus und zechte dort den ganzen Abend mit seinen Mannen. Die unterhielten sich damit, den gebundenen Hausherrn zu verhöhnen, und sanken kurz nach Mitternacht mit ihrem König in den schweren Schlaf der Trunkenen. Ohne alle Furcht: hier drinnen saß der einzelne Feind gefesselt, und draußen harrte ihr eigenes mächtiges Heer.

Sie kannten den Mann nicht. Wußten nicht, weshalb er sie in seinem Hof erwartet hatte, nicht, welches das Zeichen war, auf das Meilen in der Runde die friesischen Bauern harrten.

Als am Nachmittage die Dänenschiffe noch eine Viertelstunde vom Ufersaum entfernt gewesen waren, hatte Aylert Harringa seinen beiden Söhnen Harro und Fokko, die in vollen Waffen von ihm schieden, gesagt: Also es bleibt dabei. Sobald heute Nacht das Haus brennt, dann strömt alles an den bekannten Platz und bricht los.

Und wie nun kurz nach Mitternacht die Balken dröhnten von dem Schnarchen der Königsmannen, da zerriß der gewaltige Friese mit einem Ruck die Stricke, die seine Fäuste schnürten. Einen vorsichtigen Blick warf er hinaus durch die niedere Tür. Sah, daß draußen die Posten ruhig auf und abgingen und sah weiter die ungeheure, regungslose Masse des Feindesheeres am Ufersaum.

Nun verrammelt er die Tür von innen mit Holzscheiten und Torfsoden; er braucht nicht leise dabei zu sein, die drinnen hören nichts.

Dann reißt er ein glimmendes Scheit vom Herd, schwingt es umher bis es zu heller Glut entfacht ist, und wirft es mit mächtigem Schwung auf das Gebälk des Bodens, unter das Strohdach. Wartet drei Herzschläge lang mit angehaltenem Atem, bis oben ein leises Knistern beginnt. Steht noch ein paar Minuten und starrt höhnisch auf die Schlafenden, während schon das Stroh-

dach in die Lüfte prasselt und die Posten von draußen verzweifelt die Tür zu sprengen suchen.

Und wie die ersten brennenden Dachsparren herunter stürzen, da stellt er sich neben das Haupt König Ereks, setzt ihm den Fuß auf den Hals und brüllt in das Knattern und den Qualm hinein den Freiheitsruf seines Volkes: „Eala freya Fresena!"

Hildegard Anderson hielt einen Augenblick an. Das Blut war ihr ins Gesicht gestiegen. Die kleine Familiennarbe darin glühte. Ihr Mann hatte recht: wenn sie diese alte Geschichte erzählte, schlug ihr das Herz hoch.

Alles blickte nach dem Bilde über dem Kamin. Doktor von der Fechte, Willbrandt und Vasmer standen von ihren Sitzen auf und gingen ganz dicht heran. Auch Lili Wendberg machte Miene, das zu tun, wagte es aber doch nicht, als sie sah, daß ihr Mann verstohlen gähnte.

„Und was wurde dann weiter?" fragte Willbrandt, während er sich wieder auf seinen Platz setzte. „Ihr alter Stammvater hat sich doch hoffentlich nicht umsonst geopfert?"

„Nein," antwortete Hildegard, „es gelang alles wie es verabredet war. Das Heer der Dänen, führerlos und noch verwirrt, wurde in der Morgendämmerung überfallen. Sie haben sich zwar einen ganzen Tag lang tapfer gewehrt. Aber es war kein Stehen vor den rasenden Friesen. Und als der freiheitstrunkene, brausende Schlachtruf „Heil Harringa!" die neue Nacht grüßte, da war auch die flammenhell: aber von der Dänenflotte, die am Ufer loderte. Und die letzten Feinde stürzten sich entsetzt ins Meer. Nicht einer hat die Heimat wiedergesehen."

Gerhard von der Fechte stand noch vor dem Bilde. „Der alte Aylert hier sieht dir sehr ähnlich," sagte er zu Wilhelm Harringa.

„Das tut er auch," meinte Elisabeth, „der Künstler sagte, ein besseres Modell könne er nicht finden."

„Du hast uns auch gesagt, Papa, warum du das Bild hast malen lassen," fiel Hildegard ein: „Wir Jungen sollten es später jeden Tag vor Augen haben, damit wir lernten, zu leben nach dem Wahlspruch unserer Ahnen: ‚Lieber tot als Sklaven'".

Wilhelm Harringa strich sich über die Stirn: „So, sagte ich das? Kann sein; es ist zwanzig Jahre her. Ja, ich weiß, ich habe reichlich lange ein bißchen jugendlich empfunden. Offen gesagt, wenn ich jetzt das Bild ansehe, dann habe ich einen gewissen Zweifel, ob unser alter Urahn nicht besser getan hätte, das viele Blut zu

sparen und den König Erek anzuerkennen. Vielleicht war der gerade der Mann dazu, unsern Landsleuten die Disziplin beizubringen, die ihnen immer gefehlt hat. Kann sein, das hätte dem Lande die sechshundert Jahre ewiger Fehden unter seinen Söhnen gespart."

Frau Christine Brooks schüttelte sich: „Mich machen diese alten Blutgeschichten ganz gruselig. Solches Bild könnte ich nicht im Hause haben. Gott sei Dank, daß wir jetzt in ruhigen Zeiten leben."

Doktor Gerhard von der Fechte machte ein ironisches Gesicht. „Sie sehen ja sehr rosig, verehrte Frau. Jedenfalls gibt es Leute, die das ihrige tun, die Zeit unruhig zu machen." Und dann, zu Rickmers und Brooks gewendet, zwischen denen er saß, fuhr er fort: „Ich denke, den Herren wird es auch nicht entgangen sein, was gerade heute vor einer Woche der Staatssekretär Graf Posadowsky Merkwürdiges gesprochen hat."

„Meinen Sie diese unkluge Rede vor dem Vaterländischen Bauverein, bei der Grundsteinlegung in Pankow?" fragte der Generalkonsul.

„Natürlich, was sonst?" antwortete Doktor von der Fechte. „Die Rede, worin die Worte vorkamen: ‚Auch wir andern glauben an einen Zukunftsstaat'. Das darf ein Staatssekretär des Innern nicht sagen."

„Ganz gewiß nicht," stimmte Brooks eifrig zu. „Das kann nur zersetzend wirken, weil es die Begehrlichkeit der Massen aufstachelt. Mich hat diese Rede umsomehr gewundert, als es doch kurz vorher hieß, der Kaiser habe erklärt ‚nun ist die Kompottschüssel voll und vorläufig genug für die Arbeiter geschehen'."

„Wenn dann doch Seine Majestät konsequent wäre und so einen Minister zum Teufel jagte," fuhr Wendberg leidenschaftlich dazwischen. „Damit diese Zuckerbrotwirtschaft ein Ende nehme, die jetzt Mode geworden ist, anstatt daß man der Kanaille die Peitsche zeigte."

„Schneidiger junger Mann," sagte von der Fechte über den Tisch hinüber.

Wendberg nahm den Hieb hin und schwieg; es schien nicht rätlich, gegen den mächtigen Mann aufzutreten. Welche Gefühle den im Innersten bewegten, ahnte er nicht. Daß nämlich dieser Spott die Maske war für ganz etwas andres: Von der Fechte wußte, daß in Wendbergs Gesicht und Erscheinung etwas lag, was ihm selbst ähnlich war. Daß das zu Zeiten so stark hervor-

trat, daß man den jüngeren Mann wohl für den Sohn des Älteren halten konnte. Daß sich ein scharfer Unterschied nur in solchen Augenblicken zeigte, wo sich um Wendbergs Mund der brutale tierische Zug legte, der von der Fechtes Antlitz immer fremd blieb. Er empfand jene Ähnlichkeit als etwas unendlich Widriges. So wie der Mensch es empfindet, daß ihm der Gorilla ähnlich ist. Am peinlichsten ward das Gefühl dann, wenn Wendberg Dinge aussprach, die von der Fechtes eigenen Gedanken nahe kamen; die Bundesgenossenschaft schmerzte.

Erst leise und halb für sich, dann lauter und lauter werdend, fuhr Doktor von der Fechte fort: „Ja, die Begehrlichkeit der Massen. Können wir uns darüber beklagen? Wir haben es ja nicht anders gewollt. Sie lebten dahin, dumpf und glücklich. Die einzigen vielleicht, die glücklich waren. Wir haben sie aufgeweckt. Volksschulbildung! Als ob ein Mensch, der gelernt hat, in den das Streben zur Höhe künstlich hineingebracht ist, noch zufrieden sein könnte mit dem, was diesen vielen das Schicksal nun einmal gibt. Herren und Knechte muß es geben, das ist das Wesen der Welt. Liegt mehr Unvernunft darin oder mehr Grausamkeit, wenn wir die, die Knechte bleiben müssen, so erziehen, daß sie beim besten Willen keine Freude mehr daran haben können, Knechte zu sein?“

Der Generalkonsul Brooks nickte lebhaft und Rickmers sagte: „Ich weiß nicht, Herr Doktor, ob das für unsre Zeit nicht zu weit geht. Aber Eins scheint mir nötig: Unsre Volksschule tut lange nicht genug, um die Menschen bei der Kirche zu halten. Das ist schlimm für den Staat und schlimm auch für die Leute selbst. Ich habe es im eigenen Leben erfahren, wie bequem es ist, daß mir der Katechismus unnütze Grübeleien erspart. Das stimmt ganz gewiß erst recht für die andern, die es im Leben schwerer haben.“

Von der Fechtes Gesicht war sehr ernst.

„Ganz unzweifelhaft,“ sprach er, „da ist der Punkt, wo heute am meisten gesündigt wird.“

Rickmers sah ihn überrascht an. „Das freut mich allerdings ganz besonders, in Ihnen darin einen Bundesgenossen zu finden. Das hätte ich nie erwartet.“

Von der Fechte zog die Augenbrauen hoch. „Warum nicht, wenn ich fragen darf?“

„Na, erlauben Sie mal, Herr Doktor,“ rief Frau Rickmers von jenseits des Tisches herüber, „das ist aber eine wunderliche

Frage. Weil jeder Mensch in Hamburg weiß, wie Sie zu kirchlichen Dingen stehen."

Von der Fechte erwiderte ernst und höflich: „Und was hat denn d a s damit zu tun?"

Wilhelm Harringa sah, wie seinem Sohn, der ihm gerade gegenüber saß, das Blut ins Gesicht schoß. Er warf ihm einen warnenden Blick zu. Aber Helmut achtete nicht darauf, sondern wandte sich scharf gegen Doktor von der Fechte um und sagte in einem Ton, der hart klang: „Verzeihen Sie, das hat ziemlich viel damit zu tun! Sie können doch als ehrlicher Mensch keine Meinung verbreiten wollen, die Sie selbst für falsch halten."

Von der Fechte lächelte freundlich und trübe:

„Als ob ich mich selbst vor fünfunddreißig Jahren reden hörte. Das heißt, da war ich noch jünger als Sie jetzt sind; in Ihrem Alter sah ich schon klarer."

Er erwartete, daß es jetzt so gehen würde, wie es in Hamburg immer ging: daß andre schwiegen, wenn Doktor Gerhard von der Fechte sprach. Und er fühlte es beinahe wie eine freudige Enttäuschung, als ohne jeden Verzug aus dem Munde des jüngeren Mannes die scharfe Antwort erklang: „Jemanden, der seine eigenen Ansichten nicht für besonders klar hielt, habe ich bisher noch nicht gefunden. Wundere mich also auch nicht, daß Sie dasselbe tun. Aber interessieren würde es mich, wenn Sie mich überzeugen könnten, daß Sie in diesem Falle damit recht haben."

Von der Fechte blieb liebenswürdig und ernst: „Gut, ich will's versuchen. Sie werden wissen, daß unser alter Kaiser gesagt hat: ‚Dem Volke muß die Religion erhalten bleiben'. Er hat recht gehabt. Oder wissen Sie ein andres Mittel, Ordnung in der Welt zu halten? Ordnung s o , daß die Diener den Herren gehorchen; und s o , daß sich — die Dienenden nicht untereinander zerfleischen?"

Er beachtete nicht, daß Helmut antworten wollte, und fuhr ohne Pause fort: „Nun, und wenn das schon so ist, so müssen wir eben für das Volk die einzige Religionsform, die bei uns ein historisch Gewordenes ist, bis auf das Tüpfelchen über dem i erhalten, sonst bricht alles zusammen, und wir haben das Chaos."

„Hören Sie, Herr Doktor von der Fechte," rief Elisabeth Harringa über den Tisch hinüber, „das kann ich alles verstehen und ehren, wenn es ein Vorsteher der Sankt Anschar-Kapelle sagt, zum Beispiel unser lieber Freund Rickmers hier. Aber bei

Ihnen begreife ich es einfach nicht. Irrt sich denn die ganze Stadt in dem, was sie über Ihr Glaubensbekenntnis denkt?"

„Gewiß nicht, verehrte Frau," erwiderte von der Fechte. „Ich habe nie ein Hehl daraus gemacht, was ich für mich persönlich denke; das Heucheln hat mir nie gelegen. Und wenn Herr Rickmers es mir nicht übel nimmt, kann ich auch heute abend ruhig in wenigen Worten sagen, wie mein Credo lautet: Ich glaube an das, was die Wissenschaft lehrt, und was ich sehen und begreifen kann. An die ewigen Atome. An die ehernen Gesetze, die sie zusammenzwingen, daß manchmal ein Fels daraus wird, und manchmal ein Baum, und manchmal ein menschliches Gehirn. Und die sie dann wieder auseinanderreißen: daß der Fels birst, und der Baum bricht, und das Gehirn stirbt. Und an die menschlichen Gedanken, die dieses Gehirn, solange es lebt, ausscheidet wie — ja, wie der Körper den Schweiß. Und" — er wandte sich zu Helmut — „können Sie, lieber Herr Doktor, mir ehrlich sagen, daß Sie etwas andres glauben?"

„Gott sei Dank, ja!" sagte Helmut laut, „so wenig Herr Rickmers mich als Rechtgläubigen anerkennen würde." Er mußte einer Rührung wehren, denn ihm kam der Gedanke an Friedrichs Abschiedsbrief. Er empfand es mit Stolz, wie himmelhoch das letzte stammelnde Bekenntnis des todgeweihten Bruders über diesem trüben Glauben des mächtigen Mannes stand. Dem Glauben an ein Dogma, das vor fünfzig Jahren ein paar Gelehrte eifernden Mundes in das Volk getragen hatten. Das die Wissenschaft selber nun längst wieder unter ihre Füße getreten hatte; aus dem aber, tot wie es war, noch Leichengift drang in die Geister auch der Besten.

„Gott sei Dank, ja!" wiederholte er nochmals. „Aber, Herr Doktor von der Fechte, wenn ich nun das glaubte, was Sie glauben, dann, so wahr ich hier sitze, kämpfte ich auch mit allen meinen Kräften dafür, daß d a s gepredigt werde, was ich selbst als Wahrheit erkannt hätte und nichts Andres."

„Jugendlicher Idealismus!" murmelte Brooks in sich hinein. Wendberg gähnte ganz unverhohlen. Aber von der Fechte sprach: „D i e Verantwortung wollten Sie übernehmen? Die Verantwortung für den Umsturz, der dann notwendig folgen müßte? Schon erst habe ich Sie gefragt, ob Sie ein andres Mittel wissen, die Ordnung zu erhalten, als Religion und Kirche, wie sie bei uns historisch geworden sind? Ich habe keine Antwort von Ihnen gehört?"

Er hatte sich erhoben und war dicht vor Helmut hingetreten. Da stand auch der auf; in einer Linie schnitt sein blondes Haar mit von der Fechtes weißem ab.

„Sie haben meine Antwort vorhin nicht abgewartet, Herr Doktor von der Fechte, geben kann ich sie Ihnen. Wie das Mittel heißt? Die Ehrlichkeit. Unmöglich ist es, daß das Weltall an irgend einem Punkte im Widerspruch stehe mit sich selber. Unmöglich also, daß irgend etwas Wirkliches erhalten werde durch etwas andres als durch das Wirkliche, durch die Wahrheit. Wer dem Wirklichen dienen will, dem Erhaltenden, der Ordnung, der muß der Wahrheit dienen!"

„Wer kann das, da keiner sie kennt?" warf Wilhelm Harringa dazwischen, aber sein Sohn antwortete unbeirrt:

„Jeder kann es, der ehrlich ist. Herr Rickmers, wenn er der Kirche dient, wie sie geworden ist in der Geschichte. — Ich, wenn ich *meinen* Gott verkünde. Und Herr Doktor von der Fechte, wenn er die Lehre predigt, daß kein Gott sei. So — aber auch nur so — dient jeder von uns auf seine Weise der Ordnung. So — aber auch nur so — wirkt jeder von uns mit zum endlichen Sieg der Wahrheit."

Gerhard von der Fechte schüttelte den Kopf: „Sieg der Wahrheit! Junger Schwärmer! Stehen Sie erst einmal so lange im öffentlichen Leben wie ich. Dann sprechen Sie anders. Übrigens, wenn ich glauben soll, daß das für Sie mehr als eine Phrase ist, dann sagen Sie mir bitte, was Sie sich unter dem Sieg der Wahrheit vorstellen."

Helmut sah ihn voll an. „Sie brauchten danach vielleicht nicht zu fragen, wenn Sie die Worte des Staatssekretärs, von denen dies Gespräch ausging, nicht nur halb angeführt hätten. Ich habe sie auch gelesen und weiß, daß sie nicht nur lauteten: ‚Auch wir andern glauben an einen Zukunftsstaat'. Sondern daß sie dann weiter gingen: ‚und daran, daß durch unablässige Arbeit zu einer Veredelung unsres Volkes zu gelangen sei. In der Entwicklung, die uns die Zukunft bringen wird, liegt der Zukunftsstaat. Ich glaube an sein Kommen, weil ich an das deutsche Volk glaube'."

„Ja, und was soll das hier?" fragte von der Fechte überlegen.

„Eben Ihnen sagen, was der Sieg der Wahrheit sein wird. Auch ich glaube an das deutsche Volk. Glaube um deswillen auch, daß sich ihm, wie es fortschreiten wird im Werden der Welt,

ein Stück der Wahrheit offenbaren wird nach dem andern. Mag die nun bei Herrn Rickmers liegen, oder bei mir, oder bei Ihnen. Ja und Sie? Glauben Sie denn etwa nicht an dieses Volk? Dann verstünde ich nicht, für wen Sie sich seit dreißig Jahren in unserm Staatsleben mühen und plagen."

Über Gerhard von der Fechtes Gesicht zog ein Zug unendlicher Müdigkeit. „Ich glaube an nichts mehr, als an eine große Flut, die steigt und steigt. Die alles wegreißen will, was ich und meinesgleichen geschaffen haben. Gegen die baue ich Dämme. Ohne Furcht und ohne Hoffnung. Das ist meine Arbeit auf der Welt."

Der Generalkonsul Brooks nahm seine Zigarre aus dem Munde und stieß eine dichte Rauchwolke in die Luft. „Brr, das wird mir zu ernsthaft! Das heißt, recht haben Sie. Natürlich, Dämme bauen gegen die Begehrlichkeit der Massen. Denen es übrigens viel besser ginge, wenn sie nur nüchtern sein wollten."

„Nicht wahr?" sagte Frau Rickmers. „Kein Wunder, daß Frau und Kinder in Lumpen gehn, wenn der Mann den Lohn versäuft."

Wendberg, der rechts neben ihr saß, wandte sich zu ihr: „Scheußlich. Sehen Sie sich mal Sonnabendabends die Straßen in der Altstadt an. Wer einmal dahinein geraten ist, hat genug von Doktor Harringas ‚Deutschem Volk'."

Willbrandt unterbrach ein Gespräch mit Doktor Vasmer und beugte sich in seinem Sessel vor: „Eigentlich wundere ich mich, daß gerade Herr Wendberg das so scharf beurteilt. Als alter Korpsstudent sollten Sie doch im Grunde ein klein bißchen Verständnis dafür haben!"

Wendbergs Gesicht bekam einen offiziellen Zug. „Bitte sehr, da ist doch ein abgrundtiefer Unterschied!"

„Ach, das interessiert mich," fiel die Herrin des Hauses ein. Mann und Sohn wußten, warum die Stimme so bitter klang. „Bitte, Herr Wendberg, den Unterschied müssen Sie mir erklären, den hätte ich schon lange gern gewußt."

„Aber verehrte gnädige Frau," sagte Wendberg, „das ist doch sehr einfach: So ein betrunkener Arbeiter ist eben völlig direktionslos, schreit, macht Radau, kommt mit den Schutzleuten in Konflikt. Der Korpsstudent dagegen: Entweder er kann noch auf den Beinen stehen. Dann tut er nichts, was gegen die Direktion verstieße. Oder er fällt eben um, und tut überhaupt nichts mehr. Das ist ja gerade die Hauptsache bei der Korpserziehung: daß einer sich benehmen lernt unter solchen Umständen."

„Erstaunlich!“ sagte Elisabeth Harringa. Wendberg hielt das für bewundernde Zustimmung.

„Wirklich, Frau Harringa,“ nahm nun sein Schwiegervater das Wort. „Sie können doch unmöglich die harmlosen Jugendfreuden der jungen Leute in einem Atem nennen mit den Pöbelhaftigkeiten, die der Mob im Fuselrausch anstellt. Glauben Sie mir, diese greuliche Trunksucht der Arbeiter bringt auch unserm Handel Schäden, die gar nicht zu berechnen sind. Gott sei Dank, daß jetzt so viel dagegen geschieht. — Ja, so, lieber Doktor Harringa, da können Sie uns ja die beste Auskunft geben. Ich habe mit Vergnügen gehört, daß auch Sie jetzt auf dem Gebiet arbeiten. Habe auch Ihr kleines Buch gelesen über den Fall Claus Mertens. Wirklich mit großem Interesse. Haben Sie nicht auch vor einem Monat einen Vortrag in Dresden gehalten? Ich meine, ich las es in der Zeitung.“

Helmut bejahte.

„Sehr gute Sache,“ sagte Brooks, „wirklich sehr gute Sache! Ich fürchte nur, Sie werden bei den verhetzten Massen wenig Erfolg haben. Die hören doch nur auf ihre sozialdemokratischen Führer, und denen — hahaha — liegt nichts daran, ihre Herde nüchtern zu machen. Werden sich schwer hüten, was meinen Sie, Rickmers?“

Der putzte seine goldene Brille: „Na, ich glaube, da sehen Sie doch reichlich schwarz. Aber jedenfalls bin ich mit Ihnen darin ganz einer Ansicht, daß unser lieber Doktor Harringa da ein wirklich gutes Werk tut.“

Brooks seufzte. „Wenn doch die niederen Stände mehr anerkennen wollten, wieviel aus unsern Kreisen für sie getan wird. So ein Mann wie Sie, Doktor Harringa, opfert da doch eine Menge Zeit. Und bezahlen tut Sie wahrscheinlich auch keiner dafür. Übrigens ich sehe, Sie sitzen da ganz trocken. Warten Sie, ich schenke Ihnen noch einen Hennessy ein.“

„Nein, danke sehr.“

„Aber lieber Doktor,“ drängte Brooks, „Sie werden doch den Hennessy Ihres eigenen Vaters nicht verschmähen. Außerdem,“ fügte er scherzend hinzu, „finde ich es nicht sehr höflich, wenn Sie mir einen Korb geben.“

Er stand auf, füllte ein Glas und reichte es Helmut über den Tisch.

„Bemühen Sie sich doch nicht so, Herr Generalkonsul, ich trinke nichts.“

Brooks sah ihn besorgt an: „Herrgott, fehlt Ihnen was? Sie sind doch nicht krank?"

„Nein," sagte Helmut Harringa, „aber Abstinent. Die Herren haben ja eben minutenlang das Lob meiner Arbeit gesungen. Da können Sie doch nicht gut annehmen, daß ich das, was ich predige, Lügen strafe durch das, was ich tue. Aber ich glaube nicht, daß das die Herrschaften so besonders interessiert..."

„Ganz recht, lieber Helmut," fiel sein Vater etwas unruhig ein, „darin muß ja jeder tun, was er für richtig hält. Was ich sagen wollte, lieber Brooks, haben Sie eigentlich ganz verstanden, was der Kaiser neulich in Rominten hat sagen wollen? Mit der Äußerung zu dem russischen Minister Witte, meine ich. Die klang doch eigentlich ganz auffallend: ‚Wenn die Monarchen viele solche treuen Diener hätten, dann würde man besser von den Monarchien denken'"...

Er irrte sich, wenn er glaubte, eine Antwort zu bekommen. Brooks hatte gar nicht hingehört. Der sah nur ganz starr, mit weitaufgerissenen Augen, Helmut an, stand auf, vergaß sich wieder hinzusetzen, und sagte in einem Ton, aus dem ehrliches Erschrecken klang: „Was, Sie trinken nicht? Den guten Hennessy nicht? Donnerwetter ja, Sie sind mir ja auch schon bei Tisch aufgefallen. Aber ich habe mir nichts dabei gedacht, denn auf so was kommt doch kein Mensch. Dann trinken Sie wohl auch keinen Wein und kein Bier?"

Helmut verneinte lächelnd.

Der Generalkonsul fiel schnaubend auf seinen Sessel. „Aber das heißt denn doch wirklich das Kind mit dem Bade ausschütten. Sagen Sie mir um Gotteswillen, was haben Sie dann eigentlich vom Leben?"

„Ja, das möchte ich auch wissen," klang es von Gerhard von der Fechtes Platz. „Wie muß Ihr Leben leer sein. Ich habe neunundfünfzig Jahre hinter mir. Und wenn ich irgend etwas als wahr erprobt habe, so ist es der Spruch: The best of life is but intoxication."

In den ganzen Kreis war mit einem Male eine Erregung gefahren. Alles sah auf Helmut und wartete, was der nun sagen würde.

Der sagte gar nichts. Sondern dachte. Dachte an Paul Volquardsen. Ob der wohl recht behalten würde.

„Lieber Herr Landrichter," hatte Volquardsen ihm einmal gesagt, kurz nachdem sie Bundesgenossen geworden waren. „Sie

werden noch Ihr blaues Wunder erleben. Wenn Sie nämlich zum erstenmal in eine Gesellschaft kommen, dort nichts trinken, und dann — wenn man sie fragt weshalb — sagen: ‚Weil ich Abstinent bin.‘ Ich verspreche Ihnen: Geschlagene zwanzig Minuten wenigstens wird dann kein Mensch mehr von etwas anderm reden als vom Alkohol. Sie selbst brauchen kein Wort zu sagen. Das ist ganz und gar überflüssig; das Reden besorgen die andern. Von Ihnen verlangt unsre Sache in dem Fall weiter nichts als die kühle Tat und ein dickes Fell.“

Ja, Paul Volquardsen behielt recht. Mit jedem Buchstaben. Niemand hatte Zeit, über Helmuts Schweigen enttäuscht zu sein. Denn keine zwei Sekunden nach von der Fechtes letztem Worte prasselte schon der Redeschauer von allen Seiten, rissen sich die beiden Ehepaare Rickmers und Brooks und selbst der sonst so gemessene Doktor von der Fechte die Worte aus dem Munde. Der Hausherr machte noch ein paar Versuche, den Strom auf ein andres Gebiet abzulenken. Ganz vergebens. Die andern fochten mit der Wut gereizter Tiger. Keiner von ihnen war mit einem Worte angegriffen worden. Aber jeder fühlte so, als sei ihm ein schwerer Vorwurf gemacht, den er, um jeden Preis, abwehrend rächen müsse.

Nun schwiegen die übrigen einen Augenblick, und Frau Christine Brooks' erregte Stimme fand endlich Gehör: „Nehmen Sie es mir nicht übel, Herr Doktor, das finde ich einfach unmännlich. Und wie sollte denn das auf den Universitäten werden, wenn es alle so machen wollten. All' die Poesie, die da begraben werden müßte!“

„Herr Doktor,“ rief Rickmers, „haben Sie eigentlich gar nicht an mein Afrika-Geschäft gedacht? Möchte wohl wissen, was daraus werden sollte, wenn Ihre Richtung obenauf käme. Übrigens kennen Sie die Geschichte von der Klapperschlange?“ Er ließ Helmut keine Zeit zum Antworten und fuhr fort: „Man muß sie eigentlich auf Englisch erzählen. Aber es geht auch so: Also da in Amerika, da haben sie doch in einigen Staaten so ganz verdrehte Gesetze. Damit ruinieren sie Brauer und Gastwirte. Aber natürlich alles Heuchelei. Getrunken wird viel mehr als hier. Also da kommt ein Deutscher in so eine verrückte Stadt, geht ins Gasthaus und will einen ordentlichen Schnaps haben. Der Oberkellner sieht ihn schief an und sagt, so was gäbe es hier doch nicht. Mein Mann kennt aber seine Leute und drückt ihm einen Dollar in die Hand.“

„Jawohl, natürlich,“ unterbrach Frau Rickmers ihren Gatten, „in Amerika sind doch alle Leute bestechlich.“

„Selbstverständlich," sagte Rickmers. „Also der Kellner kriegt gleich ein ganz andres Gesicht und sagt dem Mann, er müsse in die Apotheke dort gleich rechts um die Ecke gehen. Das tut der denn auch. Aber der Apotheker zuckt bedauernd die Achseln: ‚Einen Schnaps kann hier nur jemand kriegen, der von einer Klapperschlange gebissen ist'. Unser Landsmann ist nun inzwischen ganz rasend geworden vor Durst und ruft, indem er ihm zwei Dollars reicht: ‚Dann um Gotteswillen verschaffen Sie mir eine Klapperschlange!' ‚Ja, dann müssen Sie zum Bäcker hier gegenüber gehen, der hat eine'."

Der Generalkonsul Brooks hatte inzwischen, getrieben von heißen Protestgefühlen, drei Kognaks vertilgt. Er war ungeheuer lustig und rief: „Der Bäcker hat eine Klapperschlange. Eine lebendige Klapperschlange! Großartig, großartig!"

„Ja," fuhr Rickmers fort, „aber wissen Sie, was unserm bedauernswerten Landsmann bei dem Bäcker passierte: Wie er eben in die Tür tritt, ruft ihm der schon entgegen: ‚Lieber Herr, ich weiß schon, warum Sie kommen, aber ich kann Ihnen leider nicht helfen. Das arme Tier ist schon auf vierundzwanzig Stunden fest vorausbestellt!'"

Alles brach in schallendes Gelächter aus. Brooks wieherte förmlich und schlug sich aufs Knie: „Famos, famos! das kommt bei der verdammten Heuchelei da drüben heraus. Nun, meine Herrschaften, will ich Ihnen auch eine Geschichte erzählen: Also neulich, da hält unser lieber Doktor Harringa einen Vortrag in Marne. Und wie er fertig ist, da kommt so'n alter Bauer auf die Rednerbühne und sagt: ‚Min Domen un Herrn! De Herr hett ganz recht. Dor hebbt wi jo dat gode Beer un den fein'n Köhm, woto brukt wi den verfluchten Alkohol!' Nein, lieber Doktor, damit lassen Sie uns nur zufrieden: Ich trinke jeden Tag meine Flasche Rotwein zu Tisch und meine halbe Flasche Rheinwein zum Frühstück. Da, mein Hausarzt Doktor Vasmer sitzt neben Ihnen, der kann Ihnen sagen, wie mir das bekommt."

Doktor Vasmer beugte sich zu seinem linken Nachbarn Willbrandt hinüber und sagte dem leise ins Ohr: „Wenn ich dem alten Herrn nämlich sage, daß er in längstens fünf Jahren totensicher seinen Schlaganfall weg hat, schafft er mich ja doch nur ab. Und mein Nachfolger kann's auch nicht ändern."

„Na," schloß Brooks und winkte Helmut freundlich zu, „Gott segne Ihren jugendlichen Idealismus!"

„Ich kann da eigentlich nichts so Scherzhaftes finden, Herr Generalkonsul," sagte Gerhard von der Fechte in gereiztem Ton. „Ich für meine Person, ich nenne das verdrehte Ideologie. Ich sehe ja, was es soll. Natürlich das geliebte ‚Volk' soll wieder einmal ‚gehoben' werden. Man will ein Vorbild geben. Ich kenne das. Ist wieder mal nur ein Beispiel von der verkehrten Richtung, in der unsre ganze junge Generation läuft. Von diesem ungesunden Streben nach sogenannten Idealen."

„Bravo," sagte Brooks.

„Und eine solche Verdrehtheit keine zehn Jahre nach Bismarcks Tode," fuhr von der Fechte fort. Es stand nämlich damals in Hamburg die Meinung in hohem Ansehen, Bismarck sei kein Idealist gewesen.

„Nehmen Sie Vernunft an," schloß von der Fechte, „geben Sie diesen Gedanken von Weltverbesserung und Volksbeglückung einen Tritt. Wenn Sie überschüssige Kraft haben, dann stellen Sie sie in den Dienst Ihrer Standesgenossen und kämpfen Sie gegen den Umsturz."

Auf Wendberg wirkte das wie ein Stichwort. Bisher hatte er kein Wort gesagt, hatte nur eine große Wut stumm hinuntergeschluckt. Die quoll nicht nur aus dem persönlichen Haß gegen Helmut, dem Haß, der an Wendbergs Verlobungstage aufgesprungen war. Die strömte noch weit mehr aus einem tiefen Instinkt: Was in Wendberg kochte, das war das Bewußtsein, daß die Sache, in deren Dienst sich Helmut Harringa gestellt, wenn sie durchdrang, für die Wendbergs keinen Platz ließ auf dieser Erde.

„Ich freue mich," sagte er heiser zu Helmut, „daß Herr Doktor von der Fechte das richtige Wort ausgesprochen hat. Das heißt, ich gehe weiter als er: Was Sie treiben, das *ist* schon Umsturz. Ist eine ungeheuer bedenkliche Auflehnung gegen das historisch Gewordene. Gegen das, worauf unser ganzes Gesellschaftsleben beruht. Vor allem deshalb, weil es ein frevler Angriff ist auf die Erziehung, der Tausende ihr Bestes verdanken, die auch mich zu dem gemacht hat was ich bin, auf die bewährte Erziehung der deutschen Korps. Da sieht man wieder so recht, wie diese Sucht, immerwährend etwas für das Volk zu tun, blind macht für die Pflichten gegen den eigenen Stand.

Der kühle Blick, mit dem Helmut ihn ansah, machte ihn immer wütender; nur mit äußerster Mühe konnte er die Grenzen einhalten, in die ihn der Aufenthalt im elterlichen Hause seines Feindes zwang. „Eins kann ich Ihnen sagen, Herr Doktor," stieß er schließ-

lich noch heraus, „ein paar hundert Schuster und Schneider werden sich ja wohl bekehren lassen zu der neuen Lehre. In Ihren eigenen Kreisen werden Sie Gott sei Dank niemanden finden, der so exaltierte Geschichten mitmacht."

„Meinen Sie, Herr Assessor?" klang eine klare Stimme über den Tisch. „Na ja, die Ansichten sind verschieden."

Erbittert sah Wendberg Rudolf Willbrandt an, der nun fortfuhr: „Sehen Sie mal, Sie nennen das exaltiert. Ich finde es sehr praktisch. Aber wenn es nun exaltiert wäre? Da hat mal ein Mann gelebt, Sie haben seit Ihrer Schulzeit seinen Namen wahrscheinlich längst wieder vergessen. Er hat allerdings seinerzeit allerlei für Deutschland getan, aber es ist beinahe schon hundert Jahre her. Johann Gottlieb Fichte hieß er. Der hat also gesagt: ‚Die Exaltation ist das einzig Ehrwürdige, wahrhaft Menschliche'. Na, Sie kann der Mann nicht interessieren. Aber ich habe nun mal einen Narren an ihm gefressen. Kurz und gut, lieber Helmut, sympathisch gewesen ist mir die Sache immer, seit du dabei bist. Aber es bedurfte Herrn Wendbergs vortrefflicher Worte, um mir zu zeigen, wo ich selbst hingehöre. Von heute an stehe ich an deiner Seite."

„Und ich", sagte Hildegard Anderson, trat auf ihren Bruder zu und reichte ihm die Hand. Als sie sich wieder neben die Mutter setzte, klopfte die ihr auf die Schulter und sagte: „Bravo."

Wendbergs Gesicht wurde blaß vor Wut.

„Finden Sie nicht auch, Herr Doktor von der Fechte," äußerte er mit einem giftigen Blick auf Helmut, „daß Herr Doktor Harringa seine Propaganda wo anders machen könnte, als im gesellschaftlichen Verkehr?"

„Aber verehrter Herr Assessor," lachte Hildegard Anderson vergnügt, „mein Bruder hat ja nicht einen Ton gesagt. Er kann es doch nicht ändern, wenn Sie und Ihr Herr Schwiegervater und Herr Rickmers und Herr Doktor von der Fechte so vortrefflich für ihn werben!"

* * *

Anderthalb Stunden später saß Helmut Harringa mit den beiden Eltern allein in der Halle. Eben hatten die beiden Andersons als die letzten der Gäste das Haus verlassen. Wilhelm Harringa erhob sich von seinem Sitz und stieg die Haustreppe hinauf, die frei in die Halle mündete. Elisabeth hörte, daß die Schritte ihres Mannes schwerer klangen als sonst. Auf dem Absatz angekommen

wo die Treppe wendete, öffnete er das große Drehfenster darüber und machte die Haken fest. Einen Augenblick blieb er stehen und sah in die Herbstnacht hinaus. Dann stieg er wieder hinunter in die Halle, während der Zigarrenrauch zum Fenster hinaus wirbelte.

Unten angekommen trat Wilhelm Harringa hinter seinen Sohn und legte ihm sanft die Hand auf den Arm. Und mit weicher Stimme, in der eine unendliche Liebe klang, sagte der hochgewachsene Mann:

„Mein Junge, mein Junge, ich habe nur noch den einen Sohn. Den möchte ich glücklich sehen und erfolgreich. Aber, daß ich es dir einmal sage: Der Weg, den du jetzt gehst, erfüllt mich mit banger Sorge. Da hast du dich abgeplagt seit einem Jahre, hast all deine beste Arbeit, alles was dir der schwere Beruf noch übrig läßt an Kraft, hineingesteckt in die e i n e Sache. Und der Erfolg? Du sagst immer, er sei gut, wenn du zurückkommst von deinen Vorträgen und deinen Reisen. Stetig wachse die Zahl eurer Anhänger im Volke. Mag sein. Aber ich denke an dich und deine Laufbahn. Laß dich warnen durch das, was heute geschehen. Gerhard von der Fechtes Feindschaft wiegt schwerer hier in Hamburg als Doktor Willbrandts Freundestreue und die Schwesterliebe Hildegards. Laß dich warnen, mein Junge, und kehre um!"

Helmut Harringa erhob sich und sah den Vater liebevoll an. Dann ging er um den Tisch herum bis vor den Kamin. Er hob den Arm zu dem Bilde darüber; der reichte gerade bis zu den Füßen der Hauptfigur.

„Vater," sagte er, „ich möchte dich fragen: Was du jetzt sagst, hätte das auch, vor zwanzig Jahren, d e r Mann gesagt, dessen Bild der Maler hier unserm Ahnherrn geliehen hat?"

Da stand Elisabeth Harringa von ihrem Sessel auf: „Was der Mann gesagt h ä t t e, Helmut? Ich kann dir sagen, was er gesagt h a t:

Wilhelm, zwei Jahre nachdem das Bild fertig war, wurdest du schwer krank. So schwer, daß du meintest, es ginge zu Ende. Und eines Abends, als das Fieber nachgelassen hatte, sprachst du zu mir: ‚Elisabeth, wenn ich sterbe, sind unsre Kinder reich. Dann erziehe du sie so, daß sie dies wissen: Nur e i n e Rechtfertigung kennt unsre Zeit noch für den Reichtum, nur e i n e Bedingung, unter der sie ihn erträgt: Daß der, der reich ist, mehr

leiste für sein Volk als ein andrer. Wer soll in die Bresche treten, dort wo es gilt, wenn nicht der, dem der Reichtum Unabhängigkeit gibt und Macht?‘"

Sie trat zu ihrem Sohn und reichte ihm fest die Hand:

„So, Helmut, sprach dein Vater, als er jung war und stark. Verlaß ihn nicht, deinen Platz in der Bresche. Gott sei mit dir und deinem Kampf!"

— — „verzeiht! Denn doch einmal
Lebt er mit seinen Kindern.
Die Krankheit ist ein Kapital:
Wer wollte das vermindern!"

Goethe.

Zehntes Kapitel.

Der schwere, großgewachsene Mann war ans Fenster getreten und sah hinaus. Was er erblickte, war unerfreulich: In langen Fäden, ganz gleichmäßig, fiel der Regen auf den Asphalt der „Linden" herab, ohne Aufhören, ohne Abwechselung. Schade, daß Berlin sich so darstellte, wenn man nun einmal hier war. Als er gestern morgen in Sturm und Nässe von Flensburg abgefahren war, hatte er eine stille Hoffnung gehegt, die Reichshauptstadt werde im Sonnenschein liegen. Umsonst: Hatte auch in diesem Jahre neunzehnhundertundfünf der norddeutsche Oktober seinen alten guten Ruf gewahrt, der November glich das, wie es sich gehörte, nach Kräften aus. Von den neun Tagen, die er heute alt wurde, war überall nördlich des Mains einer schlimmer gewesen als der andre. — Nun drehte der Mann am Fenster sich um, ganz ruhig und ohne Eile: Von der Spitze der Tafel her, die durch die ganze Länge des mächtigen, saalartigen Zimmers hindurch gedeckt war, war Kommerzienrat Steiners verbindliche Stimme erklungen:

„Herr Direktor Erichsen, wenn ich nun bitten dürfte."

Erichsen blies in seinen breiten roten Bart. Mit zwei Schritten — ganz großen und ganz schweren, wie sie ein seeländischer Hengst macht — stand er an seinem Platz an der einen Schmalseite des Tisches, dem Kommerzienrat grade gegenüber. Sah, wie sich die zwanzig Augenpaare im Zimmer erwartungsvoll auf ihn richteten. Sah, wie sich auf Doktor Detzers Züge wieder die Mischung von Wichtigkeit und Korrektheit legte, die auf dem gemütlichen Bajuwarengesicht eigentlich gar nichts zu suchen hatte. Sah und fühlte das angenehme sachliche Interesse des Ritters von Mayr, des liebenswürdigen Besitzers der weltbekannten

Klosterbrauerei in München, der sich jetzt, ein paar Schritt vom Tisch weg, in einen Sessel schräg hinter dem Kommerzienrat Steiner niederließ.

Immerhin, so ganz besonders nötig war es nicht, die Aufforderung des Kommerzienrats sofort zu befolgen: Ein paar der Anwesenden trennten sich offenbar recht ungern von den Resten des vorzüglichen Frühstücks. Erichsens linker Nachbar, der Weinbergbesitzer d'Aubert aus Bingerbrück, schälte noch mit zierlichen Bewegungen seiner wohlgepflegten Hände eine große Tafelbirne, während Herr Brackmann von der Vereinsbrauerei in Dortmund sich durch die mißbilligenden Blicke seines Gegenübers Doktor Detzer nicht davon abhalten ließ, reichlich laut das Verzehren eines Gravensteiners zu bewerkstelligen. Erichsen sah nicht ein, warum er es schlechter haben sollte, als diese beiden. Er setzte sich, füllte in beschaulicher Ruhe sein Rheinweinglas und trank es mit halbgeschlossenen Augen behaglich aus. Dann schob er seinen Stuhl zurück, erhob sich wieder, und gleich darauf krachte ein bequemer Sessel in allen Fugen unter seinem Gewicht; er und der Ritter von Mayr bildeten nun an der Fensterseite des Raumes zwei gleichartige stattliche Eckfiguren.

Der Kommerzienrat Steiner beobachtete ihn mit wachsender Ungeduld, aber auch mit dem offenbaren Bestreben, ihn nicht zu reizen. Als aber Erichsen nun noch eine Zigarre hervorholte und sie mit liebevoller, umständlicher Sorgfalt in Brand setzte, hielt es der Kommerzienrat doch für geboten, sich in Erinnerung zu bringen und sagte in dem gleichen höflichen Ton wie vorhin:

„Also wenn ich den Herrn Vertreter der Duborgbrauerei in Flensburg nunmehr bitten dürfte, das Wort zu nehmen."

„Na ja," sagte Erichsen, „ich dachte, wir wollten erst den Kaffee abwarten. Aber wie die Herren wollen. Wenn es denn sein muß, kann ja noch mehr gesprochen werden. Ich persönlich hätte, ehrlich gesagt, genug davon. Um halb zehn heute morgen sind wir hier zusammen gekommen, bis ein Uhr haben wir eine Rede nach der andern gehört; Herr Kommerzienrat Fuchs hat uns allein dreiviertel Stunden lang erfreut."

Fuchs aus Danzig, der an Steiners rechter Seite saß, hielt das für ein Lob und strich sich geschmeichelt seinen Kaiser Wilhelms Bart. In Erichsens kräftiger Stimme grollte der Ärger, als er fortfuhr: „Dann haben wir anderthalb Stunden gefrühstückt. Selbstverständlich vortrefflich, wir sind hier ja nicht umsonst im Hotel Bristol. Dabei haben wir dann auch noch manches

gute Wort gehört. Herausgekommen, meine Herren — verzeihen Sie, aber es ist wahr — ist bei alledem bisher nichts. Ich habe mir die Sache anders gedacht, als ich hierher fuhr.

Nein, Herr Kommerzienrat Steiner, Sie wollte ich gewiß nicht kränken. Auf Sie geht das nicht. Daß Sie als der Leiter des größten Betriebes im Deutschen Gärungsgewerbe uns hierher berufen haben, das war nicht nur gut, das war notwendig. Ich hätte höchstens daran auszusetzen, daß es nicht schon viel früher geschehen ist. Und über die Auswahl, die Sie für die Einladungen getroffen haben, weiß ich auch nichts Nachteiliges zu sagen.

Aber mit den andern Herren habe ich es zu tun. Die Herr Kommerzienrat Steiner gut ausgesucht hat, und die nun hier sitzen und reden — na ja, reden."

Ein leises Murren erhob sich, aber es erstickte schnell wieder: Bei einer kleinen Geschäftsordnungsdebatte am Morgen hatte man schon gelernt, daß der Schleswiger recht deutlich werden konnte.

Er sprach weiter: „Diese länglichen Leistungen, meine Herren, die wir heute gehört haben, waren Zeitverlust. Weiter gar nichts. Natürlich, wenn einer von uns knapp und sachlich darauf hingewiesen hätte, was uns hier zusammengeführt hat, das wäre ganz in der Ordnung gewesen. Anstatt dessen ist es immer wieder breit ausgesponnen worden in Sätzen ohne Ende. Gott sei Dank, daß wenigstens Herr d'Aubert einige gute Witze dazu gemacht hat."

Herr d'Aubert blickte sich lächelnd nach dem Redner um und sah den derben Mann mit einem Blick des Verständnisses an. Dann zog er mit einer Bewegung, die gut aussah, aus der Westentasche die silberne Tabaksdose hervor, die schon seinen Urgroßvater, den Emigranten, von Paris in das rheinische Land begleitet hatte. Liebevoll betrachtete er die feine Ziselierung am Rande und führte darauf das Labsal graziös zur Nase. Dann streifte sein Blick nochmals den Flensburger. Er konnte ihn wohl leiden. Das Aristokratenblut witterte schnell, was ein ganzer Kerl war.

Erichsen hatte eine kleine Pause gemacht. Nun fuhr er fort: „Und außerdem war das alles so ungeheuer verwickelt, daß wir schließlich alle — na, ich will mal den richtigen Ausdruck brauchen — konfus geworden sind. Nicht? Na, jedenfalls ging es mir so, und ich habe nicht geglaubt, daß ich so viel schwerer von Verständnis wäre als die andern Herren. Ja, verehrter Herr Kommerzienrat Fuchs, ich kann Ihnen nicht helfen: Was Sie uns in dreiviertel

Stunden vorgetragen haben, was darauf unser Pfälzer Freund, Herr Köllsch aus Neustadt, wenigstens dreißig Minuten lang in allen Tonarten wiederholt hat, was wir dann endlich von den andern Herren bis zum Ende des Frühstücks immer und immer wieder gehört haben, das ließ sich wirklich in fünf Minuten etwas deutlicher sagen. Und ich glaube wahrhaftig: besser, ich tue das noch mal, als daß wir in dieser Unklarheit auseinandergehen."

In der Zimmerecke gegenüber schlugen zwei Hände halblaut aneinander: der Ritter von Mayr klatschte Beifall.

Erichsen tat einen mächtigen Zug aus seiner Zigarre. „Also das Kurze und Lange ist doch dies: Unser Geschäft hat uns bisher gut, na, sagen wir ehrlich, sehr gut genährt. Jetzt sieht es so aus, als ob das nicht so bleiben wollte. Uns scheint etwas zu drohen, was unsre Kollegen im Ausland teilweise schon schwer getroffen hat. Die Kollegen in Amerika meine ich, und in Norwegen, Schweden und Finnland: Der Absatz sinkt, auch bei uns in Deutschland jetzt. Zwar einstweilen nur langsam. Aber, was in jenen andern Ländern geschehen ist, gibt uns Grund zu fürchten, daß wir auch hier immer schneller und immer gründlicher zurückgehen werden. Und wir wissen alle, wann das angefangen hat: Vor ein paar Jahren, als man zum ersten Male südlich der dänischen Grenze das Wort Abstinenz gehört hat."

Zwei tiefe Seufzer klangen durch den Raum; Erichsens Lächeln, von dem man nie recht wußte, ob es wohlwollend oder mitleidig war, ging hin und her zwischen Herrn Dürkheimer aus Koblenz, dem Chef der großen Sektfirma gleichen Namens, und dem Rotweinhändler Vogt aus Hamburg.

„Jawohl, meine Herren, seufzen Sie nur. Ich fürchte, ich fürchte, Sie werden bald noch viel mehr Grund dazu bekommen, wenn wir weiter dabei bleiben, die einfachsten Dinge fünf Stunden lang breit zu treten, anstatt zu handeln. An Stelle all der Predigten hätte ich lieber ein paar Tatsachen gehabt.

Zum Beispiel von den Herren Weinhändlern drei, vier einfache Zahlen darüber, wieviel sie bis jetzt schon verloren haben. Nein, Herr Vogt, Sie dürfen mich nicht unterbrechen, Sie haben uns wohl gesagt, daß Sie sehr viele Schwierigkeiten mit Ihren schwereren Marken haben, aber Zahlen habe ich nicht von Ihnen gehört. Die wären mir aber lieb gewesen. Hätten das ergänzen können, was ich darüber von meiner eigenen Branche weiß: Zwölf Prozent Konsumrückgang in den letzten zehn Jahren; in den ersten sechs Monaten dieses Jahres nach amtlichem Ausweis eine Million

Mark weniger aus der Brausteuer eingenommen, als in der gleichen Zeit des Vorjahres. Na, und so weiter. Ich kann den Herren die gedruckte Zusammenstellung schicken."

Der Ritter von Mayr nickte befriedigt. Gott sei Dank, daß unter den kräftigen Worten des Mannes aus dem Norden, die sich ganz gleichmäßig folgten wie ruhige Hammerschläge, ein andrer Geist in die Leute fuhr, die hier saßen. So fremd ihm die Art des Schleswigers war, so schmerzlich ihm der harte Dialekt in die Ohren klang, er spürte doch ein warmes Gefühl der Zusammengehörigkeit mit dem praktischen Mann. Und wie der Koblenzer klein wurde, dessen hochfahrendes Wesen ihn beim Frühstück so geärgert hatte! — Erichsen strich sich mit beiden Händen heftig den Bart auseinander: „Und nun haben wir immer noch kein Wort darüber gehört, was denn nun eigentlich zu *tun* ist."

Der Kommerzienrat Fuchs sah nervös aus. Der Koblenzer gab sich einen Ruck, und Doktor Detzers Gesicht wurde feindlich. Er erhob sich, schritt hinter den Vorsitzenden und sagte ihm einige Worte ins Ohr; gleich darauf läutete Steiners Präsidentenglocke. „Ich muß den Herrn Redner unterbrechen. Seine letzte Bemerkung kann ich als Vorsitzender nicht unwidersprochen lassen. Die Herren Redner des Morgens haben, wie ich hiermit feststelle, über eine ganze Reihe praktischer Maßregeln berichtet, die teils schon getroffen, teils noch zu treffen sind."

Doktor Detzer ging mit recht gemischten Gefühlen auf seinen Platz zurück, als er in Erichsens breit lachendes Gesicht blickte. Und ihm wurde nicht grade behaglicher, als es nun zu ihm herüber klang: „So, Herr Doktor Detzer, Sie wollen gern, daß ich mich mit Ihnen persönlich beschäftige? Können Sie haben. Sie haben uns hier heute morgen die Weisheit vorgetragen — regen Sie sich nicht auf, ich bin doch zu alt dazu, um mich mit Ihnen zu schlagen — also Sie haben uns dahin belehrt, wir hätten es auf der andern Seite mit lauter Heuchlern zu tun. Nicht wahr, so sagten Sie doch: „Trinken heimlich Wein und predigen öffentlich Wasser?" Na, dann würde doch der Konsum nicht so zurückgehen! Kann mir aber denken, wo Sie das her haben. Instruktion Ihres hohen Chefs. Hätte besser getan, selbst herzukommen, der Reichsfreiherr von Welser-Bentheim. Wird sie noch aufgeben müssen, die vornehme Zurückhaltung, er, und die ebenso hochadligen Herren Brenner, die so liebenswürdig abgesagt haben. Wäre nur sein Vorteil, wenn er einmal höchstpersönlich hier lernen könnte, wie die Sachen wirklich aussehn."

Doktor Detzer machte einen Augenblick lang ein Gesicht, als ob ihn jemand auf den Kopf geschlagen habe. Die fünf Jahre Geschäftsführerdienst in der Frankenbrauerei in Nürnberg hatten ihn gewöhnt, zu seinem freiherrlichen Chef sehr tief von unten hinauf zu sehen. Aber dann hatte er eigentlich Lust, dem unhöflichen Mann da drüben die Hand zu schütteln. Es war doch auch wieder herzerfrischend, mal so was zu hören.

Erichsen merkte wohl, daß der junge Gärungschemiker ihn mit einem Male ganz freundlich ansah, und seine Stimme klang fast herzlich, als er nun sagte: „Na, nichts für ungut, Herr Doktor, grade dieses Reden von der Heuchelei ist so gefährlich für uns, weil es uns zu so falschen Taten führt.

Sehen Sie, da hat Herr Kommerzienrat Steiner in seiner Begrüßungsrede sehr viel Rühmens gemacht von unsrer Macht über die Presse. Stimmt ja auch, Gott sei Dank: manche Zeitung kommt nah an den Bankerott, wenn wir ihr die Annoncen sperren, und jede spürt dann, daß ihr die Butter knapp wird. Die beste Waffe von der Welt. Aber leider nur: die Herren können sie nicht führen."

Steiners Ärger begann nun doch, seine Scheu vor dem überlegenen Manne zu besiegen. Er klingelte heftig: „Ich muß den Herrn Redner nochmals unterbrechen. Ich kann nicht solche Behauptungen durchlassen, die einfach unrichtig sind. Hat denn Herr Direktor Erichsen seit zwei und einem halben Jahre gar nichts mehr gelesen? Geradezu glänzend hat sich die Presse bewährt. Natürlich, ein paar Eigenbrödler muß es immer geben, aber sonst: eingeschwenkt sind sie auf unser Kommando, die Zeitungen, wie eine Kompagnie gutgedrillter Rekruten. Ich meine wirklich, mehr an Schimpf und Spott, als in neun Zehnteln der großen Blätter über unsre Schädiger ausgegossen ist, kann auch Herr Erichsen nicht verlangen."

Erichsen lächelte geringschätzig. „Und unter all dem Lärmen und Hurrarufen ist unser Geschäft immer schlechter geworden. Da liegt ja die Verkehrtheit. Herr Doktor Detzer hat eben unrecht: wir haben es nicht mit Heuchlern zu tun. Ja gewiß, Heuchler könnte man abschrecken mit etwas Geschrei in den Zeitungsspalten. Aber die Leute sind leider Gottes von ganz anderm Kaliber. Kennen die Herren meinen Landsmann Paul Volquardsen? Sie Herr Vogt? Na ja, natürlich; er lebt ja jetzt in Hamburg. Dann haben Sie doch die Güte und erzählen Sie mal den andern Herren, ob der danach aussieht, daß er vor ein paar

Dreckspritzern wegläuft. Abbürsten tut er sich und uns auslachen. Ja, meine Herren, so kann das eben nichts werden: Keine Ahnung, w e r uns gegenüber steht, und immer ins Blaue hinein gepulvert. Gewiß, lieber Herr Dürkheimer: Selig sind die Bescheidenen, denn sie sind zufrieden mit Antworten, wie Sie schließlich eine von dem Oberpräsidenten bekommen haben auf Ihre Beschwerde über den Regierungsrat Weber. Beinah' so ein Erfolg, wie der Husarenritt des verehrten Kommerzienrats Fuchs gegen den Schularzt Doktor Marcuse! Herrschaften, laßt doch die Angebereien, die Behörden zeichnen doch nicht darauf, die haben einmal keine Lust mehr, unsre Geschäfte zu besorgen. — Ja, Herr Kommerzienrat Steiner, schade, schade, daß ich Ihr Gesicht nicht heute über acht Tage sehen kann: Ist gewiß ganz fein eingefädelt, was Sie da vorhaben gegen den Doktor Harringa in Hamburg: Also vorgestern die acht Folioseiten Beschwerdeschrift mit den fünfhundert Namen darunter an die Hamburger Justizverwaltung, und morgen früh ein fulminanter Leitartikel im ‚Berliner Telegraphen'. Ganz gut und schön, wenn der Mann ein Lappen ist. Wenn aber nicht..." Erichsens Stimme wurde lauter: „Wissen Sie, meine Herren, wie mir all diese Geschichten vorkommen? Wie wenn Indianer mit Flitzbogen auf Panzerschiffe schießen."

Steiners Hand zitterte vor Erregung, als er nach der Klingel griff: „Ich möchte den Herrn Redner dringend bitten, sich zu mäßigen..."

Was er sonst noch sagen wollte, wurde ihm abgeschnitten durch ein dröhnendes „Zum Teufel auch!" Erichsen hatte sich erhoben und stand breit und schwer vor seinem Sessel. „Ich stelle der Duborgbrauerei die Spesen für die Reise hierher nicht d a f ü r in Rechnung, daß ich hier Süßholz rasple. Entweder die Herren hören das an, was ich zu sagen habe, oder sie lassen es bleiben. Ich fühle gar kein Bedürfnis, irgend jemandem Liebenswürdigkeiten zu sagen. Sie sollten von mir hören, was meiner Meinung nach verkehrt gemacht worden ist bis jetzt. Und nun will ich Ihnen sagen — sagen innerhalb sechs Minuten — was hilft. Dann machen Sie, was Sie wollen."

Um den Mund des Ritters von Mayr legte sich ein zufriedener Zug, während sein Auge über die Gestalten glitt, die um den Tisch saßen. Ein Glück, daß in dem Mann, der die praktischen Ideen hatte, auch der stärkste Wille wohnte hier im Zimmer. Da war keiner mehr, der wagte, sich aufzulehnen: In grimmiger Beschämung sah Steiner vor sich nieder auf den Tisch. Brack-

mann kraute seine Glatze; Doktor Detzer spielte mit der Uhrkette. Alle aber horchten mit angehaltenem Atem.

Erichsen hatte sich wieder niedergelassen. Jede Spur von Erregung war aus seiner Stimme geschwunden, die nun ganz gleichmäßig weiter tönte:

„Alles kann noch gut gehen, meine Herren, wenn wir nur endlich aufhören, uns blauen Dunst vorzumachen. All diesen Unsinn von der Gefährdung des deutschen Volkes durch die Bedrohung seiner nationalsten Gewerbe. Und so weiter. Sehr schön im Reichstag und in Volksversammlungen, aber hier sind wir unter uns. Wir sitzen nicht dazu hier, um über das Wohl des deutschen Volkes zu beraten, sondern dazu, um darüber nachzudenken, wie wir das Vertrauen rechtfertigen, das unsere Aktionäre in uns setzen.

Das wäre das eine. Und dann müssen wir darüber Bescheid wissen, was das denn eigentlich für Dinge sind, mit denen die Leute arbeiten, denen wir zu Leibe wollen. Wenn es irgend jemanden in der Welt was angeht, dann geht es uns was an, daß in den Staaten und Städten Amerikas, wo die Gesetze unser Geschäft verbieten, so und so oft über den Gefängnissen eine weiße Flagge weht, zum Zeichen, daß niemand drin sitzt. Wenn irgendwer in der Welt es wissen muß, daß bei allen Wettkämpfen um den Preis körperlicher Tüchtigkeit immer die siegen, an denen wir keinen Pfennig verdienen, dann müssen wir's wissen. Und wenn es irgend jemandem nicht unbekannt bleiben darf, daß die Leute, die unsre Ware grundsätzlich verschmähen, so durchschnittlich ihre sechs bis sieben Jahr länger leben als die andern, und wenn die auch noch so mäßig sind, dann sind wir das. Bitte, Herr Doktor Detzer, regen Sie sich nicht wieder auf. Ersuchen Sie lieber Ihren reichsfreiherrlichen Chef, daß er mit Ihnen einmal die englischen Lebensversicherungstabellen studiert, damit Sie sich nicht mehr über Sachen wundern, die wir uns alle längst an den Schuhen abgelaufen haben sollten.

Warum wir das wissen müssen? Herr Gott, damit wir ermessen können, wie diese Sachen wirken, wo sie bekannt werden. Und damit wir begreifen, daß es überhaupt nur noch einen Schutz für uns gibt: Dafür sorgen, mit allen Kräften dafür sorgen, daß die Sachen nicht bekannt werden. Und daß sie womöglich wieder vergessen werden, wo man sie schon weiß. Sehen Sie, Herr Kommerzienrat Fuchs, ich glaube, Sie fangen an mich zu verstehen. Na, dann werden Sie hoffentlich auch die Konsequenz

aus der Sache begreifen: Eine Zentralgeschäftsstelle haben wir zu gründen, hier im Mittelpunkt des Reichs, hier in Berlin. Die zielbewußt arbeitet. Und energisch. Und vor allem mit sehr reichen Mitteln.

Wir vom Gärungsgewerbe leiten sie; jeder Angestellte hat auf das strikteste unsern Weisungen zu gehorchen: bei sofortiger Entlassung und hoher Konventionalstrafe.

Aber wir exponieren uns nicht dabei. Denn nach außen treten wir nicht hervor: daran, daß das unbedingt vermieden wird, hängt der Erfolg. Soweit das Publikum von dem Unternehmen überhaupt erfahren muß, erscheint das als eine Gruppe unabhängiger Ärzte und Journalisten. Dies Berufsgeheimnis hat jeder, den wir anstellen, unbedingt zu wahren; das ist erster und oberster Befehl für ihn, sei er Zeitungsschreiber oder Arzt."

Herr d'Aubert wagte eine schüchterne Bemerkung: „Werden wir denn auch Ärzte bekommen können?"

„Viele," sagte Erichsen ruhig, „der Geldmangel im Ärztestand ist sehr groß." Dann fuhr er fort: „Die Geschäftsstelle hat zwei Aufgaben. Zunächst gibt sie eine eigene Zeitung heraus. Wahrscheinlich mit erheblichem Nutzen. Denn die Gastwirte werden sie bezahlen: als Abonnenten und als Inserenten. Das ist leicht zu erzwingen, weil sie fast sämtlich ihr Mobiliar von irgend einem unsrer Kollegen auf Abzahlung haben, und vielfach mit den Raten rückständig sind; ganz Widerspenstigen können wir den Bierbezug sperren.

Die Wirte haben auch dafür zu sorgen, daß die Zeitung von ihren Gästen ordentlich gelesen wird. Von dem kleinen Mann, der die Wirtschaften besucht. Den soll sie uns warm halten, auf dessen Geschmack ist sie zuzuschneiden. Sie muß also einigermaßen gelehrt aussehen: der Zug im Volk geht nach Wissenschaft und Aufklärung. Dann ist ein Titel nötig, der klingt und etwas Freudiges an sich hat. Ich denke etwa: ‚Das Leben', oder ‚Durch Nacht zum Licht'. Im Inhalt darf der Zweck nicht zu aufdringlich hervortreten. Besonders in den ersten Nummern — und überhaupt in jeder Nummer auf den ersten Seiten — ist möglichst viel Anziehendes andrer Art zu geben. Interessantes, das zum Weiterlesen reizt. Pikantes. Das Thema ‚Mann und Weib' ist mannigfach zu behandeln; in Prosa und Vers — auch in Bildern. Rubens zum Beispiel — in geeigneter Wiedergabe. Für die Aufsätze Überschriften wie: ‚Der Nimbus der Jungfräulichkeit',

‚Sehnende Sinne‘, ‚Geruchsempfindung und sexuelles Gefühl in ihrem Zusammenhang‘ ...“

Der Ritter von Mayr sah mit Interesse, wie erschreckte und fragende Blicke hin und hergingen. Der kleine Brackmann aber warf mit entschlossenem Ruck alle Furcht beiseite und sagte energisch: „Herr Erichsen, das ist nicht Ihr Ernst. Ich seh’s an Ihrem Gesicht: Sie ekeln sich ja selbst!“

„Sehr,“ sagte Erichsen trocken. Aber dann klangen die Worte scharf und bitter: „ich wüßte nicht, daß mir der Zustand besonders neu wäre. Übrigens will ich niemandem geraten haben, das Blatt vor die Augen meiner Kinder zu bringen. Aber“ — und die Stimme war wieder so beherrscht und beherrschend wie vordem — „hier sind wir nicht zusammen gekommen, um Moral zu verbreiten, sondern um geschäftliche Notwendigkeiten zu beraten. Und wenn die Herren in Betriebsfragen Ethik entwickeln wollen, statt Realpolitik zu treiben, sollten sie lieber von Anfang an die Geschäftsunkosten sparen. Also bitte, keine Sentimentalitäten: das Blatt muß gelesen werden; wie das erreicht wird, haben Sie gehört. Wenn dann in der Sache selbst unsre Ärzte nur einigermaßen ihre Pflicht tun — und dafür kann gesorgt werden, meine Herren, verlassen Sie sich darauf — dann machen wir vortrefflich Stimmung, auf die Dauer bei Millionen.

Wichtiger ist das zweite: wie die Geschäftsstelle die Tagespresse zu behandeln hat. Und da wird die erste Order heißen: Weg mit den Schimpfartikeln! Die ja zwar Herrn Kommerzienrat Steiner so gewaltig imponiert haben — vielleicht auch mal hier oder da einem, der die Geschichte noch nicht gewöhnt ist, ’ne böse Stunde bereiten — aber schließlich doch nur Reklame machen für unsre Feinde. Die Tagespresse ist zu ganz andern Dingen da. Hat positive Arbeit zu leisten: hat das Publikum so zu erziehen, daß es ein guter Abnehmer für uns bleibt. Das heißt praktisch: die Geschäftsstelle hat zu arbeiten als Nachrichtenzentrale für die deutsche Presse. Hat der zweckentsprechendes Material regelmäßig zugehen zu lassen. Mit der höflichen, aber sehr entschiedenen Erklärung, daß baldiger Abdruck dringend erwünscht, Aufnahme von Entgegnungen aber wenig empfehlenswert sei.

Vorsichtig braucht man dabei nicht weiter zu sein. Die meisten Blätter werden sich schön hüten vor Widerspenstigkeit. Gott gnade dem Inseratenteil der Zeitung, die nicht pariert. Womit ich übrigens nichts dagegen gesagt haben will, daß wir, wenn’s

verlangt wird, die Aufnahme der Artikel in den redaktionellen Teil mit der ortsüblichen Annoncengebühr bezahlen. Das ist gar nicht allzu teuer, wenn die Geschäftsstelle von vornherein auf zwei- bis dreitausend Zeilen jährlich abonniert: der Rabatt ist dann sehr bedeutend. — Und die Leser? Na, meine Herren, hat einer von Ihnen schon mal die Grenze dessen gefunden, was sich ein deutscher Leser von seinem Leibblatt gefallen läßt? Und übrigens: alle edlen Gefühle sollen mit uns arbeiten; mindestens dreimal im Quartal muß ein schönes Lob der Mäßigkeit durch das Vaterland klingen. Dabei haben wir uns noch immer gut gestanden: Denn unmäßig ist immer nur der andere, und wir leben von dem was jeder selbst trinkt."

Ein Lächeln des Verständnisses zog über alle Gesichter. Selbst Steiners Züge verloren für zwei Sekunden den grollenden Ausdruck. Erichsen fuhr fort: „Also vor allem lassen wir recht viel Interessantes aus Nordamerika berichten. Das wirkt vortrefflich, dann kommen sich unsre braven Landsleute so erhaben vor. So in der Art etwa, daß irgendwo im Staate Maine bei einem bekannten Führer der Prohibitionsbewegung eingebrochen wird; die Einbrecher aber werden schnell vom Schicksal ereilt, denn die Polizei findet sie schwer betrunken im Keller des Hauses: unter fünfzig Branntweinfässern, dem Geheimlager des Hausherrn, woraus er sich und die heuchlerischen Mitbürger versorgt hat. — Oder daß in einer Stadt des Westens — je unbestimmter, desto besser für die Phantasie — das Schulhaus an zu brennen fängt, und niemand löscht, weil keine Feuerwehr da ist: denn man kann keine mehr bezahlen, seit die Trockenheitsfanatiker die Wirtschaften geschlossen haben, die bisher die Steuern aufbrachten; so müssen achtzig Schulkinder elend verbrennen. — Und Histörchen aus Norwegen. Will mal sagen so: in den Gegenden, wo sie dort Wein, Bier und Branntwein verboten haben, da trinken sie jetzt Parfüms dafür, Eau de Cologne und so was, oder Petroleum. Die Bevölkerung degeneriert sichtlich. Die Regierung sucht vergeblich nach Abhilfe. — Und vor allem eins nicht zu vergessen: Statistiken und Aufsätze berühmter Gelehrter! Die lassen sich geradezu glänzend verwenden, meist brauchen nur drei, vier Sätze weggelassen zu werden, oder zwei Zahlen miteinander vertauscht, und wir haben ein Material, das sich sehen lassen kann."

Der kleine Brackmann strich sich zweimal heftig mit den Händen über den kahlen Kopf. Dann rief er dazwischen: „Das machen Sie gefälligst allein, Herr Erichsen. Wir sind ehrliche Leute."

Er duckte sich vor den zwei blauen Flammen, die aus Erichsens Gesicht schossen. „In drei Teufels Namen, Herr! Danken Sie Gott, wenn Sie so ehrlich sind wie ich. Wofür sind Sie denn angestellt, wofür beziehen Sie Ihr Gehalt? Für dasselbe, sollte ich meinen, wie ich. Ist das so? Dann seien Sie gefälligst ehrlich da, wo Sie es zu sein haben. In der Sorge für den Verdienst derer, die uns ihr Geld anvertraut haben. Für den sind Sie verantwortlich vor Gott und Menschen. Sonst für nichts. — Ja, mein lieber Herr Brackmann," sagte er dann milder und sah den Kleinen mit einem Blick an, der halb Wohlwollen war und halb Bitterkeit, „ich hätte ganz gern andre Pflichten in der Welt. Wenn Herr Volquardsen seine Haut mit meiner tauschen will, ich zieh' sie an. Lieber heute, als morgen: es muß sehr schön sein, wenn man tun kann, was man für Recht hält und sagen, was man denkt. Aber ich fürchte, er will nicht, und glaube beinah': mit Grund. 's ist ein eigen Ding, wenn man von seinem Vater nichts erbt, als eine Brauerei, die man nicht verkaufen kann, erstens, weil man nichts andres gelernt hat, als das Geschäft, und zweitens, weil sie dicht vor dem Konkurs steht — das Leben des alten Herrn war nämlich noch glänzender gewesen, als seine Einnahmen. — Bei der man also froh sein muß, wenn sich ein paar Seelen finden, Seelen mit Vertrauen und Kapital, die sie „gründen". Das heißt: Aktien habe ich nicht abbekommen dabei: nur den Kontrakt als Direktor — mit zweijähriger Kündigung. Wollen Sie mir gütigst sagen, wovon ich die Prämie bezahlen soll für die Lebensversicherung zu Gunsten von Frau und Kindern, wenn ich den aufgebe? Oder wenn der Aufsichtsrat eines Tages findet, ein andrer verstünde die Sache besser, als ich? — Also ich muß wohl bei der Stange bleiben. Und, lieber Freund, Sachen halb tun, überlass' ich andern."

„Also meine Herren" — damit trat er an den Tisch und legte seine rechte Hand schwer darauf — „so ist die Sache zu machen. Oder vielmehr richtiger, so wird sie gemacht: Sie haben vielleicht erst nicht bemerkt, daß ich während des Frühstücks mit Herrn Ritter von Mayr zehn Minuten lang draußen auf dem Korridor war. Ich hatte genug gehört heute morgen, und wollte auf alle Fälle verhindern, daß wir hier ohne Ergebnis auseinandergingen. Na, und Herr Ritter von Mayr ist damit einverstanden, was ich Ihnen jetzt sage:

Wir beiden sind einig. Für die nächsten fünf Jahre zahlen die Duborgbrauerei in Flensburg und die Klosterbrauerei in München jährlich je zehntausend Mark für das Unternehmen. Einen ge-

eigneten Mann für die Leitung habe ich an Hand. Sein Personal kann sich der selbst aussuchen, unsre Genehmigung vorbehalten. Das Lokal miete ich heut' nachmittag.

Nun tun Sie, was Sie für richtig halten. Herr Ritter von Mayr schreibt mir das Ergebnis nach Flensburg. Adieu, meine Herren, ich möchte trotz des miserablen Wetters noch etwas von Berlin sehen."

Die andern saßen noch zwei Stunden später mit roten Köpfen auf ihren Plätzen. Ohne Fuchs und Steiner zwar, denn Ärger und Erschöpfung hatten diese beiden schon gleich nach Erichsens Abgang hinausgetrieben. Aber weitere siebzigtausend Mark jährlich waren auch so gezeichnet.

* * *

Um dieselbe Zeit betrat im Hause des „Berliner Telegraphen" in der südlichen Friedrichstraße ein junger Mann mit klopfendem Herzen das Privatzimmer des Chefredakteurs. Der erhob sich und schüttelte dem Jüngeren, zu dessen Erstaunen, kräftig die Hand.

„Bravo, lieber Kollege, das haben Sie glänzend gemacht. Herr Harringa in Hamburg wird sich freuen morgen früh. Nun können Sie's ja wissen: Der Artikel sollte Ihr Probestück sein, sozusagen. Sie bekommen die freie Stelle mit den sechstausend Mark Gehalt. Empfehlen Sie mich Ihrer Braut. Nun heißt sie ja wohl bald anders."

In das schmale, abgearbeitete Gesicht des jungen Mannes stieg das Rot der freudigen Überraschung. Er fuhr sich über die Augen, machte eine tiefe Verbeugung und ging rückwärts auf die Tür zu. Aber zwei Schritte davor machte er Halt. Der Chefredakteur, der schon wieder an seinem Schreibtisch saß, blickte auf.

„Kann ich Ihnen noch mit etwas dienen, lieber Kollege?"

Der junge zögerte noch einen Augenblick. Dann sagte er stockend: „Herr Doktor, gestatten Sie mir eine Frage. Halten Sie mich nicht für undankbar. Aber ich komme darüber nicht weg."

Der Chefredakteur sah ihn voll Interesse an. „Aber bitte, lieber Kollege, genieren Sie sich nicht. Sie wissen doch nun, was ich von Ihnen halte. Kommen Sie, nehmen Sie Platz."

„Also, Herr Doktor," kam es langsam heraus, „sehen Sie mal, unsre Zeitung trägt jeden Tag an ihrem Kopf die Worte: „Für Volk und Freiheit". Und — wissen Sie — da sind mir so Gedanken gekommen, ob der Artikel, den ich da geschrieben habe, eigentlich

dem Volk dient und die Freiheit fördert. Ich fürchte, er tut das Gegenteil."

Der ältere Mann hatte sich weg gewendet. So konnte sein Untergebener nicht sehen, daß einen Augenblick lang ein heller Zug über das Gesicht flog, wie sonnige Erinnerung an eigene Jugend. Aber als er den Fragenden wieder ansah, da lag eine seltsame Kälte über den Runzeln und den Furchen, die die Jahre und der harte Daseinskampf gerissen hatten. Wortlos trat er an einen Nebentisch, ergriff die heutige Morgenausgabe, die dort lag, drehte sie um und hielt dem jungen die letzte Druckseite dicht vor das Gesicht. Der sah und verstand: In riesigen fetten Lettern, die ganze Seite einnehmend, prangte dort eine Annonce der Sektfirma Dürkheimer in Koblenz.

„Alle vierzehn Tage," sagte der Chef langsam. „Jedesmal achthundert Mark nach Abzug des Rabatts. Vier andre machen's ebenso. Und dann die Hunderte von kleinen. Ich hoffe, lieber Curtius, ich habe Sie nicht überschätzt."

„Es ist ein sehr schwerer Moment im Leben, in welchem man die offene Todfeindschaft des Bösen, in Menschen verkörpert, gegen sich gerichtet sieht."

Hilty.

Elftes Kapitel.

Der Morgen des zehnten November war herabgestiegen. Der weiße Seenebel lag über der Ebene, weit, weit landeinwärts. Die Hansestadt hatte er ganz eingehüllt. Und in ihm fielen unablässig ganz kleine feine Wassertropfen. Kein Rock hielt sie ab und kein Gewand; wer hinausging in die weiche Undurchdringlichkeit der herabgesenkten Wolke, dem drang das spitze Prickeln bis auf die Haut.

Bürgermeister Hermann Timmermann achtete nicht darauf. Heute so wenig wie je in den letzten fünfundzwanzig Jahren gab er irgend einem Wetter die Macht, seinen Morgengang zu hindern, den Gang unter den hohen Ulmen am Alsterufer von Fontenay. Der neunte Schlag der Morgenuhr fand ohne Fehl den nun fast Achtzigjährigen am Schreibtisch seines Arbeitszimmers in dem einfachen ländlichen Haus dort hinten der großen Wiese. Aber die Stunde von acht bis neun gehörte ihm. Ihm und der Einsamkeit. Mochte sich der Wust der Staatsgeschäfte berghoch um ihn türmen, mochte ihm der Staub hineinkriechen in jede andre Minute des Tages, und wenn es sein mußte, der Nacht: Die eine Morgenstunde ließ er sich nicht rauben, auch nicht von Regen und Wind. Und nicht von der Arbeit und den Menschen. Denn aus dieser einsamen Stunde quoll ihm die Kraft, die die andern nicht verstanden, und die sie ihm neideten. Aus der Stunde und dem Ort. Der eine stille Insel war mitten in den Wogen der wachsenden Weltstadt, die höher brandeten Tag für Tag: durch eine Kette glücklicher Fügungen war hier, keine Viertelstunde weit vom schlingendsten Strudel der Geschäfte, ein gesegnetes Eiland bewahrt geblieben, mit Hecken und Wiesen, stillem Baumschatten und geruhigen Häusern, die fröhliche Menschen umschlossen.

Bis vor fünf Jahren war in dieser Morgenstunde neben Hermann Timmermann eine zweite Gestalt dahingeschritten, einen Kopf kleiner als der riesengroße Mann, aber die dichten Flechten ebenso weiß wie sein Haupthaar — — — bis vor fünf Jahren, als die Novembernebel fielen.

Nun stand der Wanderer still und kehrte seine Brust dem Wasser zu. Mit der Rechten zog er den schwarzen Schlapphut vom Haupt, und wie er das Prickeln der Wassertropfen durch das immer noch dichte, schöne Greisenhaar hindurch fühlte, atmete er dreimal tief auf. Ob Sonne, ob Regen, es war doch die eine Stunde, wo er eins sein durfte mit der Natur.

Drei Schritt vor seinen Füßen schlug die Alster mit ganz kleinen, ganz leisen Wellen an die schräge Grasböschung. Über ihr lag es weiß und gestaltlos. Von drüben, wo der einsame Mann die städtischen Häuser von Sankt Georg aufsteigen wußte, dunkelte es undeutlich hindurch wie eine Bergwand. Über der hob sich Eines deutlicher ab, so deutlich wenigstens, daß der Wissende erkennen konnte, was es war: Die Spitzkuppel des Kirchturms von Sankt Georg.

Und Hermann Timmermann sah unbeweglich hinüber. Wie sie einst geblitzt hatte in der seltsamen dunkelgrünen Schönheit ihrer Kupferplatten, an dem Tage, der nun so weit, weit zurücklag. Ja, zum sechsundfünfzigsten Mal hatte er sich gejährt im letzten Mai. Der Tag, wo Hermann Timmermann in jener Kirche mit Mary Luise vor dem Altar gestanden hatte. Zwei blutjunge Menschen. Achtzehn sie und einundzwanzig der junge Advokat. So arm an Geld damals beide, und so reich an Kraft und Hoffnungen. Er noch den Arm in der Binde von der Dänenkugel bei Bau. Sonderbar. War es nicht, als mache der Nebel draußen sein Auge drinnen um so klarer? Sah er ihn nicht ganz greifbar vor sich, seinen Herbert, der nun schon so lange, lange in dem Massengrab bei Orleans schlief? So ganz körperlich sah er ihn, den jungen Kriegsfreiwilligen in der Uniform der Sechsundsiebziger, ganz wie an jenem Julitage achtzehnhundertundsiebzig, als er ihm über die Gartenpforte hinweg zum letztenmal die Hand gereicht hatte. Waren sie fern und begraben sein Weib und sein Sohn? Und stand er allein hier im Nebel, ein einsamer Mann? Oder war es Sonnenschein und waren sie beide bei ihm, warm und lebendig? Wie sich draußen die Nebel dichter und dichter senkten, so war ihm, als gehe da drinnen Schleier um Schleier hoch vor Augen und Ohren, als höre er das stille Rauschen des

ewigen Stromes der Wirklichkeit, der da strömt, unversiegbar und unveränderlich, hinter den Täuschungsbildern von Raum und Zeit.

Der Bürgermeister war weiter geschritten. Jetzt stand er an der Stelle, wo feucht und düster der Verbindungsweg vom Mittelweg herabkommt. Von der Uferböschung her fand ihn der tiefe Gruß eines Ingenieurs der Baudeputation, der dort mit zweien seiner Leute an Wasserwage und Meßstab arbeitete. Hermann Timmermann grüßte freundlich wieder. Aber es lag ein sonderbarer Ton in seiner Stimme, als er dann sagte: „Na, lieber Meiners, ich sehe, Ihre Behörde hat's eilig mit der Uferstraße."

Er wandte sich und ging den Weg zurück, den er gekommen. Nach zwanzig Schritten warf er einen Blick rückwärts nach dem Ingenieur und schüttelte bedauernd den Kopf. Er wußte es ja längst, daß er vergeblich gekämpft hatte im Senat und anderswo, den Frieden dieses einzigen Ortes zu retten. Daß die Zeit herankam, unaufhaltsam, wo hier eine breite Straße entlang ziehen würde, mit Scharen Volkes, und Lärm und Staub, und rollenden Wagen. Und doch griff es ihm ans Herz, wie er nun die ersten Scheite zusammentragen sah zu dem Holzstoß, worauf man dem Götzen der Großstadt ein neues Opfer bringen wollte. Dann wandte er das Gesicht wieder scharf gerade aus, und mit großen ruhigen Schritten ging er die Ulmenallee bis zu ihrem Anfang zurück. Schon empfing ihn links der kleine Weg zwischen den Wiesenhecken. Nun warf er einen Blick auf den langen Sandhaufen am Rande der einen, der großen, Wiese, der dort schon dreißig Jahre lang lag, ganz so wie heute. Nun stand er an der blaugrauen Gitterpforte aus Gußeisen und preßte den Drücker hinunter. Nun vorbei an dem Nadelbaum vor dem Hause, den er und Mary Luise einst gepflanzt hatten am Tag von Herberts Taufe. Und jetzt öffnete der alte Diener Ernst die Haustür und nahm dem Heimgekehrten Hut und Mantel ab.

„Herr Bürgermeister," sagte er vorwurfsvoll, „das sollten Herr Bürgermeister nun doch wirklich nicht mehr tun, immer so morgens herumlaufen bei dem scheußlichen Wetter. Wer weiß, ob Frau Bürgermeister damals die Lungenentzündung bekommen hätte, wenn sie nicht auch immer im Novemberwetter ..."

Er stockte, erschreckt über sich selbst. Aber Hermann Timmermann klopfte ihm auf die Schulter. „Brauchst dich vor mir nicht zu genieren, alter Ernst. Ich weiß, du hast sie lieb gehabt. Aber mich laß man gehen, wann ich will. Wenn ich einmal die frische

Luft nicht mehr vertragen kann, dann ist an mir überhaupt nichts mehr verloren."

In diesem Augenblick schlug die Uhr auf dem Vorplatz den ersten der neun Schläge.

„Ernst," sagte der Bürgermeister, „um zehn Uhr habe ich Herrn Landrichter Doktor Harringa gebeten, zu mir zu kommen. Laß den Herrn hier draußen ablegen und führe ihn gleich in mein Arbeitszimmer. Bis dahin möchte ich nicht gestört werden."

Damit ging er über den kleinen Korridor nach hinten, öffnete eine Tür und saß gleich darauf in dem alten Ledersessel am Schreibtisch. Wenn er da einmal war, durfte sich kein störender Gedanke mehr zwischen ihn und seine Arbeit drängen. Es gab nur ganz, ganz wenige Tage, wo er sich nicht zwingen konnte, dies selbst gegebene Gesetz zu erfüllen. Aber heute war einer davon. Immer wieder stiegen die Gestalten seines Weibes und seines Sohnes vor ihm auf. Und jedesmal dann fühlte er es durch sich hindurchfließen wie einen Strom warmen, unsterblichen Lebens. Jedesmal aber spürte er dann auch in sich das Zittern unermeßlicher Sehnsucht. Er stand auf und schaute nach dem Hintergarten hinaus. Die Erinnerungsbilder wurden nur immer stärker und blutvoller. Dort die Bank unter der Linde hinter dem ersten Grasplatz, die so eben, eben durch den Nebel hindurch schimmerte, wie lange stand die nicht schon an derselben Stelle! Wie manchen Sommerabend hatte er dort mit Mary Luise gesessen und des Sohnes gedacht in der fernen fremden Erde.

Er gab sich einen Ruck. Und schritt an eine der Zimmerwände, die von oben bis unten mit Bücherbörtern bedeckt waren. Aus einer Ecke zog er ein altes Buch. Seine Konfirmationsbibel, deren erste Seite noch die selbst geschriebenen Namenszüge seiner Eltern trug. Er schlug sie auf, irgendwo. Mitten im dreiundzwanzigsten Kapitel des Matthäusevangeliums fing er an zu lesen. Und las weiter bis in das vierundzwanzigste Kapitel hinein. Da stockte sein Auge an einem Vers. Er las ihn zweimal und noch ein drittes Mal. Und dann las er ihn sich laut vor:

„Wer aber beharret bis an das Ende, der wird selig."

Er atmete tief auf, stellte das Buch wieder an seinen Platz und griff nach der Akte, die obenauf lag. Es war der schwierigsten eine. Sie war erwachsen über Mißhelligkeiten, die man mit dem großen preußischen Nachbarstaat wegen der Regelung der Wassertiefe eines Elbarmes hatte. Aber jetzt gehorchten die Gedanken ihrem alten Meister; nach zehn Minuten hatte er in all

den Schreibereien von fünfzig Behörden und hundert Beamten den Punkt gefunden, auf den es ankam.

„Hätte mir schon eher vorgelegt werden sollen,“ murmelte er vor sich hin.

Dann schnitt er sorgfältig einen halben Bogen gelblichen Konzeptpapiers ab — einen der guten weißen Bogen hätte er nie dazu verwendet; seine Sparsamkeit mit dem Papier war sprichwörtlich bei allen Behörden — und schrieb mit fliegender Feder die Stichworte des Vortrages nieder, den er heute nachmittag in der Senatssitzung über die Sache halten wollte. Er machte gerade den letzten Strich, als es draußen auf dem Korridor zehn schlug. Gleich darauf öffnete Ernst die Tür und ließ Helmut Harringa eintreten.

Helmut hatte den Mann, der sich in Erwiderung seiner Verbeugung nun von seinem Sitz erhob, bisher nur selten und ganz flüchtig gesprochen.

Was ihn jetzt verwirrt machte, das war nicht nur das ungewohnte Gefühl, vor einem Mann zu stehen, dessen Haupt mehrere Zoll höher ragte, als das seine. Auch nicht das Leuchten der Augen in dem bartlosen Gesicht mit den klaren Zügen. Es war noch etwas andres, eine fremde Hoheit, die um den Greis wob. Was es war, hat Helmut Harringa erst drei Tage später erkannt, als die Flaggen in Hamburg auf Halbmast gingen.

Hermann Timmermann lud den Ankömmling durch eine Handbewegung ein, auf einem Stuhl neben dem Schreibtisch Platz zu nehmen und ließ sich dann selbst wieder nieder. Darauf begann er:

„Herr Landrichter, ich habe Sie ersucht zu mir zu kommen, in meiner Eigenschaft als Vorsitzender der Senatskommission für die Justizverwaltung: Hier — er schlug eine Akte auf und wies auf ein umfangreiches Schriftstück darin — liegt eine Beschwerde gegen Sie vor, die von mehreren hundert Brauern und Weinhändlern unterzeichnet ist. Sie richtet sich gegen Ihre außeramtliche Tätigkeit. Sie können ja nicht darüber im unklaren sein, daß Ihre Agitation verschiedene Gewerbe, darunter die der Beschwerdeführer, erheblich schädigt. Und Sie müssen selbst einsehen, daß es seine schweren Bedenken hat, wenn solche Beschwerden gegen einen Richter einlaufen, den doch alle Personen und Stände ohne Unterschied als ihren Vertrauensmann müssen ansehen können. Ich darf erwarten, daß Sie Ihr künftiges Verhalten diesem Gesichtspunkt werden anzupassen wissen.“

Die ersten Worte waren etwas stockend herausgekommen, so, als müsse Hermann Timmermann sie gegen einen Widerstand hervorpressen. Erst nach und nach war die Stimme frei und erst am Schluß ganz fest geworden.

Helmut Harringa fühlte einen seltsamen Zwiespalt. Unverändert hielt der Zauber an, der von dem hohen Greise ausging. Und in ihm war ein mächtiges Gefühl der Ehrfurcht vor diesem heiligen Alter. Alle Kräfte von Geist und Gemüt wollte diese Ehrfurcht umfangen. Aber dann drang eine andre, scharfe Empfindung durch diese Decke hindurch und über sie hinaus: Daß er hier nicht für sich stand, sondern für seine große Sache. Als deren geschworener Soldat. Dem es nicht erlaubt war, sich von Gefühlen einlullen zu lassen, und mochten sie die schönsten sein.

Ruhig sah er sein Gegenüber an. „Herr Bürgermeister, ich habe Ihnen dafür zu danken, daß Sie sich selbst mit dieser Sache bemüht haben. So geben Sie mir Gelegenheit, gleich an der richtigen Stelle ganz klar und deutlich das auszusprechen, was ich jetzt sagen will: Ich bin gesonnen, noch sehr oft Anlaß zu geben zu solchen Beschwerden gegen mich."

Hermann Timmermann hob mit einer schnellen Bewegung den Kopf, so daß er dem jüngeren Manne gerade in die Augen sah. Er öffnete den Mund, als wolle er ihn unterbrechen. Aber er schloß die Lippen wieder und ließ den andern weiter reden.

„Das kann ich mir wohl denken, Herr Bürgermeister, daß für die Justizverwaltung das die bequemsten Richter sind, die nur ihr Amt kennen. Ob sie die besten sind, erlaube ich mir zu bezweifeln, und erst recht, ob so korrekte Menschen ohne Temperament wirklich das größte Vertrauen einflößen. Aber davon will ich jetzt nicht sprechen. Auch davon nicht, daß überall im Deutschen Reich die Richter in den Parlamenten sitzen, in unsrer Bürgerschaft noch zahlreicher als anderswo. Daß sie in den Verhandlungen dort, und vorher bei den Wahlkämpfen, auf das allerschärfste Partei nehmen. Und daß darum doch kein Mensch daran denkt, ihnen in ihrem Amt weniger Vertrauen zu schenken. — Sondern ganz einfach das will ich sagen, daß die Sache, für die ich arbeite, gut ist. Daß gerade ich, als Richter, ihr besser dienen kann als irgend ein andrer, weil die, die ich geschäftlich schädigen muß, mich nicht durch Boykott wirtschaftlich ruinieren und damit lahmlegen können wie einen Gewerbetreibenden. Daß ich entschlossen bin, auf meinem Wege zu bleiben. Daß jeder Versuch, mich daran zu hindern, von vornherein verloren ist. Wollen Sie, Herr Bürgermeister,

einen solchen Versuch dennoch machen, bitte: Es gibt die Möglichkeit eines Disziplinarverfahrens. Das Ergebnis würde ich getrost abwarten. Nun darf ich mich wohl als entlassen betrachten."

Er stand auf und wollte sich mit einer Verbeugung entfernen.

Über Hermann Timmermanns Gesicht zog ein Lächeln. „Halt, Sie Heißsporn, nicht so schnell." Und als Helmut, in dessen Gesicht nun doch der Unwille aufgestiegen war, das zu überhören schien: „Soll der alte Mann Sie *bitten*, zu bleiben? Wenn ich von meiner entschwindenden Zeit eine Viertelstunde übrig habe, dann ist es wohl auch keine Verschwendung, wenn Sie mir von Ihrer Jugend die gleiche Spanne schenken."

Helmut Harringa gehorchte und blieb stehen. Hermann Timmermann verfiel in einen geschäftsmäßigen Ton. „Ich werde den Beschwerdeführern das Wesentliche Ihrer Antwort mitteilen. Damit ist die Sache dann erledigt. Es war meine Amtspflicht, den Versuch zu machen, ob ich der Beschwerde abhelfen könne. Nun der Versuch gescheitert ist, bleibt mir nichts zu tun. Denn Zwangsmittel habe ich nicht. Bei einem Disziplinarverfahren gegen Sie käme selbstverständlich nichts heraus. Daß Sie sich manchen Nachteilen aussetzen, daß Sie Ihrer Laufbahn nicht nützen, werden Sie selbst wissen; selbständige Gesinnung ist kein Empfehlungsbrief in unsern Tagen. Wenn Sie das nicht fürchten, kann Sie niemand hindern, Ihren Weg zu gehen.

Und nun" — er erhob sich und seine Stimme wurde warm — „geben Sie mir Ihre Hand. Als ich jung war, hat es auch einen Helmut Harringa gegeben. Ihren Großvater. Der mit mir in einem Gliede gefochten hat für Schleswig-Holstein. Und — jetzt darf ich es Ihnen sagen: Sie haben mir eine große Freude gemacht. Ich bin es nicht gewohnt, solche Antworten zu bekommen. Und treffe gern einmal einen, der es fertig bringt, sich *gegen* die Macht zu stellen. Dem sein Platz im Staatskalender nicht der Leitstern seines Lebens ist. — Na ja, gehofft hatte ich es ja von Ihnen, aufrichtig gesagt. Ihr Freund Sydow hat Sie so gut bei mir empfohlen in der Richtung. Aber trotzdem, so ganz sicher war ich nicht in meiner Erwartung. Sie müssen das nicht übel nehmen, es sind zu schlechte Erfahrungen, die ich gemacht habe." —

Über Helmut Harringa kam ein großes Staunen. War das ein Regierender, der ihm gegenüber saß, ein Regierender in Hamburg? Aber — ja er erinnerte sich mit einem Male so manchen eigenen Gerüchts, das von Mund zu Mund ging: Von einem

seltsamen Wort erzählte man, einem Wort zögernder Abwehr, das jener einmal gesprochen hätte vor vielen Jahren; damals, als man ihn beglückwünschte, daß er Hamburgs höchstes Ehrenamt errungen: „Gewiß sehr schön, wenn man sich erst dran gewöhnt hat; h e u t e komm' ich mir recht eingesargt vor.“ Und von heißen Kämpfen wurde geraunt, die ein Feuergeist gekämpft in der Ratsstube, ehe der Schnee des Alters ihn gekühlt.

Leiser, halb zu sich selbst sprechend, fuhr der Bürgermeister fort: „Gewiß, große Dinge kauft man nicht um kleinen Preis. Und das ist ja wohl ein Teil des Kaufpreises, den wir zahlen müssen für unsres Reiches Einheit und Größe, daß wir verlernt haben, vor andern Göttern zu knieen als vor Macht und Erfolg. Ja, ich weiß“ — fuhr er lauter fort — „schöne Namen gibt es für diesen Dienst, Worte, die sich prächtig machen in den Zeitungen: ‚die Welt nehmen, wie sie ist‘, ‚Kunst des Möglichen‘, ‚Respekt vor den gottgegebenen Realitäten‘. Wahrheiten einmal in einem bestimmten Augenblick im Munde des Großen, der sie prägte. Heute zum Angstschild geworden kläglicher Streber.“

Mit langen, zornigen Schritten — so alt er war — begann Hermann Timmermann im Raume auf und ab zu gehn. Da stockte sein Fuß an einer Stelle, die die Bücherbörter frei ließen. Lucas Kranachs Lutherbild grüßte dort herab. Heute, am zehnten November, trug es einen Heidekranz. Mary Luisens Art war es gewesen, diesen Tag so zu ehren. Hermann Timmermann fühlte, daß er ein Vermächtnis erfüllte, wenn er das fortsetzte.

Grimmig lächelnd sah der Bürgermeister zu dem Reformator empor. „Du Großer! Hättest du die Welt genommen, wie sie war, wo wären wir jetzt?“

„Herr Bürgermeister,“ sagte Helmut Harringa mit feuchten Augen: „Der Preis, den Sie nannten, ist bezahlt bis zum letzten Groschen. Die mit mir groß geworden sind, haben nichts mehr davon abzutragen. Und die erst recht nicht, die nach uns kommen. Sehen Sie sich um unter den jungen dieser Stadt. Den jungen, wie sie jetzt wieder sind. Die beten wieder zu andern Göttern.“

Hermann Timmermann sah ihn gerade an. „S i e gewiß. Und die, mit denen Sie zusammen arbeiten. Herr Gott, noch einmal wieder jung sein! Aber ich bin alt und muß es mir gefallen lassen, daß man mich gebrauchen wollte, das zu ersticken, was mir das alte Herz warm gemacht hat seit manchem Tag.“

Er trat ganz dicht vor Helmut Harringa hin. „Wenn Sie nachgegeben hätten, wie hätte ich Sie verachtet!“

Immer tiefer senkte sich ein gewaltiger Ernst auf seine Züge herab. Und immer tönender wurde seine Stimme, und immer wuchtiger fielen die Sätze, als er nun weiter sprach:

„Noch ein paar Worte möchte ich Ihnen sagen; das Alter hat das Recht, auch einmal von sich selbst zu reden. Mehr als dreißig Jahre sitze ich jetzt im Senat, bald vierzig stehe ich im öffentlichen Leben dieser Stadt. Fragen Sie Freund und Feind, ob je Hermann Timmermanns Blick stumpf geworden ist, ob er je gezaudert hat, wo es die Tat galt. Und ob er nicht verstanden hat, die Menschen zu brauchen, wie sie zu brauchen waren: Unsre Konservativen, die mit dem breiten Lachen über alles, was nicht ganz platt und alltäglich ist. Und unsre Fortschrittsmänner, die da meinen, das Heil komme in den großen Versammlungen, in Wolken von Tabaksqualm, begrüßt vom Klappern der Biergläser. Ja, wenn's darauf ankam, auch die Sozialdemokraten, die mit dem schönen Glauben, daß den Menschen ohne weiteres Engelsflügel wachsen, wenn's einmal keinen Kapitalismus mehr gibt. Ja, weiß Gott, ich habe die Kraft gehabt, sie zu lenken. — Sie alle. — Und habe oft den Kopf geschüttelt über sie alle zusammen. Und über die Danaidenarbeit all der Politik. All der Verkehrtheit mein' ich, die sich stolz so nennt bis jetzt. Die überall eingriff, überall dazwischen war mit ihren geschäftigen Fingern und nie herausbrachte, daß all ihr Tun umsonst war, weil es immer nur den toten Dingen diente und nie den Menschen. Und weil sie nie hinaussah über das Heute.

Wie oft, wenn ich als Kommissar des Senats stundenlang in der Bürgerschaft gesessen hatte, und dann heimwärts schritt durch die Nacht, wie oft, wenn ich mich hindurch gearbeitet hatte durch den Reichstagsbericht, habe ich zürnend gefragt: Soll er sich immer und immer so fortergießen, dieser tosende Wortschwall über Nichtigkeiten? Sollen wir nie hinauskommen über dies widrige Raufen um den Futtertrog? Kämpft sich denn nicht endlich ein Tag herauf, wo die Menschen begreifen, daß dieser ganze Wust von Wahlreden, von Parteibegeisterung, von persönlichem Gezänk und aufgewendeter Zeit bis jetzt doch nur eine hohle Seifenblase ist, die sich schillernd um sich selbst dreht? Daß dies ganze Getriebe erst dann einmal Sinn bekommen wird, wenn sie endlich aufhören zu fragen: Was nützt dies oder das dem Handel? Oder: Befördert es die Landwirtschaft? Oder: Dient es den konservativen Interessen? Oder: der Demokratie? Oder Gott weiß, welchem Götzen sonst. Sondern wo sie jedes Gesetz, jede

Maßregel darauf, und nur darauf ansehen: Kann das die Menschen gesünder machen und stärker und schöner? Und dadurch besser und klüger?"

Der Bürgermeister stockte einen Augenblick, ihm war, als wandle ihn eine seltsame Schwäche an. Langsam schritt er zu seinem Sessel, ließ sich nieder und fuhr leiser fort:

„Ich wußte es ja, ich würde die Zeit nie mehr in Blüte sehen, nach der meine Sehnsucht ging. Aber ausgeschaut habe ich nach ihrer ersten Morgenröte, Tag für Tag. Jahre und Jahre vergebens..."

Der laute Halbstundenschlag der Uhr vom Vorplatz ließ ihn abbrechen.

* * *

Helmut Harringa war langsam nach Hause gegangen. Er hatte sein Arbeitszimmer betreten und griff nach der aufgehäuften Post auf dem Schreibtisch; jedesmal wenn er das tat, stand wieder der Augenblick vor seiner Seele, wie er hier Friedrichs letzten Brief fand.

Heute waren vier, fünf Schreiben dabei, die Nachdenken verlangten. Noch in scharfem Sinnen über eine Anfrage aus der Schweiz öffnete er mechanisch eine Kreuzbandsendung, die zu unterst gelegen hatte. Es war eine Nummer des „Berliner Telegraphen". Noch in halber Abwesenheit warf er einen Blick auf die rot angestrichene Überschrift des Leitartikels. „Ein sonderbarer Schwärmer" glänzte ihm in Fettdruck entgegen. Was sollte das und wo kam das her? So, richtig, auf dem Umschlage war ja die Redaktion als Absenderin bezeichnet. Und da mitten drin in dem Artikel stand ja sein Name. Er setzte sich und begann zu lesen, Wort für Wort, wie es seine Art war. Neugierig zuerst, dann mit Staunen. Und als endlich der Zorn in ihm aufzusteigen begann, wurde der bald erstickt von wühlendem Widerwillen. Aber bei alledem blieb zu oberst immer ein Gefühl der Bewunderung für die Geschicklichkeit, die hier die Feder geführt hatte.

Die beiden ersten Absätze waren ein bewegliches Klagen über die Verwüstungen der Trunksucht im deutschen Volk. In hellen Tönen wurde dann das Bestreben gepriesen, die Verblendeten zurückzuführen auf den goldenen Weg der Mäßigkeit.

„Und wenn nun auch," begann der dritte Absatz, „für dieses wie für jedes andre sittliche Tun die Worte unsres Schiller gelten:

‚Das Rechte, das Gute führt ewig Streit,
Nie wird der Feind ihm erliegen,‘

wenn mit andern Worten alle Gründe, die der menschlichen Natur zu entnehmen sind, dafür sprechen, daß es hier immer nur bei dem schönen Wollen bleiben wird, so müssen sich die edlen Menschenfreunde, die dieses Werk treiben, mit dem Spruch des römischen Dichters trösten: ‚In großen Dingen ist es genug, gewollt zu haben'. Dies gilt um so mehr, als jene wohlgemeinten Bestrebungen ja überhaupt aus dem Gebiet des Wollens nicht allzuweit in das des Wirkens hinüberschreiten dürfen, wenn sie nicht wichtige nationale Industrien gefährden sollen."

Nun folgte ein Blick tiefen Bedauerns auf jene Fanatiker in Amerika, England und Norwegen, die, von solchen vernünftigen Bahnen abweichend, einem Radikalismus verfallen seien, der einfach gemeinschädlich wirke. Dann kamen ein paar Sätze, in denen zunächst klargestellt wurde, daß eine derartige Agitation selbstverständlich nur auf intellektuell unselbständige Leute und geistig Abnorme wirken könne, insgesamt nur auf einen ganz geringen Bruchteil des Volkes; bei der unendlichen Mehrzahl der Menschen lösten „bekanntlich" und „selbstverständlich" solche Übertreibungen nur eine Opposition aus, die sich in vermehrtem Trinken kund tue. Nach einem gleichgültigen Einschiebsel wurde dann aber weiter das traurige Schicksal der betroffenen Industrien jener Länder beklagt, deren völliger Niederbruch nur eine Frage der Zeit sei, wenn das Gift jener Agitation ferner so in die weitesten Kreise der Bevölkerung dringe, wie es dort leider bisher der Fall sei.

Helmut Harringa las das zweimal durch und mußte sich dann, gegen seine anfänglichen Zweifel, zugestehen, daß der Schreiber doch wohl recht gehabt habe, wenn er glaubte, deutsche Zeitungsleser würden auch solche Widersprüche gehorsam schlucken.

Dieser Passus schloß mit der Erklärung, selbstverständlich seien alle Männer und Frauen, die an dergleichen beteiligt seien, als Heuchler zu betrachten, bei denen es sich immer nur darum handle, ein Geschäft zu machen oder ein Amt zu erlangen. Das gab Gelegenheit zu einem Dank an das Geschick, das — wenigstens bis vor einem Jahrzehnt — das geliebte eigne Vaterland vor solchen Auswüchsen des öffentlichen Lebens gnädig bewahrt habe.

Helmut Harringa stutzte, als er das las. Und noch mehr, als er zu dem kam, was nun unmittelbar folgte. Er kannte die Zeitung und wußte, daß es sonst in ihrer Richtung lag, eine starke Betonung nationaler Gegensätze zu vermeiden. Aber diesmal wurde eine

halbe Spalte lang auseinandergesetzt, daß jenes ganze Treiben dem echten, dem nationalen deutschen Mann schon um deswillen ein Greuel sein müsse, weil es auf außerdeutschem Boden erwachsen sei.

„Und wenn sich nun trotzdem," hieß es weiter, „in den letzten Jahren auch in Deutschland Personen gefunden haben, die dies undeutsche Wesen bei uns einführen wollen, dann ist es nunmehr an der Zeit, dem energisch entgegenzutreten."

Hier zitierte der Schreiber als Eideshelfer zwei Ärzte. Er verlieh ihnen die Bezeichnung „medizinische Autoritäten". Der Name des einen war Helmut zufällig bekannt.

Nun wurde Volquardsen erwähnt, hämisch aber kurz. Und dann folgte Helmut Harringas Name. Und gleich darauf ein Bergstrom von Geifer. Darin wirbelten einige Trümmer von Tatsachen herum: Helmuts Schriften wurden erwähnt, seine Reden und Agitationsreisen. Aber nichts ganz wahr, überall Weglassungen oder Zusätze, die geschickt immer das Wesentliche in sein Gegenteil verkehrten. Und jeder Satz dreimal mit Gift getränkt. Dabei alles so vorsichtig, daß kein Paragraph des Strafgesetzbuches es fassen konnte.

Während Helmut Harringa das las, fragte er sich wieder und wieder, warum gerade ihm die Ehre dieses Angriffs zu teil werde. Ihm, der als junger Neuling dastand. Er brauchte nicht lange zu fragen, die Antwort stand deutlich zwischen den Zeilen der Schlußsätze:

„Wir brauchen niemandem zu versichern, daß es uns nur auf die Sache ankommt, und daß es uns fern liegt, etwa die Frage anzuregen, ob es nicht besonders bedenklich ist, wenn gerade ein Richter sich in derartigen Maßlosigkeiten gefällt. Wie wir denn auch ebensowenig daran denken, etwa an die Militärbehörde die Frage zu stellen, ob jemand ferner dem Offizierskorps angehören darf, der ein solches Unverständnis für die besten deutsch-nationalen Eigenschaften öffentlich kund gegeben hat."

Allerdings, das genügte. Der „Berliner Telegraph", dessen leidenschaftlicher Leitartikel „Gegen den Militarismus" vor kaum drei Monaten die Geister erhitzt hatte, denunzierte bei der Militärbehörde! Die sachliche Torheit dieses Versuches — Helmut Harringa wußte, wie man gerade im Heere die Arbeit, der er diente, zu schätzen wußte — wirkte einen Augenblick lang fast ein versöhnendes Mitleid. Aber dann konnte er doch wieder nichts

andres fühlen, als das unsäglich Abstoßende, das in dieser Gesinnung lag.

Er hatte sich nie darüber getäuscht, daß solche Erlebnisse kommen würden. Hatte sich manchmal fast darauf gefreut, wie das an ihm abprallen würde. Er fand, daß er sich geirrt hatte. Auch hier behielt die uralte Spruchweisheit recht, daß des Menschen Herz ein trotzig und verzagt Ding ist: einen Augenblick lang wunderte sich Helmut Harringa selbst wie ein unbeteiligter Zuschauer, daß er derselbe Mann war, der vor weniger als einer Stunde glücklich und stolz in das Ewigkeitsleuchten in Hermann Timmermanns Augen geblickt hatte. Und dann mußte er an die Erzählungen von den japanischen Granaten denken, deren Platzen alles mit vergiftenden Dämpfen erfüllt. Ja, so war ihm zu Mute, als sei ein solches Geschoß hier geplatzt, als fülle sich der Raum immer mehr mit stickendem Gifthauch. Dichter und dichter hüllte der das Erinnerungsbild Hermann Timmermanns ein. Stärker und immer tiefer drang Helmut der Gifthauch ins Blut. Wie ein Gefühl von Lähmung kam es über ihn. Er setzte sich, das Zeitungsblatt in der Hand.

Es klopfte. Elisabeth Harringa betrat das Zimmer ihres Sohnes. „Lieber Junge, ich wollte dich fragen, ob du Zeit und Lust hast, mich heute nachmittag eine Stunde in die Kunsthalle zu begleiten?"

Sie merkte am Ton seiner Antwort, daß etwas nicht in Ordnung war, nahm ihm instinktiv das Zeitungsblatt aus der Hand und las den rot gemarkten Artikel durch.

Dann strich sie ihrem Sohn über die Stirn. „Allerdings, eine recht üble Leistung! Aber ich meine, allzu krumm darfst du es dem armen Kerl nicht nehmen, der das geschrieben hat: Wahrscheinlich hat er es bitter nötig gehabt, Geld zu verdienen."

Helmut lachte. Aber das Lachen kam gequält heraus. Elisabeth sah ihm in die Augen. „Junge, gib dir keine Mühe, vor mir den Spartaner zu spielen. — Schade, daß du nicht reiten kannst bei dem Wetter. Darum zieh deine alten Soldatenstiefel an und marschiere, soweit dich die Beine tragen."

* * *

Aber ein Gefühl ganz körperlicher Übelkeit hielt doch noch an bei der kurzen Eisenbahnfahrt nach Blankenese. Das wurde erst etwas besser, als zuerst in der Norderstraße aller Lärm der benachbarten Zwillingsstädte unterging in der hörbaren Stille des Landes.

Als der Nebel dort hell wurde, weil er nun frei war von Rauch und Schmutz der Großstadt. Und wie dann zehn Minuten später Helmut Harringa an der Stelle stand, wo der Weg, der zum Süllberg hinaufführt, rechts in scharfer Gabelung den Abstieg zur Elbe entläßt, da war ihm, als sei nun sein Leib des Giftes wieder frei. Aufatmend stand er an dem braun angerosteten Eisengitter, das das Stufenland des Bismarcksteins umschließt. Und einen Augenblick lang fast fröhlich, blickte er über die schwankenden Halme vertrockneter Sonnenblumen weg, nach den dichten Baumgruppen des Gipfels, die der Nebel so seltsam verzog.

Doch wie er dann hinabtauchte in den tiefen Schluchtweg zur Elbe hinunter, noch dunkler heut' und feuchter als sonst, da fühlte er wieder, wie es nagte und bohrte in seiner Seele. Gleichwie ihm des Herbstes gehäuftes Laub den wandernden Fuß hinderte, so hemmten feindliche Gedanken die Kraft seiner Seele. Willkommen die Ruhestätte, die die Bank dort am Abhang bietet, halb vergraben in gefallenen Blättern, dicht vor der schön geschwungenen Brücke, die von Wald zu Wald den Weg überquert.

Ihm ist, als sei der dunkle, neblige Hohlweg ein Abbild dessen, was jetzt in ihm ist. Denn sein Geist ist müde, und es ist ein Zittern darin und eine traurige Frage: wozu?

Wie eine dichte graue Decke spannt es sich durch sein Bewußtsein. Die läßt nichts durch, was sonnig ist und kraftspendend. Versunken der strahlende Morgen auf dem Oher Moor. Wie ausgelöscht der heilige Zorn, der emporloderte an des Bruders Leiche. Wie erstorben der helle Trotz, der einst Boy Wingersen gerettet, vor dem Gerhard von der Fechte zurückgewichen ist. Nur ein Gefühl ist geblieben: Er hat eine Last tragen wollen, die zu schwer ist für ihn; nun liegt sie auf seinen Schultern und will ihm das Rückgrat brechen. Und dann ein andres quälendes Bild. Die Menschen stehen da, eine unendlich lange, dunkle Mauer, er allein ihnen gegenüber — allein, machtlos, verloren. All die unzählig vielen Augen sehen ihn an. Und aus jedem Auge bohrt sich ihm ein Blick der Feindschaft in Antlitz oder Brust.

Krampfhaft sucht er nach einem Bilde, das diese Schau verdrängen könnte. Da: Bürgermeister Hermann Timmermann. Aber nun ist von alledem, was der heute morgen gesprochen, nur das eine Wort noch klar und tönend: „Daß Sie sich manchen Nachteilen aussetzen, daß Sie Ihrer Laufbahn nicht nützen, werden Sie selbst wissen; selbständige Gesinnung ist kein Empfehlungsbrief

in unsern Tagen." Das eine Wort ist geblieben, sonst nichts. Und das bohrt, und füllt mit Kleinmut jede Faser seiner Seele.

Und dazu eine tiefe glühende Scham. Die Scham, daß es möglich ist, daß so ein Gedanke Macht gewinnen kann in ihm. Aber je mehr er sich seiner schämt, desto weniger wird er ihn los. Seltsam lockende Bilder steigen auf in ihm. Bilder dessen, was hätte sein können, hätte er seine Kräfte den Dingen von heute geliehen und den Menschen der Macht von heute. Ja, da hinter ihm auf seiner Lebensbahn — zwei, drei Jahre zurück — zweigt ein Weg ab, ein glänzender, den er hätte gehen können: Gerhard von der Fechtes Gefolgsmann, bald seine rechte Hand, nach wenigen Jahren auf glattem, ebenem Pfad in den Senat; Hamburg hat Senatoren gesehen, die jünger waren, als Helmut Harringa heute ist. Und erneut brennt die Scham wieder, schärfer als zuvor. Und doch kann er die Bilder nicht bannen.

Wäre es ihm jetzt gegeben, eine Sekunde nur herauszutreten aus dem eigenen Ich, von außen her zu sehen sich selbst und was ihn quält, dann wäre er befreit in einem Augenblick. Denn dann wüßte er, daß all dies Wogen und Brennen nichts ist, als der Befreiungskampf seines Wesens gegen das eingedrungene Gift. Daß dieser Kampf nur darum so heftig tobt, weil seine Natur so stark ist, weil sie ganze Arbeit macht und, in Würgen und Qual, gegen diesen Feind ihn feit für immer.

Er aber kann sich jetzt nicht sehen von außen her. Nur zu einer Anstrengung ist er noch stark genug. Mit dem gleichen Ruck, mit dem er jetzt aufschnellt von der Bank, schließt er die Augen seiner Seele, daß sie nichts mehr sehen, auch die dumpfen schwarzen Bilder nicht mehr. Als er nun weiter schreitet, da hört wohl das körperliche Ohr das Knirschen des Sandes unter den Füßen, zieht wohl der körperliche Sinn den Duft des gefallenen Laubes ein, erblickt wohl das körperliche Auge das Haus dort auf der Höhe mit dem roten, weiß umränderten Giebel, aber der müde gehetzte Geist schlummert. Und schlummert der Genesung entgegen.

Wie der Weg den Punkt erreicht hat, wo links der bewaldete Hügel in steilem Sandhang abbricht, da schimmert gerade aus, über Gartenmauern hinweg und zwischen Bäumen hindurch, eine Fläche durch den Nebel. Und wie der Wanderer jetzt aus der Schlucht heraustritt, getroffen von dem Regen herbstlicher, gefiederter Blätter, die der große Walnußbaum dort am Ausgang auf ihn herabwirft, da ist jene Fläche der riesige Elbstrom geworden.

Und wie er nun die vorspringende Brücke beschreitet, die den Schluchtweg fortsetzt, und hinschaut über das große gelbliche Wasser, das so ruhig, ganz ruhig mit der Ebbe zum Meere strömt, da wird plötzlich die Luft höher. Wohl vermag kein Sonnenstrahl das graue Gewölk zu durchdringen. Aber klar treten die dunkeln Schatten der Werder aus dem Strom hervor, klar liegen zur rechten Hand die schweigenden Kiefernhügel, die seinen Lauf begleiten. Und scharf schimmern noch weiter unterhalb die beiden schneeweißen Leuchttürme. Der frische Wind aber, der über das Wasser streicht, weckt in Helmut Harringas Blut ein Gefühl der Freude darüber, daß es strömt. Und dann weicht von seiner Seele die Erstarrung.

Als er jetzt auf dem breiten Uferweg stromabwärts schreitet, da fühlt er, zugleich mit dem immer volleren, befreiten Heben und Senken der Brust, wie aus den Tiefen seiner Seele etwas emporwächst, langsam und stetig, das alles hinausdrängt, was da feindlich eingedrungen. Wie das stärker und stärker wird und aus Erlebtem und Geschautem das sich herauszieht, was es zur Nahrung braucht. Nun den Morgen dieses Tages. Und daraus vor allem wieder Eines: Das Bild im Heidekranz in Hermann Timmermanns Zimmer. Und wie das gewaltige Haupt, das der Kranz umschloß, nun vor Helmut Harringas Auge steht, da ist es, als steige aus dem Strom zu seiner Linken ein altes geliebtes Lied. Ganz leise erst, dann immer stärker anschwellend klingt die Melodie. Nun singt sie auch der Wind, sie tönt von den alten Weiden auf den Uferwiesen, und die Kiefernhügel hallen sie wieder. Und jetzt formt sie sich zu Worten zwischen des Wanderers Lippen. Trotzig tönt es über die gelben Wellen: „Und wenn die Welt voll Teufel wär!"

Nun hat er das Maß wieder gefunden, das echte Maß, Menschen und Erfolge daran zu messen. Und in breiten Wellen strömt von Helmut Harringas Heimatstrom die Gesundung in sein Herz.

Die entlaubten Bäume, die den Weg links begleitet haben, engen sich jetzt zum Gebüsch. Und von rechts treten die Kiefernhügel ganz nah heran. An ihrem Fuß, unter dichtem Gewölbe lebloser Äste und Zweige, schimmert ein kleines Wasser, halb zugedeckt mit den roten Herbstblättern. Helmut Harringa öffnet ein kleines Holzgitter rechts. Ein Pfad steigt an, in die Kiefernwildnis hinein, steil, als gelte es, Vorberge der Alpen zu erklimmen. Auf glatten Nadeln gleiten die Sohlen, keuchend und stoßweise arbeitet des Kletternden Brust. Die Hände müssen ihm helfen, sich an freiliegenden Kiefernwurzeln emporzuziehen. Und mit dem strömenden Schweiß verläßt ihn des Giftes letzter Tropfen.

Nun tritt der Wald zurück. Helmut Harringa steht oben auf der freien Heidekuppe. Hoch über dem stillen Rauschen des Stromes, das gedämpft heraufschallt. Rings die Unendlichkeit von Wasser, Wald und Heide. Mit den gelben Wellen aber da unten treibt dahin, was in ihm lebte an Kleinmut und Menschenfurcht. Noch einmal steigt Hermann Timmermann vor ihm auf, gebietend, der starke Sohn dieses nordischen Landes. Und sein Mund spricht Worte, die Helmut auswendig kennt seit vielen, vielen Jahren, Thomas Carlyles Worte:

„Strecke deine Hand aus in Gottes Namen; wisse, daß das Wort ‚unmöglich' da, wo Wahrheit und Erbarmen und die ewige Stimme der Natur befehlen, in dem Wörterbuch des braven Mannes keinen Platz hat; daß, wenn alle Menschen unmöglich gesagt haben und geräuschvoll anderswohin getaumelt sind und du allein noch übrig bist, dann erst deine Zeit und Möglichkeit gekommen ist. Nun bist du an der Reihe. Tue es und frage keinen Menschen um seinen Rat, sondern bloß dich und Gott."

„Es stand am hohen Maste
Die Königin Gudrun."
Gudrun-Lied.

Zwölftes Kapitel.

Über dem Strand von Föhr liegt die Feier der Morgenstunde. Durch alle Poren dringt sie in Helmut Harringas Körper ein, in allen Nerven fühlt er die ruhige Wärme der Sonne. An der schrägen Böschung des Südstrandes liegt er lang hingestreckt, eingewühlt in Strandhafer, Ginster und Sand. Noch spürt jedes Glied das Kosen der linden See, der er vor einer Viertelstunde entstiegen ist. Und Leib und Seele atmen tief in seliger Entspannung.

Immer wieder trinkt das Auge die wunderbare Ruhe, die langsam und gleichmäßig ausströmt von den köstlichen geraden Linien dieser Landschaft. Immer wieder streift es wohlig entlang an dem feinen Küstensaum von Nordmarsch und Langeneß und badet sich in den goldgetönten Wolken, die hinter den ragenden Warften schwimmen.

Die Brust aber atmet im Einklang mit dem Schwellen und Senken der blauen See. Und von dem einfachen Schwunge in der Uferlinie der kleinen Bucht, die dort gleich rechts beginnt, fließt es wie unbeschreibliches Wohlgefühl vom Haupt zu den Füßen. Dieser Linie nach gleitet der Blick über das Wasser und trifft auf Amrums weiß leuchtende Südspitze.

„Du bist Orplid, mein Land, das ferne leuchtet."

Dann weiß er wieder nur, daß alles um ihn und in ihm Sonne ist und Wohlbehagen. Die große Mittagsruhe des Jahres.

Für Helmut Harringa sind seit gestern Ferien. Prächtig haben sie sich angeschlossen an seine Beförderungsübung zum Hauptmann: ein volles Vierteljahr heraus aus Staub und Moder der Akten.

Nach Sylt will er jetzt, dem einzigen, unvergleichlichen. Aber auf seine Weise. Nicht auf dem schnellen Seeweg. Ganz langsam muß sich die Göttin dieses Landes ihm entschleiern:

Erst die Fahrt durch Dithmarschen; auch gestern wieder ist des ewigen Freiheitsgedankens von Hemmingstedt ein Hauch ihm ins Herz gedrungen. Dann das Mittagessen in dem kleinen Wartesaal von Niebüll. Der ihm das Tor ist zu seinem Land der Freiheit. Draußen vor den Fenstern läuft noch der Schienenstrang. Aber er ist wieder ein bescheidener Diener des Menschen geworden. Fern liegt die Großstadt, wo das Werkzeug, das der Mensch schuf, den Menschen zum Knecht gemacht hat.

Eine Stunde später ist Helmut Harringa dann zwischen den prunklosen Häusern Dagebülls den gepflasterten Aufstieg zum Deich hinangeschritten. Mit freudeklopfendem Herzen, wie immer schon. Und dann hat er das Haupt entblößt, und den ersten herzreinigenden Blick geworfen auf das große, ruhige Meer da unten. Grau ist es gestern gewesen. Aber schon haben Sonnenstrahlen darauf gelegen, und eine goldene Mauer hat am Himmelsrand gestanden zwischen dem Festland und der langen Linie der Halligen.

Und nun weilt er für drei Tage hier auf Föhr, der grünen Insel, seinem Jugendparadies. Wunschlos, selig.

Ein Gedanke zieht ihm jetzt wie eine leichte Wolke durch das Haupt, während er den hellen Streifen betrachtet, der dicht vor Amrums Küste auf dem Meere ruht. Ist das recht, daß solch ein Glücksgefühl in ihm lebt, gerade in diesen Tagen, wo sich seines Bruders Tod zum zweiten Male jährt? Aber ein frischerer Anhauch des Seewindes wischt den Schatten weg. „Ich lebe", tönt es in ihm. Und wieder umfängt ihn die sonnenhelle Stille. Langsam und gleichmäßig mit dem Ebbestrom, der sich in die Lücke südlich Amrum ergießt, fließen die Minuten dahin, ganz sanft, ganz leiblos.

Nun steigt ein Wunsch herauf, ruhig, leise: ein Wunsch des Körpers nach Bewegung. Der hat jetzt genug der Rast. Dem Gelüsten kann willfahrt werden; keine Pflicht gibt es hier, die an einen Fleck bände in Raum oder Zeit:

Mit den glücklichen, hastlosen Schritten des Herrn unendlicher Muße schreitet Helmut Harringa den Weg nach Wyk entlang. Auf dem Wall erst, an dessen warmbestrahlter Böschung er bisher gelegen, dann eintauchend in den tiefen Pfad zwischen den jungen Nadelbäumen.

* * *

Und um dieselbe Stunde trat weit im Nordosten der Insel ein hochgewachsenes Menschenpaar aus dem Hain der neuen

Vogelkoje, schritt durch mannshohes Schilf und über grünes Gras und dann den schrägen Anstieg zum Ostdeiche empor.

Drinnen in Wyk kannten sie ihn alle, den Sechziger in dem kurzhosigen, hellbraun karrierten Norfolk-Anzug aus dickem Wollstoff. Jeder von den Schiffern im Ort freute sich, wenn an ihrem Versammlungsort — dort, wo das weiße Geländer der langen Landungsbrücke auf dem „Sandwall“ endet — das freundliche, gesundfarbige Gesicht auftauchte: es saß immer eine Mütze mit einem großen Schirm darauf, beides aus dem gleichen Stoff wie der Anzug.

Auch seine Begleiterin kannten sie dort alle, die junge Dame mit dem hellen Haar und dem auffallend festen Schritt, die keinen Zoll kleiner war als der alte Recke.

Als Vater und Tochter galten sie meist; für die Großvaterwürde schien der alte Herr noch zu rüstig. Die allerdings, die mit ihnen beiden gesprochen hatten, wußten, auch jenes könne nicht so sein: Denn jedes deutsche Wort aus seinem Munde ließ das geübte Ohr der weitgereisten Schiffer den Tonfall des Engländers hören. Das Mädchen aber sprach das Hochdeutsch so, wie es die Schleswigerin spricht.

Wie die Zwei jetzt, als sie die Deichkrone gewonnen, südlich die Richtung auf Wyk nahmen — beide mit denselben langen, gleichmäßigen Schritten — da war es die englische Sprache, in der ihre Worte klangen. Aber der Worte waren wenige. Sie s c h a u t e n beide, schauten auf das Meer und auf die schleswigsche Küste im Osten, über der, schon ein Stück nach Süden gerückt, die Sonne stand.

Jetzt öffnete Helga Ingwersens lange, schmale Hand — in gesundem Rot strahlend von der Sonne — die Pforte eines kleinen Holzgatters, das quer über den Deich lief.

„Nun, Herr Oberst,“ sagte sie, „ich sehe Ihnen an, daß Sie es nicht bedauern, mich begleitet zu haben. Als wir von Richmond abfuhren, hat es mir ehrlich leid getan, daß Sie sich meinetwegen die Mühe machten und Ihre liebe Frau allein ließen. Aber seit wir hier sind, bin ich doch froh, daß gerade Sie mein Heimatland einmal gesehen haben.“

Colonel Ellington ergriff mit einer ritterlichen Bewegung ihre Hand. „Daß ich die beste Freundin meiner Tochter, die treueste Stütze meiner Frau nicht allein reisen ließ, das verstand sich von selbst. Aber ich darf Ihnen auch sagen: Ich freue mich von Herzen auch für mich, daß ich mitgekommen bin. So seit drei Jahren habe

ich mir eingebildet, daß ich Sie genau kenne. Aber wirklich kennen gelernt habe ich Sie erst jetzt, seit ich Ihr Land sah."

Sie waren weiter geschritten. Unten am Deich sprang jetzt ein Stück Vorland in die See, in den kleinen Randhöhlungen wuschen die fleißigen Wellen. Ein violetter Glanz lag darauf: in dichten Schwaden deckten es die Sträuße der Halligblume; ab und zu fuhr es wie eine dunkle Falte durch die farbige Decke, wenn ein Stoß des Sommerwindes die Blumen auseinanderbog.

„O, sehen Sie, Herr Oberst," rief Helga Ingwersen, „davon muß ich Ihrer Frau ein paar ordentliche Hände voll mitbringen. Die Blumen lassen sich prachtvoll trocknen und halten sich jahrelang. Wenn Sie nur zwei Minuten warten wollen!"

Mit drei, vier elastischen Sprüngen war sie die Außenseite des Deiches hinab. Unten — zwischen seiner Steinbekleidung und dem Vorland — klaffte ein breiter Graben; wie ein Pfeil flog Helga Ingwersen hinüber. Wie sie sich zu den Blumen niederbückte, hörte sie Schritte am Deich: auch dem Oberst hatte das sonnenbestrahlte Vorland mit der Blumendecke es angetan, die fingerdicken Sohlen seiner Schnürstiefel, die so unglaublich wasserdicht unter den hellbraunen Gamaschen hervorsahen, traten eine kleine Treppe in die grüne Deichwand hinein, daß der Mergelboden durch das Gras sah. Helga Ingwersen ging an den Graben zurück und streckte ihrem Begleiter hülfreich die Hand entgegen. Aber er schien das zu übersehen: ein entschlossener Sprung, und auch er war drüben.

„Bravo," lachte sie, „weiß Gott, Herr Oberst, warum Sie eigentlich so früh den Abschied genommen haben."

Colonel Ellington schmunzelte. „Ja, wenn es sein muß, geht es noch. Aber ich meine, es hat auch seine guten Seiten, daß ich damals aus Indien wegmußte, weil meine Frau das Klima nicht mehr vertrug. Habe ich Ihnen nicht erzählt, wie es mir damals bei Dargai ging?"

„Nein! Wie war das?" fragte Helga Ingwersen mit ehrlichem Gesicht. Sie hatte die Geschichte wenigstens zehnmal gehört, der Colonel erzählte sie mit Vorliebe. Aber sie hörte sie immer aufs neue gern: sein Gesicht bekam dabei jedesmal einen so köstlich lieben Ausdruck.

„Also," sagte er — „ja, am nächsten achtzehnten Oktober werden es neun Jahre — da haben wir die Höhen von Dargai zum zweiten Male gestürmt. Die Gurkhas und die Northamptons und die Dorsets — und meine Gordons. Also so um zwölf Uhr

mittags, als die Sonne am glühendsten stach, hatten wir uns herangearbeitet an den Feind. Nun mußten wir einen letzten Abhang hinauf, ganz steil, ganz ungedeckt. Und die Afridis schossen wie die Teufel. Alle Wetter, ich kann Ihnen sagen, eine Anstrengung war's für einen Mann von damals dreiundfünfzig Jahren. Gerade neben mir kletterte ein junger Sergeant. Na, in solchen Augenblicken hört der Rangunterschied auf. Ich sagte zu ihm, und Sie können mir glauben, ich pustete bei jedem Wort: ‚Verdammt steile — Geschichte, Sergeant. Und — ich bin — nicht ganz — so jung mehr — wie früher, — wissen Sie.‘ Mein Sergeant aber sagt im breitesten Schottisch: ‚Macht nichts, Herr Oberst, Sie kommen noch ganz famos vorwärts für einen alten Mann.‘ — Und dabei gibt mir der brave Kerl aus lauter Begeisterung einen solchen Klaps auf den Rücken, daß mir beinah' der letzte Atem ausgeht.“

Und nun brach bei ihm die Heiterkeit aus, die herzliche, ansteckende, die immer das Ende dieser Geschichte war.

Helga Ingwersen lachte. Dann warf sie einen prüfenden Blick auf die Menge der gesammelten Halligblumen und sagte: „Ich habe nun genug gepflückt, Herr Oberst, wollen wir weiter?“

Colonel Ellington dehnte sich wohlig in der Sonne. „Warum eigentlich schon? Eile gibt es ja nicht in dieser gesegneten Gegend. Also legen wir uns lieber noch etwas an den Deich und sonnen uns.“

Und sie taten so.

Minutenlang sprach keines ein Wort. Bunte Gedanken zogen durch ihre Häupter, Träume im Sommerwind:

Noch einmal wieder lebte Ellington ihn ganz durch, seinen Ruhmestag, den Tag von Dargai. Und all die andern Tage, die harten und die leuchtenden, aus dem Feldzug in Tirah. Er sah ihn wieder vor sich aufsteigen, den Zickzackweg zum Sampaghapaß, wie an jenem Morgen als er neben Sir William Lockhart stand, beide das Fernglas am Auge, scharf spähend beide auf die Windungen des Pfades. Wieder öffnete sich das weite Mastura-Tal, und wieder klaffte die fürchterliche Engschlucht von Dwatoi.

Nun weckte ihn ein Blick auf seine Gefährtin. Ihr Antlitz war nach Südosten gewendet. „Sie suchen Ihre Heimatstadt?“ fragte er.

Ihr Blick wechselte die Richtung nicht, unverändert glitt er eben an Kap Nishörn vorbei, das dort rechts aus dem Deich

sprang. „Ja," sagte sie, „zwar sehen kann man mein altes Husum nicht von hier. Aber dort, über die kleine Insel — Oland heißt sie — geht eine gerade Linie dorthin. Hat es Ihnen gefallen, den Monat über, wo wir dort waren?"

„Sehr," antwortete er, „nur habe ich nicht begriffen, warum es einer Ihrer Dichter die g r a u e Stadt am Meer genannt hat. Ich habe viel lustige Farben gefunden an den Häusern." „Ja," sagte Helga Ingwersen, „das ist so geworden in den letzten zwanzig Jahren..."

Und wieder senkten die Strahlen der Sonne sie beide in Schweigen.

Und Helga Ingwersen war es, als werde die Hallig Oland durchsichtig. Und durchsichtig die Inseln dahinter. Appelland und Gröde, und die Hamburger Hallig und das alte Nordstrand. Als sehe sie durch sie alle hindurch das Elternhaus am Schloßgrund. Das große, wohlhäbige Gebäude mit den roten Dachschindeln, mit dem spitzen, verschnörkelten Giebel und mit den beiden großen Steingestalten in den Nischen über der Haustür. Mit den grauen Fensterläden, die so tief hervorsahen aus dem dichten Geranke der Clematis. Und ihr eigenes Zimmer im ersten Stock, mit dem Fenster in der Seitenwand des Hauses, das sich öffnete auf die Linden des Gartens und auf den Goldregen und den Flieder darin.

Und dicht dabei war der weite Schloßgarten gewesen. Darin hatte ihr Lieblingsbaum gestanden, die große Eiche neben dem Grenzwall, die so schräg in den Garten hineinwuchs. Unter der hatte sie den ganzen Schiller durchgelesen, und — dreimal von Anfang bis zu Ende — Hebbels Nibelungen. An hellen Sommernachmittagen, wenn die Schule zu Ende war.

Ach, diese köstliche alte Schule in der Straße „Neustadt". Ob es wohl noch eine zweite gab, deren Bild so das Herz erfrischte in der Erinnerung? Ein alter Viehstall das Gebäude, die Diele mit Brettern geflickt, daß man stolperte, wenn man nicht aufpaßte. Und auf dem Schulplatz die Roßkastanienbäume, die man bis zur Spitze erklettern konnte — niemand besser als Helga Ingwersen. Und Fräulein Lundt, die Vorsteherin, an deren Birnbaum die Birnen niemals reif wurden. Die immer so ernsthaft gepredigt hatte: „Jedes Wort in der Bibel ist heilig". Und sich darin auch nicht verwirren ließ, als die schändliche Else Woldsen sie einmal treuherzig gefragt hatte: „Auch das Wort ‚und', Fräulein, und das Wort ‚aber'?" Ja, wie war d a s nur noch gewesen, die Ge-

schichte mit Abrahams Opfer? Ja, so, Helga Ingwersen war damals zehn Jahre alt gewesen, und Fräulein Lundt hatte den Kindern erzählt, wie Abraham auf Jehovas Befehl seinen einzigen Sohn Isaak auf dem Altar schlachten wollte. Fräulein Lundt hatte nützliche Betrachtungen daran geknüpft, wie schön der Gehorsam sei; so gehorsam, wie damals Abraham gegen den lieben Gott, müßten auch die Kinder sein gegen ihre Eltern und Lehrer. Da hatte Helga Ingwersen ihre kleine Hand erhoben, und auf Fräulein Lundts Frage, was sie denn wolle, gesagt: „Das war doch scheußlich von Abraham, daß er seinen Sohn totstechen wollte." Und als nun Fräulein Lundt entsetzt antwortete: „Aber der liebe Gott hatte es ihm doch befohlen," hatte sie weinerlich, aber unentwegt entgegnet: „Das war auch scheußlich vom lieben Gott. Und — wenn der liebe Gott, oder Papa, oder Sie, Fräulein Lundt, mir sagten, ich sollte etwas tun, was ich scheußlich finde, dann täte ich's doch nicht, nein, ganz gewiß nicht!" Und dabei hatten die kleinen Füße zornig den Boden gestampft. Und keine Bemühungen Fräulein Lundts hatten es zuwege bringen können, daß Helga Ingwersen widerrief. Es hatte allerdings eine Stunde Nachsitzen gegeben für die Gottlosigkeit. Aber als sie dann ganz ängstlich dem Vater davon erzählt hatte, hatte der so freundlich gesagt: „Du hast ganz recht, mein Kind, bleibe nur dabei."

Er war überhaupt immer freundlich gewesen, der Papa, wenn er aus seinem Rechtsanwaltsbureau nach Hause kam. Aber doch immer so ernst. Helga Ingwersen wußte wohl warum. Weit, weit ging ihr Denken zurück, bis in ihr fünftes Lebensjahr. Da war ein heller Frühlingstag gewesen. Die ganze mächtige Rasenfläche im Schloßgarten war übersät gewesen mit violetten Krokus. Und die kleine Helga hatte sie gepflückt mit der einen Hand, an der andern hatten weiche, warme Finger sie gehalten. Und mit der Mutter zusammen hatte ihr Kinderstimmchen das Lied gesungen: „Der Mai ist gekommen". Es war die letzte deutliche Erinnerung, die sie von ihrer Mutter hatte. Erst Jahre nach jenem Frühlingstag hatte sie klar begriffen, daß die Mutter nun längst auf dem Sankt Jürgenfriedhof ruhte, dicht bei Theodor Storms efeuumranktem Steingrab. Und mit ihr Helga Ingwersens kleiner Bruder, der nie das Leben gesehen.

Wie sich Ernstes und Heiteres durcheinanderwoben in diesem Sonnenzauber: vom Kirchhofe wanderten die Gedanken wenige Schritte seitwärts in das Kloster.

Colonel Ellington sah, wie über das Gesicht seiner Begleiterin ein lichtes Lächeln zog. Sie dachte an das Klosterschlachten und an das Fest der Klosterrechnung und an all den Scherz und all die Freude, die mit beiden verbunden gewesen war, an die Bratwurst und den Kalbsbraten, an den Kringelhagel und an die Speisung der Nachtwächter. Wie hatte da selbst der Vater einmal herzlich gelacht, nach dem Gastmahl am zweiten Tage der Klosterrechnung: Als er, der neu ernannte Armenvorsteher, wie die alte Sitte es gebot, von den aufwartenden jungen Damen — auch Helga war dabei gewesen — in die langen weißen Tischtücher gewickelt und zum Saale hinaus gezogen worden war.

Helga Ingwersen hat ihn nicht wieder lachen sehen. Ein halbes Jahr später streckte ihn ein Herzschlag plötzlich dahin. In dem schönen Pensionat am Genfer See kam die sechzehnjährige Waise wieder zu sich selbst: der Vormund, ihr Onkel in Hamburg, hatte es für das beste gehalten, sie vorläufig in eine ganz andre Umgebung zu bringen. — —

„Wirklich, Fräulein Ingwersen," brach nun Ellington das lange Schweigen, „ich kann Ihnen nicht verdenken, daß Sie endlich Heimweh bekommen haben nach fast sechs Jahren. Wissen Sie, damals, als Evelyn mir aus Ouchy schrieb: „Ich freue mich riesig darauf, meinen alten Papa nach zehn Jahren endlich wieder zu sehen. Aber es hilft Dir nichts, wenn Du mich haben willst, dann mußt Du auch meine beste Freundin mit dazu nehmen," — da war mir gar nicht sehr wohl zu Mute und meiner Frau auch nicht. Eben wieder in der Heimat und dann gleich ein fremdes Gesicht im Hause! Aber was sollten wir machen? Wir konnten doch nach zehnjähriger Trennung unserm einzigen Kinde nicht seinen ersten Wunsch abschlagen.

Nun — das wissen Sie so gut wie ich — eine Fremde sind Sie uns nicht lange geblieben. Mir nicht und meiner Frau nicht. Habe ich Ihnen eigentlich schon den Brief gezeigt, den Grace mir heute morgen schrieb? Nein? Na, es steht wieder wie gewöhnlich drin, wir sollten ja nicht zu lange wegbleiben, Sie fehlten an allen Ecken. Kann mir denken, wie das Haus jetzt leer ist. Das ist eben seit Evelyns Heirat Grace noch nie so zum Bewußtsein gekommen, wie jetzt, wo Sie auch nicht da sind. Ich glaube, Sie wissen gar nicht, wie dankbar Grace Ihnen ist und wie sie Sie lieb hat. Ich glaube, wenn Sie nicht im Hause gewesen wären, wäre sie nicht halb so schnell wieder gesund geworden."

Helga Ingwersen unterbrach sehr energisch. „Nun hören Sie aber endlich auf, Herr Oberst. Wenn denn von Dankbarkeit gesprochen werden soll, dann bin doch wohl ich es, die dankbar zu sein hat: Ich, die ich bei Ihnen und Ihrer Frau ein Elternhaus wieder gefunden habe. Und ein Haus, wo ich etwas tun kann für Menschen, die ich lieb habe, und die sich darüber freuen, daß ich da bin. In einem Lande, wo ich schnell vertraut geworden bin, weil ich Menschen und Dinge mir verwandt fühlte von Anfang an. Was könnte ich denn Besseres haben?"

Ellington lächelte. „Ich glaube, ich kann nichts tun, als das mit Freuden annehmen. Sie sagen nichts, was Sie nicht denken, das weiß ich. Und Sie können sich kaum wundern, daß ich mich ein wenig geschmeichelt fühle für mich und Grace, daß Sie so für uns fühlen. Sie, die Sie ganz unabhängig sind, nach niemandem zu fragen brauchen, hingehen können, wo Sie wollen..."

Helga Ingwersens Unterbrechung klang fast unwillig. „Ja, zum Beispiel zu meinem Onkel in Hamburg, um dort jeden Winter den Staub von achtzig Ballsälen zu schlucken. Ich reite doch lieber Ihre Jagden mit."

Ellington sah sie an wie prüfend. „Allzulange, fürchte ich, haben wir Sie sowieso nicht mehr. Dreiundzwanzig sind Sie jetzt. Es wird wohl bald einer kommen, der glücklicher ist als der arme Hearsly." Das gute Gesicht bekam einen Augenblick beinahe einen trüben Zug. Helga Ingwersen kannte diesen wunden Punkt. Sie wußte, daß der Oberst alle Zärtlichkeit, die ihm die Natur für einen Sohn gegeben hatte, da dieser fehlte, auf jenen Neffen übertrug. Vielleicht obwohl, vielleicht auch gerade weil, der junge Mann mit ihm keinen andern Zug gemein hatte, als den der vollendeten Gutartigkeit. Sie verstand deshalb auch, wie schwer der alte Herr darüber wegkam, daß — —

„Der arme Bob," sagte sie mitleidig. „Aber glauben Sie mir, er tröstet sich. Ich wäre für ihn auch nicht die richtige gewesen. Er braucht eine Frau, die repräsentiert." „Was Sie könnten wie keine," murrte Ellington. Sein väterlicher Blick umfaßte bewundernd ihre Gestalt. „Was ich aber nicht will," sagte sie einfach. „Das war es nicht, wovon ich geträumt habe in meinen Kinderjahren, ein Stern zu sein einer Londoner Season."

Das treue Gesicht des Colonel wurde ernst. „Träume sind gefährlich, Fräulein Ingwersen."

In Helga Ingwersens Augen aber trat das, was Grace Ellington ihren Fernblick nannte. „Wer von Kind an ins Grenzenlose

geblickt hat, über Marsch und Moor und See und Heide, der darf träumen. Und mich lassen Sie meinen Träumen treu bleiben."

Dann sprach sie mit veränderter Stimme: „Ich glaube, ich kann noch ein paar Blumen mehr brauchen." Und wieder schnellte sie über den Graben und stand unter den Halligblumen.

* * *

Helmut Harringa hatte Wyk erreicht. Auf dem kleinen Flecken lag immer noch derselbe Frieden wie vor dreiundzwanzig Jahren, als er das Örtchen zuerst gesehen. Vom Strande mit den weißen Zelthütten und vom „Sandwall", der Hauptstraße unter dem grünen Blätterdach, blickte ihm manch' fröhliches Gesicht mit Sommeraugen nach. Oben an der Landungsbrücke lehnten und saßen — wie immer seit den dreiundzwanzig Jahren — seine alten Freunde, die Schiffer. Die Gesichter ohne Spuren der Zeit; die Menschen altern nicht hier. An denen kam er nicht vorbei ohne ein Gespräch. Das wußte er. Wollte es auch nicht anders.

„Herr Doktor," sagte sein uralter Freund Jessen, der Besitzer der ‚Möve', „heute nachmittag könnten wir gut nach Langeneß fahren. Das Wasser ist gerade richtig dafür. Um drei Uhr hier von der Brücke." — Gut, warum sollte er nicht heute nachmittag um drei Uhr nach Langeneß fahren? Die Zeit war ja frei hier, wie der Raum.

Und er schlenderte weiter, die Königsstraße hinunter.

Und nun war er auf dem Deichweg. Zu Füßen rechts den kleinen Hafen. Und wie der nun mit einem Male umknickt zu einer langen, schönen geraden Linie in die See, da öffnet sich links die Marsch. Vorn Wasser und Schilf, und die Ziegelei mit den langen Dächern und dem hohen Schlot. Dahinter aber weite, weite Wiesen mit unzähligen Gräben dazwischen und mit Gattern, die in der Sonne glänzen, die weiß, die rot und die schwarz. Sonst, vom Fuße des Deichs bis zur fernsten Ferne, nur Grün. Ganz eben, ganz ohne Störung. Da ganz hinten aber, das gewaltige Halbrund einschließend in festen unverrückbaren Rahmen, scharf sich abhebend gegen den Morgenhimmel, die Deichlinie. Über den ganzen Landhorizont läuft sie, von Kap Nishörn — das sich dort rechts vorwärts aufbaut hinter der blauen, flachgeschweiften Bucht — nordwärts erst und dann umbiegend nach Westen, bis das Auge versagt. Ganz gleichmäßig, unsagbar ruhig.

Um Helmut Harringa weben Sonne, Freiheit und Erinnerungen. Halb unbewußt drängt sich ein Lied auf seine Lippen. Vier Zeilen nur eines Liedes. Das sich in ihm geformt hat vor langen Jahren schon, das nie hinausgekommen ist über diese vier Zeilen, und das keiner kennt außer ihm. Das aber ihm das kunstlose, stammelnde Bekenntnis der unendlichen Liebe geworden ist zu all dem Land, das sich dehnt zwischen dem Elbstrom und Skagen. Der leise Seewind trägt die Töne über die Marsch:

„Land meiner Liebe, Land meiner Seele,
Meerumschlungenes, heiliges Land,
Wie ich dich suche, wie ich dich wähle
Wogende Heide, blitzender Strand ...“

Und dann weckt all die Weite die Sehnsucht auf, die alte Sehnsucht, die nie geschlafen hat seit der Knabenzeit, die immer das gleiche Symbol gehabt hat: Die Gudrungestalt — —

Die weiche Luft spielt. Wie durch zeitlose Räume schreitet Helmut Harringa dahin zwischen Meer und Marsch, auf dem schmalen Pfade der Deichkrone, der zwei Unendlichkeiten scheidet.

* * *

In Glück und Sehnsucht ist Helmut Harringa weiter geschritten in den goldenen Morgen hinein.

Und ist um Kap Nishörn herumgebogen. Und ist weiter gegangen, immer weiter an der neuen blauen Bucht, die sich auftut hinter dem Kap.

Und über ein kleines später hat Helmut Harringa gewußt, daß der Stern seiner Jugend kein Irrlicht war. Er hat einen Stoß gefühlt. Vom Herzen durch alle Glieder:

Gudrun am Meere.

— —

Es ist kein Roman gewesen, was nun begonnen hat zwischen Helmut Harringa und Helga Ingwersen. Kein Hin und Her mit Hitze und Kälte, mit Flirten, Kokettieren, Anklammern und Abstoßen:

Zwei geradlinige norddeutsche Menschen haben sich gefunden. Die zusammen gehörten. Deren Seelen und Leiber sich gesucht seit dem Anfang ihres Seins. Die nun, zusammengeführt von allen guten Mächten ihrer Heimat, sich nicht mehr gelassen haben.

In meilenweiter Einsamkeit ist Helmut Harringa zusammen getroffen mit Helga Ingwersen und Oberst Ellington. Menschen, die sich so begegnen, weitab vom Zwang hergebrachter Unnatur, die grüßen sich mit freundlichem Wort. Und kennen einander schnell.

Helmut Harringa und Helga Ingwersen haben sich schon gekannt, noch ehe das erste Wort gesprochen war. Und haben beide gewußt, daß sie sich Schicksal waren.

Als sie nun nach Wyk zurückgegangen sind — wieder oben auf der Deichkrone, Oberst Ellington in der Mitte, sie an seinen beiden Seiten — da hat es auf ihnen gelegen wie eine heilige Scheu, so daß sie nur wenige Worte gesprochen haben mit einander.

Die Unterhaltung führten Helmut und Ellington. Von seiner Militärübung erzählte jener, und der alte Soldat hörte mit herzlichem Interesse. Von dem neuen Reglement, das gerade eingeführt war, von den scherzhaften Schwierigkeiten des Übergangs: Wie so oft eine verstohlene Vergnügtheit durch die eiserne Disziplin hindurch geschimmert hatte, wenn sich die drei breiten Linien der Zugkolonne in die drei schmalen Säulen der neuen Kompaniekolonne zusammenschoben, und wenn dann der Zugführer immer wieder vergaß, daß er vier Schritt vor das Haupt der Säule gehörte.

Und dann sprang das Gespräch über auf die Politik. Nur einen Monat lag der Besuch der deutschen Presse in England zurück. Ellington sprach davon; als Helmut eine erstaunte Bemerkung darüber machte, wie gut er die deutsche Sprache beherrsche, wies er lächelnd auf Helga Ingwersen:

„Eine gute Lehrerin," sagte er und fuhr dann fort: „Sie werden es ja auch wissen, unsre herrlichen ‚Times' haben auch diesmal wieder gehetzt gegen Ihr Land. Liebe Menschen, diese prächtigen Redakteure, die selbst für alle Zeit sicher hinter ihrem Schreibtisch sitzen und von diesem schönen Platz aus stammverwandte Völker aneinander hetzen." — Die Zornröte stieg in sein Gesicht. „Könnte ich nur zwölf solche Kerle in England hängen, es sähe besser aus in der Welt."

„Dann hängen Sie auch gleich dreizehn von meinen Landsleuten mit, d i e Sorte gedeiht ganz prächtig auch bei uns," sagte Helmut überzeugt. Beide lachten. Aber der Oberst wurde schnell wieder ernst und sprach weiter:

„Wissen Sie, wenn das Gespräch darauf kommt, fällt mir immer ein Tag ein, ein Tag, den ich nie vergesse: der neunte November achtzehnhundertsiebenundneunzig. Im Maidan-Tal lagen wir, oben in Tirah. Wir hatten's gut. Auch alle Verbindungen nach rückwärts famos in Ordnung. Sir William Lockharts Steckenpferd wissen Sie. Sogar Zeitungen bekamen wir auf dem Wege, nicht die allerneuesten, aber es war doch sehr angenehm. Nun, am Morgen jenes Tages, an den ich mich so gut erinnere — Sie werden gleich sehen weshalb — kriegte ich auch ein Exemplar der lieben ‚Times' in die Hände. Vorn an natürlich ein drei Spalten langer Hetzartikel gegen Deutschland. Nun, man freute sich, daß man überhaupt was zu lesen hatte. — Gleich darauf ging's los. Zu einem Aufklärungszug in ganz großem Stil; sieben Regimenter im ganzen. Na, das Einzelne interessiert Sie nicht. Kurz: Wir stellten fest, was wir wissen wollten. Die Verluste dabei nicht allzu groß. Nun ging's ins Lager zurück. Auf scheußlichen Wegen. Und dunkel wurde es auch. Ich hatte nur noch fünf Kompanien von meinem Regiment zusammen. Der Rest war verzettelt, hier und da. Irgendwo tat sich zwischen den Bergen ein altes, ausgetrocknetes Strombett auf, tief und felsig. Nicht sehr vertrauenerweckend. Aber es führte so ziemlich direkt auf unser Lager zu. Und es wurde dunkel, wie gesagt. Bleiben konnten wir nicht, wo wir waren; wir mußten vorwärts. Also hinein. Mit so viel Vorsicht, wie es irgend ging. Nun stellen Sie sich den Weg vor über das üble Geröll unter unsern Füßen. Ein Teil unsrer Leute mit Verwundeten bepackt. Und selbstverständlich, wie es gerade so weit ist, daß alle Kompanien lang auseinandergezogen sind, kaum eine Sektion mehr in Ordnung, da ist mit einem Mal der ganze Felsenhang auf der Westseite mit braunen Kerlen besetzt. Kaum sichtbar zwar für uns in dem Abenddüster. Aber ich sage Ihnen, sie können schießen diese Afridis, auch im Dunkeln, kaum eine ihrer Kugeln ging vorbei. Und kein Gedanke daran, bei uns den Kampf zu ordnen, überrascht, auseinandergezerrt, behindert und nachtblind, wie wir waren."

Ellington stockte. Die Vergangenheit, die er heraufbeschworen, ward so lebendig in ihm, daß er die ganze grausige Hülflosigkeit von damals wieder empfand, als sei sie gegenwärtig. Schweigend rang er eine Minute lang den Zwang des gräßlichen Bildes hinunter: wie M ä n n e r verzweifelten.

Helmut Harringa aber gehörte, kaum daß jener verstummt war, wieder ganz der sonnenleuchtenden Gegenwart. Hinter des Obersten

eisengrauem Haar vorbei sah er mit andächtigem Staunen auf die goldenen Flechten derer, die neben ihnen schritt. Und beugte — ganz schnell und verstohlen — das Haupt weit zurück, zu raschem, durstigem Blick. Und trank alles in sich hinein was er schaute: die Rosenfarbe des kräftigen Antlitzes, die Klarheit der Stirn, die feste Linie der geraden Nase und die Willensmacht um den starken Mund. Wagte die schnelle Bewegung noch einmal und sättigte seine beiden Augen an der königlichen Gestalt, die keine Unnatur der Mode jemals hatte verzerren dürfen.

Dann trafen wieder Laute sein Ohr. Ellington sprach weiter: „Nie in meinem Leben habe ich mich so verraten und verkauft gefühlt. Gewehrt haben wir uns nach den ersten schrecklichen Minuten, was wir konnten, das glauben Sie mir wohl. Aber wenn nicht irgend ein guter Engel die sechsunddreißigsten Sikhs den Kerls in den Rücken geführt hätte, stände ich heute nicht hier. Genug arme Teufel haben sowieso ins Gras beißen müssen bei uns. Aber — und das wollte ich Ihnen eigentlich erzählen — wie das manchmal so geht: gerade in entscheidenden Augenblicken fallen einem so nebenbei Sachen ein, die da gar nicht hingehören, aber man kann sie nicht los werden. Sie hindern nichts was getan werden muß, denn sie leben sozusagen in einem besonderen Fach des Kopfes für sich. Aber da kann sie denn auch keine Macht der Erde herauswerfen. Also während der ganzen Geschichte, von der Minute an wo ich die ersten braunen Köpfe über den Felsen sah, durch all die Befehle und Kommandos hindurch, die ich geben mußte, ohne zu wissen ob sie durchdrangen durch die Hölle von Geschossen, von Geschrei und von Sterbenden, bis zu dem Augenblick, wo mir mein lieber Sir William nachher im Lager die Hand schüttelte, — durch all das hindurch habe ich immer in jenem Fach meines Kopfes den verrückten Leitartikel der ‚Times‘ gehabt. Gedruckt. Jedes Wort zu lesen, wie ich es am Morgen gelesen hatte. Und mußte immer — ganz kühl und nüchtern — mir überlegen: Hat der Kerl, der da so hetzt, wohl jemals Pulver gerochen? Und in einem Augenblick da war's noch merkwürdiger. Wissen Sie, ich bin in meinem Leben nie dazu gekommen, sehr viele Bücher zu lesen. Außer meinen militärischen Fachschriften natürlich. Aber ein Steckenpferd hab' ich immer gehabt. Meinen Shakespeare. Offen gesagt, nicht gerade den Hamlet. So hoch kann ich nicht fliegen. Aber die Königsdramen, die habe ich gelesen. Alle. Wenigstens dreißigmal von Anfang bis zu Ende. Es fehlt nicht viel, daß ich sie auswendig kann. Und wie nun

in dem verfluchten Strombett gerade der arme Kerl, der Leutnant Waddell seinen Schuß durch den Kopf kriegt — zwei Schritt rechts von mir — und wie ich nun ganz sicher bin, gleich geht's mir ebenso, und mir dann überlege, ob wohl nachher noch irgendwer auf den Beinen ist, der den Rest meiner armen Kerls nach Hause führen kann — und wie ich bei alledem immer den blödsinnigen Leitartikel ganz richtig gedruckt vor mir sehe, da steht mit einem Male oben fett darüber eine Stelle aus Shakespeare. Aus König Heinrich dem Fünften. Ich wußte auch genau, wo sie stand: Vierter Aufzug, erste Szene. Aber ein paar Worte waren verändert gegen den echten Text..."

Helmut Harringa fühlte sich in ähnlicher Lage wie der Colonel damals im Strombett des Maidan-Tals, in sehr ähnlicher, wenn sie auch angenehmer war. Was ihm der alte Herr erzählte, das hatte ihn jetzt so lebendig gepackt, als habe auch er damals neben dem armen Leutnant Waddell gestanden. Aber auch in seinem Haupte war jetzt ein Fach, aus dem ein Gedanke nicht herausging, der Gedanke, daß neben ihm Helga Ingwersen schritt. Dennoch konnte er sich dem Banne der Geschichte des Obersten nicht entziehen und fragte gespannt: „Und wie hieß die Shakespearestelle in der Veränderung?"

Der Oberst blieb einen Augenblick stehen und sah ihn an. „Seid Freunde, ihr germanischen Narren; wir haben schwarze, gelbe und braune Händel genug, wenn ihr nur zu rechnen wüßtet."

„Amen!" sagte Helmut Harringa unwillkürlich. Das Wort kam von Herzen.

Und es ging zu Herzen. Nicht nur dem Colonel, durch dessen beherrschtes Gesicht eine Bewegung zuckte. Auch bei Helga Ingwersen, die nun erkannte, daß der junge Mann an ihrer Seite, zu dem es sie so unbeschreiblich stark hinzog, auch dachte und fühlte wie sie.

Aber jenseits alles Wissens und Verstehens wuchs in ihr jener gewaltige Zug. In der Hand einer Naturkraft fühlte sie sich. Sie wußte sie nicht zu nennen, aber sie wußte, daß es eine Kraft des Guten war.

In hundert Büchern ist zu lesen und in tausend Zeitungen, daß das Weib Erfahrung fordere von dem Mann seiner Wahl. Erfahrung in den Dingen der Geschlechter. Das hat Dirnengesinnung geschrieben für Dirnengemüter. Das reine Weib will den reinen Mann. Denn des Weibes Tiefstes ist der Mutterwille, der Wille zum g e s u n d e n Kinde.

Dieses Willens Urgewalt zog dieses Weib zu diesem Mann.

In Helmut Harringa aber, unter all den Gesprächen mit Oberst Ellington, lebte eine heilige Andacht. Und dann wieder eine jubelnde, begehrende Freude. An manchen dumpfen Ballsaal erinnerte er sich. Wie er dort in künstlichem Licht, in künstlich aufgeregter Sinnlichkeit, manchmal geglaubt hatte, nun habe er das gefunden was er suchte. Und an den Ekel, mit dem er dann stets am Morgen danach erwacht war. All das sah er noch einmal in dieser hellen Morgensonne an diesem nordischen Meer. Sah es so, wie der Bergwanderer von der schneeigen Spitze herabblickt auf die überwundenen Klippen unter ihm.

* * *

Es war am zweiten Tage danach. Wie die Menschen rechnen. Helmut Harringa und Helga Ingwersen hätten es nicht gewußt. Von Uetersum aus, im fernsten Westen der Insel, schritten sie Seite an Seite dem alten Steindeich zu. Fünfzig Schritt vor ihnen gingen Oberst Ellington und Knud Paulsen, der Bauernwirt aus Uetersum, der mitgekommen war als Führer. Eine wuchtige Gestalt mit kurzem Nacken und schweren Gliedern. Über ihnen allen lag die grenzenlose Ruhe der Landschaft um sie her. Die Ruhe, die sich gelagert hatte über die Wikingergräber, die links rückwärts träumten, und über die unendliche Marsch zur Rechten und über die Telegraphenleitung, die weltverachtend ins Watt schlenderte.

Auch Helmut träumte. Träumte von den Füßen, die neben ihm schritten. Wie die, auf dem weiten Wege hierher, die hohe Gestalt über das Flüßchen bei Goting geschnellt hatten.

Nun weckte ihn die klare Stimme. „Sehen Sie unsern Knud Paulsen an. Beneiden Sie den Mann auch so wie ich?"

Helmut Harringa beneidete in diesem Augenblick niemanden in der Welt. Und er war versucht, diese Antwort zu geben. Aber er tat es nicht: zwischen ihnen war alles verbannt, was klang wie Schmeichelei. „Ich glaube, Fräulein Ingwersen," sagte er, „ich weiß, was Sie meinen. Denn auch ich habe den Mann lieb gewonnen in der kurzen halben Stunde unter seinem Dach. Ich glaube, das ist ein freier Mann."

„Ja," sagte Helga Ingwersen stark. „Das ist er. Ein freier Mann, der fest in seinen Schuhen steht. Fest im Mittelpunkt seiner Welt. Der sich vor keinem König duckt, und vor keinem

Priester. Der, wenn er betet, breitbeinig vor seinen Herrgott tritt und ihm erst treuherzig die Hand reicht."

Helmut stand, und wies zurück auf das kleine Dorf, dem sie entschritten waren. In tiefem Frieden lag es in der riesigen Einsamkeit. Die Häuser zusammengekrochen wie Hühner bei Gewitter.

„Fräulein Helga," sagte er, „der Mann hat es gut hier. Uns andern wird es nicht so leicht gemacht, die wir ringen müssen, lebendige Menschen zu bleiben in den lärmenden Massengräbern der großen Städte. Aber auch dort, glauben Sie mir, gibt es manchen, der ehrlich wünscht, zu sein wie er."

Sie antwortete nicht. Aber als er sich zum Weitergehen wendete, trafen sich voll die beiden Augenpaare. Zum ersten Male. Und er sah, wie ein Zucken über ihre Gestalt lief.

Noch wenige Schritte, und das Meer lag zu ihren Füßen; sie standen oben auf dem alten Steindeich. Neben Ellington und Paulsen setzten sie sich auf die Strohbestickung des Deiches. Der scharfe, würzige Duft des Strandwermuts mischte sich mit dem Hauche der See. Leise plätscherte die steigende Flut an die Steinbekleidung. Jenseits der Wasser, in der Nachmittagssonne, brennendweiß die Gletscherdünen von Amrum und Sylt.

Über die breite Lücke dazwischen scholl es daher wie ganz, ganz fernes Heulen. Helga Ingwersens leuchtende Augen hefteten sich dahin, wo weit, weit im Westen, jenseits der Hörnumer Rhee, die weißen Schaumköpfe der Brandung standen.

Und leise, nur Helmut vernehmlich, sprach sie vor sich hin: „Ich habe immer gern in die Weite gesehen: am Husumer Deich da ist eine Stelle, da geht ein freier Blick hindurch. Zwischen Eiderstedt und Nordstrand. Da glänzt über meilenweite See weg das Feuer von Helgoland, abends, wenn es dunkel wird. Da habe ich am liebsten gestanden — als ich ein Kind war. Und hinausgeschaut, und mich gesehnt..."

* * *

Wieder war die Welt zwei Tage älter. Glühend lag die Sonne von Sylt auf der westlichen Flanke der riesigen weißen Düne, die das Listland durchquert.

Schon am Morgen hatten die beiden, die jetzt hier hinabstiegen, den gewaltigen weißen Kamm leuchten sehen: nach Kampen hatte er herüber geschimmert, hinweg über all die Wildnis im Norden, als sie mit Oberst Ellington auf der hohen Uwedüne

gestanden hatten. Helmut Harringa, der Ortskundige, hatte auf das glänzende Weiß den Finger gerichtet und gesagt: „Das überklettern wir heute nachmittag, wenn wir zurückkommen von List." Aber in demselben Augenblick war der Oberst schmerzhaft zusammengezuckt: „Ich werde leider nicht dabei sein. Mein armer Fuß. Dieser verfluchte Streifschuß von Dargai meldet sich wieder. —" Im Heidekrug war er zurückgeblieben. Nun sonnte er sich seit ein paar Stunden am Kampener Strand und harrte der Rückkehr der beiden jungen.

Unter Helga Ingwersens Fuß schwand der weiße Sand; es war Heidegrund, was sie und ihr Begleiter jetzt traten. Die heilige Einsamkeit des Mannemorsum-Tals hatte sie aufgenommen.

Sie sahen sich rings um und hielten den Atem an. Sie wußten plötzlich, daß sie allein miteinander waren. Ganz allein mit sich und Gottes Odem, der hier wehte. Die Menschenwelt war versunken, weit hinter den breiten, hochgeschwollenen, sonnenglühenden Sandströmen, die ringsum fließen um dieses Heidegeheimnis.

Und sie sahen einander an und reckten sich hochauf in wonniger Kraft. Und im Wissen, daß sie beide hierher gehörten, hier in das starke Herz dieses Landes, das von allen Ländern ihrer Heimat das beste war.

Über ihnen beiden lag seliges Schweigen. Jedes fühlte durch sich und den Gefährten das Leben fluten, das da strömte im Seewind, das herunterglühte von der Sonne, dessen Jauchzen ihnen entgegenscholl aus dem Schrei der Möven.

Am Westrand des Tales brach Helga Ingwersen die Stille, während sie beide, Helmut voran, die schräge Sandfläche langsam hinanstiegen: „Es ist noch keinen ganzen Tag her, da waren wir in Westerland. Und liefen herum unter all dem unseligen Volk. Wissen Sie noch, wie da die fetten Männer und die geputzten Weiber auf und ab hasteten auf dem schmalen Brettergang, den man über den armen geschändeten Strand gelegt hat?"

Helmut atmete tief: „Wie ein Fratzentraum," sagte er. „Und ich freue mich doch, daß ich ihn geträumt habe. Denn mich däuchte dabei, all das traurige Gewimmel sei nur dazu da, daß ich ein einziges stolzes Haupt daraus emporragen sähe."

Und wieder war Schweigen zwischen ihnen, als sie dahin wanderten über die breiten, breiten Dünen, wie sie sich hoben und senkten. Immer herber und immer mächtiger brauste der Seewind über sie hin. Wolkenfetzen flogen mit ihm herbei und jagten

über die Sonne, daß auf Augenblicke die Glut, die über allem lag, starren Schatten wich.

Vor ihnen aber hob sich ein rollendes Tönen, das voller ward mit jedem Schritt vorwärts. Als sie die Norderstrandtäler durchschritten hatten, war es zum dumpfen Donner angeschwollen. Von ihm umbrüllt stiegen sie jetzt eine letzte Dünenkette hinan.

Und standen nun oben. Und standen gebannt. Und schauten und schauten. Unsagbar gewaltig brandete die grauschwarze See an der greifbaren Einsamkeit dieses nordischen Strandes. Dann klang eine Menschenstimme. Voll und stark.

„Helga Ingwersen! Wir wissen beide, wie es um uns steht. Wir möchten wohl zusammen wandern Seite an Seite für alle Tage, so wie es heute war. Aber der Weg, den ich gehen muß, führt steil bergan. Und ist steinig und rauh. Das müssen Sie wissen. Wollen Sie trotzdem mit mir gehen?"

Da hörte er neben sich einen hellen Ton. Helga Ingwersen lachte. Hell und sieghaft, wie die Walküren lachen.

Wieder ruhten zwei blaue Augenpaare in gleicher Höhe fest ineinander. Und zwei Hände fanden sich.

Und groß und glänzend ging über Helmut Harringas Leben die Sonne auf.

„Gib der Welt, auf die du wirkst, die Richtung zum Guten, so wird der ruhige Rhythmus der Zeit die Entwicklung bringen."

Schiller.

Dreizehntes Kapitel.

Und wieder ward ein Tag, da das Licht Herr war.

In breiten Strömen flutete es hernieder auf Flensburgs steile, gewundene Gassen, auf seine Hügel, auf seine spitzen Türme. Nirgends voller und heißer als auf die hohe Bastion, wo einst die Duborg gestanden hatte.

Erichsens Rechte hielt mit aller Zartheit, deren der Riese fähig war — er war noch viel massiger geworden seit jenem Novembertag in Berlin — die Hand eines fünfjährigen Mädchens; an seiner Linken ragte hoch und breit sein flachsköpfiger Junge: Nächste Ostern sollte der konfirmiert werden.

Der Mund der Kleinen stand nicht einen Augenblick still. Bald sollte der Vater das neue blaue Band an ihrem Kleid bewundern, bald hatte sie jemandem aus einer der andern Menschengruppen, die auf dem Platz standen, eine wichtige Neuigkeit zu erzählen. Dann wieder mußte sie gerade jetzt die bestimmte Versicherung haben, daß sie auch wirklich nächstes Jahr zur Schule komme. Nun gewährte sie einen Augenblick Schonzeit. Aber gleich darauf hieß es wieder:

„Papa, gehen wir nachher auch ganz gewiß nach dem Burgfried, wo die ganz vielen Menschen stehen?" Und kaum war die Frage zur Zufriedenheit beantwortet: „Papa, kommen sie nun nicht bald?"

Erichsens mächtige Hand strich dem Kinde über den Kopf. Dann sah er nach der Uhr. „Jawohl Gretchen, sie kommen gleich."

Und nun drangen in das Summen und Brausen, das heute die ganze Stadt zu erfüllen schien, helle Töne von unten herauf: der Sturmmarsch von Düppel.

Des jungen Hans Erichsen Augen hatten bisher, über das lange schmale Häusergewirr zu ihren Füßen und den Hafen da-

hinter, hinweg geblickt auf den Ballastberg und die Höhen von Jürgensby. Jetzt schoben sich die Brauen des Knaben zusammen, daß sich auf der Stirn eine senkrechte Linie bildete, und scharf spähten seine Augen die Treppenstraße hinab in die Lücke, wo, zwischen zwei roten Dächern, sonst das Pflaster der Norderstraße sichtbar war. Heute schimmerte es nicht herauf. Dafür sah des Knaben Blick auf die Regimentskapelle der Sechsundachtziger, die darüber hinwegschritt.

Und nun, die Musik fast übertönend, ein brausender Jubelschrei: Hinter den letzten Uniformen schob sich ein mächtiges blaues Banner an der Lücke vorbei. Und dann der dröhnende Massenschritt von Tausenden, taktmäßig hindurchklingend durch die Trompeten und die jauchzenden Rufe.

Vorsichtig faßte Erichsen die Kleine fester; dann, sich vorbeugend, spähte auch er hinab.

„Hans," sagte er, „welchen Tag und welches Jahr haben wir heute?" Der Junge sah etwas verdutzt zu ihm auf, hatte aber seine Augen gleich wieder unten auf dem vorbeiwogenden Menschenstrom. „Nun?" fragte Erichsen, und nach einem Augenblick des Nachdenkens kam dann die Antwort des Knaben: „Sonntag, den achtundzwanzigsten Juli neunzehnhundertundsieben."

„Gut, mein Junge, merke dir das Jahr und den Tag. Und was du heute siehst. Verstehst es wahrscheinlich noch nicht. Macht nichts. Und wenn du später daran zurückdenkst, dann vergiß auch nicht, daß du es hier zusammen mit deinem Vater angesehen hast." — Es kam ein ganz leichtes Schwanken in seine Stimme, aber Hans Erichsen bemerkte das nicht. Wußte auch nicht, daß der Vater in diesem Augenblick unwillkürlich nach seinem Herzen griff, wo er wieder diese sonderbare Beklemmung fühlte. — „Also denke daran, daß ich dir gesagt habe, du sollst das behalten, was du heute siehst. Und noch an eins sollst du dich stets erinnern: daß ich dir immer gesagt habe: „Hans, du kannst alles werden, wozu du Lust hast. Dafür, daß du das kannst, hat dein Vater geschuftet sein Leben lang. Nur in d a s Haus darfst du mir nicht hinein," — und er wandte sich um und wies auf den ragenden Bau der Duborgbrauerei, der sich, hinter dem freien Platz in ihrem Rücken, an der Burgstraße auftürmte.

Er wollte noch mehr sagen. Aber er biß sich auf die Lippen. „Wozu?" murmelte er in sich hinein, „das begreift er doch noch nicht." Und dachte nur für sich den bitteren Gedanken zum hundertsten Male durch, wie der harte Frohn des Erwerbens einen ehrlichen

Mann zwingen kann zum Kampf gegen das, was er so gern siegen sähe, damit die Welt licht sei für seine Kinder. „Was hilft das Grübeln?" sagte er dann wieder halblaut. „Wenn's nur der Junge eimnal besser hat. Und die Kleine."

Die machte sich gerade wieder bemerkbar. „Papa, ich kann nichts sehen!"

Da hob er sie hoch über seinen Kopf mit den beiden schweren Armen. Aber mit leisem Stöhnen mußte er sie gleich wieder niedersetzen: Die Anstrengung hatte das sonderbare Angstgefühl um das Herz alsbald wieder gebracht. Die Kleine verzog das Gesicht zum Weinen, war aber schnell getröstet, als Erichsen nun sagte: „Sei man ruhig, kleine Prinzessin, wir gehen jetzt gleich zum Burgfried. Da sehen wir alles viel schöner."

Er warf einen Abschiedsblick auf die Föhrde, die links aus der Tiefe heraufblaute. Dann machte er eine Wendung nach rechts und zog die beiden Kinder mit sich.

Sie bogen um die Ecke herum, die sonst als die windigste Stelle galt in ganz Flensburg. Heute war auch sie nur Wärme und Wohlbehagen.

Erst vor drei Tagen war Erichsen, von einer Geschäftsreise, aus London zurückgekehrt; noch stand vor seinen Augen das Bild der Völkerströme, die täglich durch die City fluten. Dennoch packte ihn, was er jetzt sah: Kopf an Kopf gedrängt stand die Menge oben vor den Prunkfassaden des Burgfried. Schwarz von Menschen glitten die breiten gewundenen Treppenwege, umwogt von den roten Blüten der indischen Alpenrose, den grünen Abhang hinab. Wo die aber endeten — unten auf dem räumigen Fußsteig der weiten steilen, flaggenumwogten Toosbüystraße — da füllten neue Scharen jeden Fußbreit Raumes. Soweit der Blick ihm folgen konnte, dem Anstieg der Straße nach rechts, traf er auf das gleiche Gedränge: Überall standen sie so in den Straßen der Stadt; ganz Flensburg jubelte draußen in der sonnigen Sommerluft, bereit, sein Kind zu begrüßen.

Mit Mühe und Geduld hatte sich Erichsens Schwere oben am Burgfried durchgekämpft bis zum Geländer am Abhang. Jetzt stand er daran, jetzt hielt er es mit der Rechten umklammert, um nicht weggestoßen zu werden. Hoch auf seinem andern Arm saß Gretchen und lachte vergnügt hin über die Köpfe unter ihr. In Hans aber kämpfte die Würde des angehenden Mannes wenig siegreich mit dem Wunsche nach Schutz in diesem Gedränge: dicht preßte er sich an den Vater.

Zehn Minuten vergingen. Dann tönten hoch vom Burgplatz — weit ab zur rechten Hand der Harrenden — Rufe herab. Oben an der höchsten Stelle der Toosbüystraße, dort, wo sie mit dem Burgfried zusammenläuft, flogen die Hüte von den Köpfen. Und wie nun die Spitze des Zuges den steilen Abstieg zur Straße betrat, setzte die Musik wieder ein. Der Torgauer Marsch. Auf dem Burgfried sangen sie den Text dazu. Als Hans Erichsen mit einstimmte in die Schlußworte: „Wir fürchten Gott allein", war das große blaue Banner, das den Zug führte, gerade unter ihm. Jetzt konnte man deutlich die Weltkugel darauf erkennen. Und hinter dem Banner schritten Hunderte und Tausende. Männer und Frauen. Freudeglänzende Augen in entschlossenen Gesichtern. Immer fester wurde der Takt der Schritte und immer dröhnender ihr Hall, wie sie die Toosbüystraße hinabstiegen. Und lauter und lauter der jauchzende Zuruf des Volkes.

Jetzt ging ein Ruck durch die Menge, und zehntausend Köpfe reckten sich nach vorn. Einen Augenblick Stille. Dann ein einziger donnernder Ruf: „Hoch Volquardsen!" Erichsen sah den schlichten Mann mit dem dunkelblonden Haar unten vorüberschreiten. Und wußte plötzlich nur noch, daß das sein Landsmann war, dem die Ehrung galt. Und ein ganzer Kerl obendrein. Das ward ihm bewußt, als der Ruf einsetzte. Als der verklungen war, hatte der Brauer Erichsen ihn mitgerufen.

Helmut Harringa und Rudolf Willbrandt schritten nebeneinander im Zuge. Nicht sehr weit hinter Volquardsen; sie konnten manchmal sein Gesicht sehen und wunderten sich beide, wie unveränderlich dann immer die gleiche freundliche Ruhe darauf lag. Und doch hätten diese Augen strahlen dürfen in hohem Stolz, wenn sie sahen, was jetzt war, und sich dann wieder zurückwandten auf das, was gewesen:

Hoch oben im Norden hatte es angefangen. Wo deutsche und dänische Art und Sprache sich mischen. Unter einfachen Männern im leinenen Kittel, ungenannten Leuten, die die Welt nicht kannten, und die die Welt nicht kennt. Aber in deren Herzen der Freiheitstrotz der Nordländer brannte. Der sich aufbäumte gegen geheiligtes Herkommen und mächtige Sitte, die das Volk fraßen. Ein kleines Feuer hatten sie angezündet, langsam hatte es gebrannt und schüchtern vor mehr als zwanzig Jahren. Und Paul Volquardsen war hinzugetreten und hatte es geschürt mit eisernen Sehnen und stählernem Sinn. Da war es aufgeflammt, daß Flugfeuer hinüberflogen in die große freie Stadt an der

Elbe. Daß die Flamme die Westküste faßte des meerumschlungenen Landes und hinunterbrannte von Leck über Sylt und Föhr nach Eiderstedt und Dithmarschen. Daß auch des Baltenmeers Borde mählich aufleuchteten. Bis das alles zusammenwogte in der Hansestadt und ihrer holsteinischen Nachbarin, wo nun, höher auflodernd Jahr um Jahr, die große ruhige Flamme stand, lichtsäend und funkensprühend über ganz Deutschland bis hin zur bierberühmten Brauerstadt im Isartal.

Gegen alle Propheten war das geschehen. Gegen alle Möglichkeit. Alle Mächte der Gesellschaft und des Geldes hatte ein Gedanke niedergelebt. Niedergelebt in Deutschland, in dem Lande, wo das Wort Ideologe — geprägt einst vom Fürsten der Landesfeinde, um deutsches Wesen zu verunglimpfen — nun das tötendste Schimpfwort geworden war im Munde und im Kreise derer, die sich heute vaterländisch nannten. In dem Lande, dessen Zeitungen, wenn sie mit der Macht gingen, täglich troffen von der Versicherung, keine andern Kräfte gebe es in der Welt als Geldhunger und Machtdurst der Staaten und der Stände.

Arme Toren! Die wohl recht behielten, solange die vielen Gedanken, die auch jetzt noch wuchsen in Herz und Hirn deutscher Menschen nicht mehr gebären konnten als ein Geschwätz. Die aber dastanden in all ihrer Ohnmacht und Blöße, als hier nun endlich wieder ein Gedanke aufsprang, stark genug, die Tat zu zeugen. Eine kleine und unscheinbare, nichts mehr als ein festes unwandelbares „Nein". Gleich geboren dem „Nein", das jene ersten Christen gesprochen hatten, wenn sie ein Weihrauchkörnchen, ein einziges, elendes, opfern sollten vor den Bildern der toten Götter. Aber — wie jenes „Nein" und alle seines Geschlechts — ein Keil von Stahl. Der, unzerbrechlich geschmiedet, von der Seite her eindrang in all die tausend und tausend Triebe nach Geld und Macht, die sich untereinander kreuzten, bekämpften und fraßen, wie in die weichen Leiber eines Schlangengewimmels.

Wohl wußten die, die den Keil schoben, daß alles gegen sie aufstehen mußte, was in der Menschenwelt lebte an Tierwesen: an Wiederkäuerträgheit und an Raubtierwut.

Da schritt keiner im Zuge, der nicht eine Wunde trug von einem plumpen Horn, von einer gereizten Tatze. Aber jeder hatte seine Wunden vorn. Das wußte jeder von sich, jeder vom andern. Das schmiedete sie alle zusammen, das tilgte hier immer wieder alle Kämpfe, die sonst das Volk zerrissen. Hier fragte keiner danach, welches Kleid der trug oder welches Werkzeug der führte,

der neben ihm im Gliede schritt. Ob er ein Bauer war von Schleswigs und Holsteins fetten Marschwiesen oder von Bayerns mooriger Hochebene. Ob er seine Sehnen spannte bis zum Reißen auf den Quaimauern von Hamburg oder Bremen. Oder ob er als Hochschullehrer lauschenden Zuhörern das Wissen kündete, als Richter das Recht sprach, als Offizier eine Truppe führte oder ein Schiff, oder als Arzt am Krankenbett stand. Was die Zeitungen tausendfach verspottet hatten als Wahn und als Nebelgebilde, hier war das doch wieder harte, erdfeste Wahrheit geworden: daß Männer und Frauen zusammenstanden als nichts andres denn als Volksgenossen und als Menschen. Unlösbar verbunden durch den einen Gedanken: Als Kämpfer stehen wir auf dieser Erde unsres Landes. Als Sieger müssen wir einst darauf stehen, wir, oder unsre Söhne und Enkel, soll nicht dies Land, soll nicht unser Volk, versinken in Sumpf.

Nicht nur in denen lebte das, die hier schritten. Es glühte und brauste in dem ganzen großen, festgeschlossenen Heer, das sie hierher geschickt hatte als seine Abgesandten.

Tausend und tausend Gedanken liefen heute zusammen hier in der Föhrdestadt. Die da draußen entsprungen waren — irgendwo. Nahe den Gletschern der Berge oder am Salzsaum der Küste, im kornumwogten Dorf oder unter den Schloten der Fabrikstadt, in Palast oder Hütte. Aber alle endeten sie in Kopf und Herz derer, die jetzt hier hinabstiegen hinter den blauen Fahnen. Und in diese Köpfe und in diese Herzen trugen sie nun die Kräfte, die sie aufgesogen hatten aus Land und Volk überall im Reich. J e d e r fühlte das von denen, die hier zogen.

Weit dehnte sich Helmut Harringas Brust und trank die Sonnenstrahlen ein. „Solchen Tag erleben dürfen, Willbrandt! Das überzahlt Arbeit und Kämpfe von Jahren und Jahren und gibt Kraft für Jahrzehnte."

„Das Beste," meinte der nachdenkliche Willbrandt, „das Beste bleibt, daß man in unserm Deutschland einen Gedanken doch nicht tot spotten kann. Selbst nicht in unsern Tagen."

* * *

Und die Frühsonne des nächsten Morgens stieg auf. Auch sie fand die beiden Freunde Seite an Seite. Vorn auf der hohen Back des flaggengeschmückten ‚Thor'; eben glitt er an der Werft vorbei in den Hafen hinaus.

Helmut Harringas Blick suchte unter der Menge, die Mittel- und Hinterdeck des Schiffes füllte. „Hast du Volquardsen schon gesehen?" fragte er, „ich kann ihn hier nirgends finden."

„Der ist auf dem ‚Odin' schon weit voraus," antwortete Willbrandt, „schwimmt schon dort hinten." Und er wies über Steuerbord in die Richtung, wo die hohen Gebäude von Mürwik rot herüberglänzten. „Peter Reimers fährt in zehn Minuten mit der ‚Freya' ab."

„Drei Schiffe immer noch," sagte Helmut. „Nicht dreißig hätten gestern den Festzug getragen. Und nicht alle Schiffe hier im Hafen und auf den Hellingen der Werft das ganze Heer derer, die in diesen Tagen hier waren mit ihrem Herzen."

„Du denkst an Helga," sagte Willbrandt. „Ist es dir nicht schwer geworden, sie allein zu lassen, gerade jetzt..."

Helmut unterbrach. „Ich hätt's auch nicht getan, wenn nicht solche Tage mich gerufen hätten. Und selbst so nicht, hätte nicht der Arzt bestimmt noch eine Woche Zeit gegeben. Wäre nicht Hildegard zu ihr gezogen. Und wäre sie nicht so gesund und so mutig, wie sie ist. Und sie hat es selbst nicht anders gewollt. „Ich will nicht," hat sie gesagt, „daß du da fehlst, wo sie arbeiten für die Zeit und für die Welt, in der es einst leben soll: unser Kind."

Das Schiff glitt dahin, über flüssigen blauen Kristall, durch warme goldene Strahlen, die schmeichelnd die Worte hemmten, daß sie nur langsam, nur in Zwischenräumen sich folgten. Doch nicht vieler von ihnen bedurfte es, um im Wechselgespräch den Freunden die letzten Tage wieder lebendig zu machen. Tage ununterbrochener ernster Arbeit. Arbeit, die begonnen hatte mit dem Morgenstrahl und nie geendet vor Mitternacht. Arbeit aber, von der der Fluch genommen war, der sonst auf ihr lastete in dieser ruhelosen Zeit. Weil sie nicht mehr diente den flüchtigen Dingen des Tages, die heute aufsteigen und morgen versunken sind. Weil sie ihre Kraft zog aus dem ruhigen Mittelpunkt der Dinge.

Mächtige Volksversammlungen hatten Abend für Abend gefüllt. Und den besten Teil jeder Nacht. Wem irgend sie verliehen waren, die Liebe und der Zorn der freien Rede, der hatte sie aufbieten müssen, solange die Lunge den Atem hergab und die Kehle den Ton. Hatte wieder und wieder die langen Zahlenreihen vortragen müssen und die großen Tafeln erläutern, die mit ihren roten und blauen Säulen, mit ihren geraden und geschwungenen Linien, zum Bilde schufen für das Auge, was jene Ziffern den Geist lehrten: wie der Giftsumpf wächst und was er täglich er-

stickt. — Auf daß Antwort werde der stummen Frage der ernsten Massen, die sich schwarz und schweigend in die großen Säle preßten. Die Dunkles gehört von einer neuen Botschaft von Freiheit und Glück — Dunkles und Verstümmeltes, denn den Mund der meisten Zeitungen schlossen oder fälschten Brauergold und Brennermacht — und die nun zusammengeströmt waren aus Nord und Süd, sich Klarheit zu holen von Ohr zu Mund. Und jeder mühevolle Abend und jede durchwachte Stunde der Nacht hatten einen Ring zerbrochen in der Kette, an der Erichsens Sklaven rastlos schmiedeten, und eine Lücke gerissen in den Schleier des Trugs, daran sie weben mußten ohne Aufhören.

Wen dann aber der Morgen geweckt aus dem kargen Schlaf weniger Stunden, den hatte ein andres Werk geheischt. Jede Frühe hatte diesem Werk gehört, und jeder Mittag, und dann noch jede Stunde, bis die Sonne sank und die Arbeit des Abends wieder rief: Die Wege galt es zu zeichnen, worauf man weiterschreiten wollte in allen deutschen Gauen durch die zwölf Monde, die nun folgen würden, bis man dann wieder zusammentraf — dann in der alten Krönungsstadt am Main. Und Spalten hieß es dichten und Risse bessern, die nach Gottes Ordnung durch jeden Bau gehen, den Menschenhand schuf; und den Zwist im Keim ersticken, der nach der Geschichte ewigem Gesetz gezeugt werden muß, wo immer Deutsche sich einen. Dräuend hatte er auch hier sein Haupt erhoben, der Fenriswolf, der alles verschlingen will, was an frischem Leben wächst in deutschen Landen: der Hader um die Schemen der Politik. Aber Paul Volquardsen hatte ein feines Band gewoben, das ihn binden konnte und hatte es den Genossen gewiesen. Lange hatten die es hin- und hergewendet und es gestreckt und darüber gestritten — nach deutscher Art: viele, viele Stunden hatte die Debatte gedauert. Harringa und Willbrandt haben neben Volquardsen gestanden in der heißen Redeschlacht, bleich wie er und müde zum Umsinken. Aber gewichen sind sie nicht; der Wolf ist gebunden — für immer — sie haben ihren Teil daran.

„Weißt du," sagte Helmut, „was mir die liebste Erinnerung bleiben wird vom fünften deutschen Abstinententag? Wie die Führerin unserer Frauen sprach, die greise Marie Ringsdorff, gestern vor zwei Tagen. Nie hab' ich so viel Menschen zusammengedrängt gesehen. Du weißt ja, die Polizei hatte schließlich die Türen sperren müssen vor dem Andrang. Aber diese Menge hat mich eins gelehrt: Wie unendlich viel Güte schlummert in diesem

viel verschrieenen Menschengeschlecht. Wieviel Hunderte, meinst du wohl, mögen gewesen sein unter den Tausenden im Saal, die ihren Nachbarn, ihren Arbeitsgenossen, sonst gelten als rohe wüste Patrone? Aber als nun Marie Ringsdorff über ihnen stand in der Hoheit ihrer weißen Haare, hast du ein Auge im Saal gesehen, aus dem andres sprach als tiefste Ehrfurcht vor diesem heiligen Alter und dem dreimal heiligen Jugendfeuer darin?"

An der Backbordseite glitt Kollund vorbei. Von den Hügeln lugten weiße und rote Häuser aus grünen Buchenwäldern.

„So," sagte Willbrandt, „schaut dein und Helgas Heim auf die Elbe herab."

„Ja," antwortete Helmut froh. „Aus dem Ameisenhaufen sind wir heraus, vor dem uns beiden graute. Dank Hermann Timmermanns Geist, der auch in seinem Nachfolger lebt. Zwei Monate vor meiner Hochzeit war ich bei ihm und fragte ihn, ob er es befürworten wolle im Senat, daß ich hinausziehen dürfe. Es ist ja preußisches Gebiet dort draußen in Blankenese. Und wir haben zwar ein Deutsches Reich seit bald vierzig Jahren, aber kein hamburgischer Beamter darf sein Haus bauen außerhalb der rot-weißen Grenzpfähle, es sei denn, seine höchste Obrigkeit gebe ihren Segen dazu. Na, weißt du, was mir der prächtige Herr geantwortet hat auf meine Frage? „Meinen Sie eigentlich, Herr Doktor, daß ich mir einbilde, ich sei der Chef einer Behörde in Krähwinkel?"

Mit etwas verlangsamter Fahrt zog der „Thor" vorüber an Glücksburgs Bucht, die zwischen ihren Buchenhügeln dem aufsteigenden Tage entgegenträumte. Helmut Harringa setzte sich auf die Bank an der Reeling. Dann zog er seine Brieftasche hervor und entnahm ihr einen wohlverwahrten Brief. Seine Lippen kniffen sich zusammen. Er schien plötzlich ganz wo anders zu sein als hier in dem Sonnenmorgen.

„Was ist das?" fragte Willbrandt erstaunt.

„Etwas, was ich dir zeigen wollte, sobald Zeit und Ruhe dazu da wären. Ein Brief aus Konstanz. Von Generalkonsul Brooks an meinen Vater. Aus der Heilanstalt datiert. Du weißt ja, als vor zwei Monaten bei Lili Wendberg die Hirnlähmung auftrat, hat der alte Herr sie selbst dahin gebracht. Er ist noch nicht wieder in Hamburg gewesen seitdem. Hier, lies selbst."

Willbrandt nahm den Brief, setzte sich ebenfalls und las. Mit jeder Zeile ward sein Gesicht ergriffener. Wohl hatte ihn

sein Beruf gewöhnt, in kühlem Nachdenken die Dinge dieses Lebens zu erfassen. Aber keine Philosophie hielt stand gegen den unsagbaren Jammer einer Menschenseele, der aus diesem Papier sprach. Wortlos gab er dem Freund das Schreiben zurück. Ihm war, als hätten Sonne und Wasser und die grünen Hügel ihren Glanz verloren.

Beide schwiegen eine Minute lang. Dann sagte Helmut dumpf: „Zweimal im Leben habe ich meinen Vater weinen sehen. Zum ersten Male damals, als wir uns wiedersahen nach Friedrichs Tod. Und dann am letzten Mittwoch morgen. Ich war nach Hamburg hineingefahren, ehe ich in den Zug nach Flensburg stieg. Hatte den Eltern Lebewohl sagen wollen und ihnen von Helga berichten. Ich fand meinen Vater mit diesem Brief in der Hand. Die Tränen liefen ihm über die Backen."

„Ich kann mir's denken," murmelte Willbrandt, „es ist grauenhaft zu lesen."

„Ja," sagte Helmut. „Da ist nun ein Mensch, dessen Kopf und Herz haben nichts gekannt als Zahlen und seinen kleinen städtischen Ehrgeiz. Eines, ein Einziges, hat es gegeben, das hat in diesem Herzen gestanden wie ein strahlendes Heiligenbild. Seine Lili. Das Eine ist ihm jetzt zerbrochen worden, zerbrochen und beschmutzt. Ja, das *ist* grauenhaft, wenn ein Mensch das erlebt."

Willbrandt sann nach. „Erbarmungslos klar müssen die Ärzte dort mit dem alten Herrn gesprochen haben. Jedes Wort hat sich in sein armes Hirn eingegraben wie mit glühendem Griffel. Ob ihn das ganz unvorbereitet getroffen hat? Hat er nie geahnt, was sein Schwiegersohn ist?"

„Wer weiß?" antwortete Helmut. „Gedämmert mag es ihm ja haben, seit die arme kleine Christine lebt. Das unselige kleine Wesen, das nie darüber wird nachdenken können, welch' köstliches Geschenk ein Leben sein kann, und wem es Dank schuldet für das seine. Darüber so wenig, wie über andre Dinge. Du kennst ja den Jammer ebensogut wie ich. — Aber sicher ist auch, daß dem alten Mann die ganze gräßliche Klarheit erst jetzt geworden ist. Durch diese Ärzte, die kein Berufsgeheimnis für Eduard Wendberg zu wahren hatten. Die einfach die notwendigen Schlüsse offenbaren konnten aus dem, was sie sahen."

„Wie seltsam kalt," sagte Willbrandt, „doch der Schlußsatz des Schreibens klingt. Beinahe kalkulierend, so, wie ich den Generalkonsul sonst kenne. Gib den Brief noch einmal her, *die*

Worte möchte ich mir laut vorlesen." Und er las: „Aus Wiesbaden, wo sich mein Schwiegersohn seit drei Wochen aufhält, höre ich, daß er der Tochter eines Generals von Bredow stark den Hof macht. Das Mädchen soll ganz merkwürdig verliebt in ihn sein. Gerade wie Lili vor drei Jahren. Es heißt, sie wollen sich heiraten, sobald Lili tot ist. Das kann höchstens noch sechs Monate dauern, sagen die Ärzte. Was meinst Du, soll ich den General warnen? Ich will es nicht tun. Mir ist alles in der Welt gleichgültig geworden."

Willbrandt gab den Brief zurück. Helmut barg ihn in der Brieftasche und steckte die wieder zu sich. Willbrandt blickte über das Wasser und die Uferhügel hin, die nun wieder schneller vorbeiflogen. Da hub Helmut noch einmal an: „Ich habe meinen Vater gebeten, mir den Brief zu leihen für diese Reise. Ich wollte ihn in Ruhe lesen. Ein paarmal. Und dabei des Abends gedenken, der auf die Alster niedersank, als diese traurige Geschichte begann. Und dessen, der damals noch atmete im Licht." Willbrandt verstand und schwieg.

Die Back war bisher ziemlich leer gewesen. Jetzt füllte sie sich mit Menschen, die vom Hinterdeck herüberkamen. Männer und Frauen traten heran. Grüße wurden empfangen und erwidert, Geschehnisse der letzten Tage besprochen. Das dauerte so mehr als eine Viertelstunde, dann ward es allmählich wieder leer um die beiden Freunde. Helmut hatte nur wenig gesagt. Jetzt stand er plötzlich von der Bank auf und sprach:

„Ja, so ist es: Friedrich Harringa deckt die Erde. Aber Eduard Wendberg lebt. Und wird weiter leben und Unheil säen, wohin er tritt."

An Steuerbord sprang die flache Ebene der „Drehe" in das azurne Wasser hinein. Hoch über ihr — am weißen Mast der Zollstation von Hollnis — wehte die Flagge des Reichs. Durch die drei Farben drang der Glanz der Sonne gerade dahinter. Sie fand ihren Widerschein in Rudolf Willbrandts Augen. „Mir geht immer das Herz auf, wenn ich das Zeichen sehe. In den wagerechten Farben liegt so etwas von breiter Kraft, von ruhiger Bereitschaft."

„Aber wenn das nächste Mal Kaisers Geburtstag gefeiert wird," sagte Helmut bitter, „dann zieht sich auch Eduard Wendberg die deutsche Uniform an. Wenn wir Glück haben, sitzen wir vielleicht an demselben Tisch mit ihm bei dem Festmahl. Und lauter als alle andern wird er singen ‚Deutschland, Deutschland

über Alles'. Sie lieben ja das Vaterland immer so unsäglich, alle die Wendbergs. Und sie schlägt ihnen so gut an, diese Liebe. Auf tausend fetten Posten sitzen sie rings im Land und von hundert Mauern werden sie geschützt, daß sie groß werden in Ansehn und Ehre. — — Aber Friedrich Harringa deckt die Erde."

Nun war das Schiff in breitem Schwung um die „Drehe" herumgeflogen. Weiter und weiter traten die dunkelgrünen Waldhügel der Ufer zurück, immer herrlicher ward die Föhrde, immer meeresfreier. Helmut Harringa war ganz nach vorn getreten und sah über den scharfen Bug weg, der die Wasser spaltete. Sah gerade dorthin, wo die Strahlen der Sonne die See trafen, die offene See zwischen den letzten Ufern. Lange — lange.

Da fühlte er eine Hand auf seinem Arm. Willbrandt war herangetreten.

„Was du gesagt hast, Helmut, ist wahr. Zehnmal wahr. Aber wahr ist auch, daß es ein Wort gibt, das damit fertig wird. Das Wort, das der große Schotte sprach: ‚Arbeiten und nicht verzweifeln'. Welchem Ziel dient denn die Arbeit, die wir hier getan in diesen Tagen? Welchem Ende das Werk all der Jahre, da wir uns gemüht, wenn nicht dem: Daß die stürzen mögen, die das Vaterland auf den Lippen haben und sein Volk entehren mit der Tat; daß keine Opfer mehr fallen, wie Friedrich Harringa fiel; daß sie emporsteige über Schutt und Elend und Not, die Macht derer, die dem Volke dienen und dem Land mit ihrem Herzen und mit ihren Werken."

Links von Norden leuchtete gelb das Steilufer von Broackerland. Helmut Harringa reichte dem Freunde die Rechte: „Und jeder Tropfen Bluts in unsern Adern für unser Volk."

Um Borres Hoveds Vorgebirge schlug das Schiff den Bogen nach Backbord. In strahlender Sommerschönheit trat dicht über seine Backbordreeling der hohe Buchenwald, dessen äußerste Stämme so turmsteil über der See stehen — dort links auf dem Vorsprung, hinter dem sich die Wasser des Wenningbundes weit ins Land ziehen. Wie eine breite Fahne der Hoffnung grüßte sein Grün hernieder. Und Helmut Harringa ward froh in Auge und Herz.

In dunklem Waldschmuck, immer näher, schob sich Alsen heran.

Weiße Häuser glänzten und rote Dächer. Und nun lag das Schiff dicht bei ihnen in Sonderburg an der Brücke. Durch die Menge, die wogend das Ufer füllte, drängte sich ein Depeschenbote.

Durch das Surren und Rauschen vielhundertfachen Sprechens rief er einen Namen. Jetzt verstand Helmut, daß es der seine war.

Er entfaltete das Papier. Willbrandt erschrak. So bleich hatte er des Freundes Gesicht noch nie gesehen. Aber gleich darauf kehrte das gesunde Rot in verdoppelter Stärke zurück. Und mit leuchtenden Augen reichte ihm Helmut das Telegramm. „Du wirst sehen," sagte er — und das Glück jubelte in seiner Stimme — „man soll doch nicht zu fest auf das bauen, was die Ärzte sagen."

Und Rudolf Willbrandt las. In stummer Mitfreude drückte er Helmuts Hand.

Und wieder ward es ein mächtiger Zug, der sich zusammenschloß in Sonderburgs festlichen Straßen und dann langsam hinaufwallte die weiße Straße nach Düppel. Einer aber schritt ihm vorauf — weit, mit starken, ausholenden Schritten, ganz allein. Der mußte einsam sein mit seinem Glück. Jeder Gedanke jauchzte ihm nach Süden hin, der Sonne entgegen, die dort hoch über der Föhrde stand.

* * *

Auch über die Elbe schien sie so hinweg auf Blankeneses Waldhügel. Und hinein durch das breite Fenster in das helle, geräumige Zimmer, wo eine junge Mutter aus erstem, seligem Schlaf die Augen aufschlug. In halbem Dämmern noch nach dem Nebenzimmer horchte. Dort ein gesundes Schreien hörte und dann wohlig die Augen wieder schloß. Mit unendlicher Ruhe umfing sie nun die Gegenwart des Glücks. Was gewesen, was ist und was sein wird, schloß sich zusammen in ein einziges, leuchtendes Bild. Das vom Traum die Märchenfarben borgte und dennoch Wahrheit war.

Mit leisem Schritt trat Hildegard Anderson an das Lager. „Jetzt weiß es Helmut," flüsterte sie der Ruhenden sanft zu. „Ich habe nach Sonderburg telegraphiert. Sein Schiff muß jetzt dort sein."

Helga Harringa war nun ganz erwacht. Ihre Stimme klang nicht viel schwächer als sonst, wie sie sagte: „Weißt du, wie der Junge heißen soll? Hermann — wie Bürgermeister Timmermann hieß."

Dann kam sie wieder, diese wonnige Müdigkeit. Die um das Wissen dämmerte, daß nun die Krone des Lebens erkämpft war, daß sie, die hier lag, nun mitgebaut hatte an der Brücke, die die Menschheit hinüberschlägt in die Zukunft, mitgebaut mit

ihrem gesunden jungen Blut. Langsam schoben sich wieder die Bilder der Wirklichkeit in den Traum hinüber. Ganz zuletzt sah sie sich mit Helmut auf dem Krähenberg stehen, wie sie es so gern taten abends, wenn die Sonne sank, und wie es wirklich gewesen war noch vor einer Woche. Halb verschwommen, und doch noch schöner als damals, lag zu ihren Füßen das unendliche Land in Nord und Ost. Und sie hörte Helmut sprechen, wie an jenem Tag: „Wenn nun unser Kind geboren ist, und es soll getauft werden, welches Wort möchtest du ihm mitgeben in sein Leben?" Und wieder antwortete sie, wie sie es getan in Wirklichkeit, und ohne Besinnen ganz wie damals: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen". Und wieder fühlte sie Helmuts Händedruck und hörte seine Antwort: „Und wir beide wollen ihm helfen, danach zu leben, und müßte unser Kind den Spruch einst gegen uns selbst kehren." Und dann schlief sie ein in süßen kraftspendenden Schlummer.

* * *

Helmut Harringa achtete nicht darauf, wohin ihn der selige Taumel trug. Plötzlich stand er auf dem kleinen Friedhof oben auf Düppelhöh. Seltsam ragten die Steine und Kreuze hinein in sein Glück. Er las die Inschriften: „Hier ruhen hundert tapfere Dänen." „Hier ruhen achtundzwanzig tapfere Preußen." So lauteten die andern auch, nur die Zahlen jedesmal verschieden und der Volksname. Da gedachte er an Siiwert Taaken. Und daran, was Oberst Ellington gesprochen auf dem Ostdeich von Föhr. Und dann sann er und das Sinnen ward zum lauten Wort in der Einsamkeit: „H i e r wenigstens haben sie erkannt, daß sie Brüder sind. Könnten sie es doch d i e lehren, die jetzt auf der Erde wandeln, ehe es auch für die zu spät ist."

Er trat wieder auf die große Straße. Deutlich erkannte er im Süden die Stelle, wo einst, in Schanze zwei, Leutnant Anker den Verzweiflungskampf eines Helden gekämpft. Dann wandte er sich und ging nach Norden ins Feld. Nach wenigen Schritten nahmen ihn die riesigen grünen Erdwälle auf, die einst die Schanzen fünf und sechs hießen.

In dem Augenblick, als er ihr mächtiges, langgestrecktes Viereck betrat, füllte es sich mit Menschen. Der Festzug traf ein, dem er von Sonderburg vorausgeschritten war. Gleich darauf wehte auf einer der großen Bastionen am Ostrand die blaue Flagge mit der Weltkugel. Und dann stand ein Mann neben ihr. Volquardsen. Er erhob seine Stimme. Rauh aber klar drang sie

bis in den letzten Winkel des mächtigen Raumes. Und füllte ihn mit großen Gedanken und wuchtigen Bildern. Und Helmut Harringa hörte. Hörte, wie die lautlose Menschenmasse rings um ihn. Wie lange, wußte er nicht. Kein Wort ging an seinem Ohr vorbei.

Eine kleine Stille. Dann klang es wieder über die Lauschenden hin:

„Viele Heldengeister weben über dieser Stätte. Keiner vernehmlicher als der eines schlichten Mannes. Jeder von Ihnen, die Sie hier stehen, soll vor allem die Erinnerung an i h n mitnehmen. An den bescheidenen Füsilier Klinke. An sein Wort: ‚D u r ch müßt ihr, Kameraden, und koste es mein Leben!‘ Und an seine Tat, die ihn zerriß, als er den Weg freimachte für die Seinen. Er soll uns lehren, was die Sache gilt und was die Person.

Und nun ein Wort zum Schluß. Als man mir sagte, ich solle zu Ihnen reden am Höhepunkt unsres großen Tages, hier an dieser Stelle, da habe ich gebangt. ‚Sind nicht‘, habe ich mich gefragt, ‚die Geister der Zwietracht noch zu mächtig über dieser Stätte des Kampfes?‘ Aber dann habe ich die Furcht verbannt, und es hat gerufen in mir: ‚Nein! Gerade h i e r muß es sein. Hier, wo einst zwei Nordlandsvölker sich zerfleischt in mörderischem Bruderkampf. Keine bessere Stätte gibt es in der Welt, wo sie sich jetzt einen mögen zum großen Werke des Heils.‘ So klinge es denn hinaus von diesem Platz, gerade von diesem, unser Lied des Kampfes und des Sieges!“

Und der Ton setzte ein, voll und mächtig, und klang wieder von den grünen Wällen. Und drang hinweg über sie, weit in das tiefe Land in Nord und West. Und hallte nach Süd und Ost, bis er sich vermählte mit den blauen Wassern von Wenningbund und Alsensund:

„Jubelt laut in Kraft und Wonne,
Die Ihr Winter trugt und Nacht;
Denn das Dunkel wich der Sonne,
Was ein Spott war, ward zur Macht.
Kleine Schar, die einst im Norden
Sich erhob zum Freiheitskrieg,
Heut' bist du ein Heer geworden,
Deinen Bannern folgt der Sieg!“

Über Volquardsens erstes Gesicht zog ein Lächeln. Vor einem Auge erhob sich das kleine ärmliche Zimmer in der Norder-

straße in Flensburg — erst gestern hatte er es wieder gesehen — das einst die ersten Kämpfer gefaßt hatte. Und dann sah er die geschlossene Macht der Hunderttausend im Land, die heute hinter ihm standen. Zu der neue Streiter stießen mit jedem Tag.

Der Ton erstarb. Und nun setzte er aufs neue ein, noch wuchtiger, noch stärker:

„Mögen Finsterlinge künden
Von des Lebens trübem Tag,
Den der Wein nur überwinden,
Den der Rausch nur tragen mag;
Mag der Feigling sich ergeben
Trinkend feindlichem Geschick:
Wir, wir glauben an das Leben,
An den Sieg und an das Glück!"

Helmut Harringas Herz schlug hoch und voll. Das Leben hatte ihn heute gegrüßt mit seinem vollsten Strahl. Den Sieg aber sah er leuchten rings aus tausend Augen, den Sieg des Gedankens, dem er sein Leben geweiht. Mochten Jahrzehnte vergehen, ehe der sich vollendete draußen in der Welt; mochte, wenn das geschah, keiner mehr im sonnigen Licht wandeln von denen, die hier standen: er dachte das zu Ende und trauerte nicht.

„Mögen unsere Leiber dann modern. Unser Wille wird es doch sein, unser Siegeswille, der dann in andern Körpern unser altes Banner hinaufträgt auf des Feindes letztes Bollwerk."

Und nun erklingt die letzte Strophe. Ernst erst und langsam. Dann aufbrausend in jubelnder Begeisterung:

„Wenn nach letzten Siegesschlachten
Unsre blaue Fahne steht,
Wenn verging das letzte Nachten,
Wenn der letzte Sturm verweht;
Dann erst herrscht vom höchsten Norden
Bis zu Südens fernstem Strand,
Erst durch uns zum Herrn geworden,
Deutschland, unser Vaterland!"

Wie eine Woge fühlt Helmut Harringa es über sich hinfluten. Er schließt die Augen. Wie es aus tausend Kehlen dahin braust über die alten Schanzen und über Hügel, Feld und See,

da steigt ein großes Bild vor seinen Geist. Volquardsens Worte haben es zuerst heraufbeschworen als mächtigen Schatten. Jetzt gibt die Gewalt des Massensanges ihm Leben und Blut. Jenseits alles Zeitmaßes liegt das, was Helmut Harringa schaut. Stunden meinte er zu durchleben und Tage und Jahre, während das Lied Luft erfüllt und Meer.

In greifbarer Körperlichkeit sieht er den großen Kampf, der nun entbrannt ist in allen Ländern, wo germanische Laute klingen:

Gewaltige Schanzen sind erbaut. Unendlich mächtiger als die armen Erdwälle, auf denen er hier steht. Aus Milliarden von Menschenschädeln sind sie errichtet, Jahrhunderte haben daran gesklavt. Über ihnen flattert das Banner mit dem Totenkopf. Das Banner der großen Giftgewerbe, die die Erde knechten. Und dahinter stöhnen riesige Maschinen. Die pressen Gold aus Menschenleibern, aus hoch aufgedunsenen und aus andern, die ausgemergelt sind bis auf die Knochen. Und ist die Pressung vollbracht, so fliegt in weitem Bogen der Schädel auf die Schanze, daß sie höher emporgrinse in das Antlitz des Himmels hinein. Das Gold aber rinnt flüssig zum breiten, tiefen Strom zusammen, der schützend die Werke umgibt. Gestalten knieen daran mit gebückten Rücken, schöpfen und schöpfen Gold in unreine Gefäße. Und dann, zufriedenen Antlitzes, treten sie an die Geschütze in den Schanzen. Männer sind's, die sich mit Stolz Wahrer nennen des freien Worts im Lande.

Aber in den Lüften klingt ein dumpfes Grollen. Und schwarz von Menschen ist plötzlich die Ebene vor den Schanzen diesseits des Goldstromes. Zu Schlachthaufen sind sie geordnet und über ihnen wehen ihre Fahnen.

Da glänzt Amerikas Sternenbanner. Am weitesten voran von allen. Ein gewaltiger Ruck nach vorwärts und ein dröhnender Schlag, da hat die riesige Schar der Söhne des freien Landes eine Brücke über den Strom geworfen. Und schon recken sich Millionen von Fäusten nach dem Todeszeichen, das droben weht, schon senkt sich splitternd sein Schaft zur Erde. Wenige Augenblicke noch und dort, wo es gestanden, wird das Banner mit den Sternen wehn.

Norwegens Scharlachfahne drängt dicht daneben vor. In der Faust gewaltiger Bauern krachen die Äxte gegen das Pallisadenwerk. Und dort Schwedens Blau schon mitten im Gold-

strom. Er ist tief. Aber hoch ragen sie doch daraus hervor, die Riesen von Dalarne und Norrland. Mit ihnen verbunden, treu dem alten Vaterland, dem nie vergessenen, Finnlands tapfere Scharen. Die sind schon drüben jetzt. Und unter ihrem Siegesjubel fliegen — mit ihren Knuten und Spießen — die Kosaken in die Flut, die man aufbot, ihnen zu wehren. Entschlossenen Sturmschritts nahen hier zwei Haufen: Den Danebrog tragen sie und der Schweizer ähnliches Zeichen. Der Niederlande drei Farben wehen neben ihnen. Und nun dort — weit am linken Flügel — ungezählte Scharen unter Englands Fahne. Die sind jetzt heran an den Strom, und es scheint, als müsse er versiegen unter ihren Tritten. Da werden sie gehemmt. Denn die, die sich ihres Volkes Edelste nennen, stehen beim Feind droben in der Mordburg und richten die Geschütze gegen die Freiheit.

Albions Söhne stutzen. Und die andern mit ihnen. Die Schlacht steht. Aber aus den Millionenscharen der Stürmenden hebt sich ein Ruf. Bangend, fordernd: Wo bleiben die Männer aus dem Herzen Europas? Wir können nicht siegen ohne sie. Ohne ihre Manneszucht, ohne ihr Wissen. Und immer lauter wird der Ruf, immer hallender und vorwurfsvoller.

Da klingt er hervor hinter den Hügeln, der Ton, der jeden vorwärts reißt, der wehrhaft ist zwischen Alpen und Belt. Und ins Feld hinab steigen die ersten deutschen Schützenketten. Weit auseinandergezogen, ganz dünn. Aber nun halten sie und werfen sich nieder. Und von hinten schiebt es sich in sie hinein. Langsam, ohne Überstürzung, aber ohne Aufhören. Und jetzt ist es eine starke Feuerlinie geworden. Aus der schlagen nun die Geschosse in die Schädelschanze. Hoch im Bogen über die Briten, die ratlos am Ufer stockten. Da treten die aufs neue entschlossen in die Goldflut. Wehe den Verrätern, wenn sie drüben sind.

Helmut Harringa schaut nach den Hügeln, von dannen die Hülfe kam. Hinter ihnen hallt es dumpf von unzähligen Schritten. Und Räder rollen dort tönend heran: Noch sind die deutschen Geschütze zurück. Aber sie werden kommen. Und wenn sie oben stehen, dann sinkt die Burg des Todes in Staub.

Und nun — oben auf den Hügeln — entfaltet sich voll und groß die schwarz-weiß-rote Flagge. Seltsam, in Tuch und Schaft eben die, die der Schauende schon einmal gesehen. Ob vor Stunden, ob vor Jahrhunderten, er weiß es nicht. Aber Hollnis hieß die Stätte, wo der Wind sie schwang.

Und sie weht und ruft: „Komm her zu dem Banner, das ein Recht hat auf dich. Komm und hilf es zum Siege tragen für die große Freiheitssache, die da gemeinsam ist allen Germanenvölkern vom Nordkap bis zum Gotthard und jenseits des Weltmeers!“

Und Helmut Harringa will zueilen auf das heilige Zeichen. Wie er den Fuß vorsetzt zum heißen Lauf, da erwacht er. Er steht noch auf Düppels Höhe, und noch braust der Gesang. Er aber hört die Worte und er singt sie mit:

„Dann erst herrscht vom höchsten Norden
Bis zu Südens fernstem Strand,
Erst durch uns zum Herrn geworden,
Deutschland, unser Vaterland!“

* * *

Der Sommer war vergangen. Und Herbst und Winter nach ihm.

Der Ostersonntag ging zur Rüste. Seit einer Woche nährte Helga ihren Knaben nicht mehr. Neben Helmut schritt sie durch die Heide von Sylt. Wo sie sich am höchsten wölbt, jenseits von Kampen. Zu ihrer Rechten — gleich einem riesigen gebogenen Horn von Elfenbein — bohrte sich das wilde Nordland in ruhige blaue Doppelflut. In unendlichem Frieden schlief auf seinen Dünen die herbe Klarheit des werdenden Frühlings.

Meerwärts wandelten die Beiden. Schritten nun durch ein schweigendes Dünentor. Und standen oben auf dem Roten Kliff. Auf dem zweiten Strand hoch über dem Strande. In Abendgold und Urwelteinsamkeit. Steine rührte ihr Fuß, die vor Jahrmillionen auf Gletscherrücken hierher geritten waren vom höchsten Nord. Auf Sand traten sie, den aus solcherlei Gestein die Weltenmühle gemahlen im Abgrund der Zeiten.

Tief, tief zu ihren Füßen lag das Meer. Regungslos. Ein spiegelnder Schild von blauem Stahl, den ein einziger goldener Streifen teilte.

Es war ganz still. Und die Stille redete zu den beiden Menschenkindern. Helmut Harringa vernahm ihre Stimme und sann über ihren Sinn — und verstand ihn.

Und wie er nun das hohe Geheimnis hinübergleiten fühlte in das Herz derer, deren Hand er gefaßt hielt, da formte es sich

auf ihren Lippen in Worte der Menschensprache. In die Worte, die ein ganz Großer einst gesprochen unter uns Erdenkindern:

„Doch rufen von drüben
Die Stimmen der Geister,
Die Stimmen der Meister:
Versäumt nicht zu üben
Die Kräfte des Guten!

Hier winden sich Kronen
In ewiger Stille,
Die sollen mit Fülle
Die Tätigen lohnen!
Wir heißen euch hoffen."

Glühend sank die Sonne ins Meer. Morgen wird sie wiederkehren — und wieder leuchten ...



Anmerkungen des Verfassers.

Der Familienname des Helden, die Gestalt seines Stammvaters Aylert Harringa, endlich der Stoff der Schlachterzählung im neunten Kapitel, sind entnommen aus dem ersten Stück der Gedichtsammlung „Eala freya fresena!“ von Willrath Dreesen (Oldenburg und Leipzig 1906, bei Rudolf Schwartz).

Die Vererbung des Namens Harringa über tausend Jahre hinweg ist so zu verstehen: Bei dem Stammvater Aylert Harringa war das „Harringa“ noch kein Familienname, sondern bedeutete „Sohn des Harro“. Sein ältester Sohn hieß, wie der Brauch gebot, Harro Aylertna = Harro, Sohn des Aylert (siehe Kapitel IX, Seite 197), dessen ältester Sohn wieder Aylert Harringa, und so fort in regelmäßigem Wechsel. — In späterer Zeit sind dann alle diese friesischen Vatersbezeichnungen (in Ostfriesland auf — inga, — na, — ena; in Nordfriesland auf — en, — ens, — s, — sen) zu Familiennamen erstarrt, die sich von nun an, ihrem neuen Wesen gemäß, ohne Wechsel vererbten. Bei Aylert Harringas Nachkommen ist das also zu einer Zeit geschehen, wo die Vatersbezeichnung Harringa an der Reihe war.

Zu den Schilderungen aus dem Tirah-Feldzug im zwölften Kapitel ist zu bemerken, daß der Führer der Gordon Highlanders

beim zweiten Sturm auf Dargai in der geschichtlichen Wirklichkeit der Oberst Mathias war. Das Unglück im Maidan-Tal hat in der geschichtlichen Wirklichkeit nicht die Gordon Highlanders sondern die Northamptons betroffen.

Die Halligblume (Seite 247), auch Bonnestave genannt, ist Statice Limonium L.

Die Schlußworte des finnischen Reitermarsches (Seite 27)

„Och frihet går ut från den ljungande pol“

lauten in wörtlicher Übersetzung

„Und die Freiheit geht aus von dem blitzenden Pol“.

Das ist: vom Nordpol, der in Eisesglanz und Nordlicht blitzt. — Ein dichterischer Ausdruck der Wahrheit, die die Geschichte lehrt: Die Welt dankt die Idee der Freiheit den Nordvölkern — den Germanen.



Rezensionen „Am Lebensquell“

Leipziger Volkszeitung.

Darum war ein Buch wie „Am Lebensquell“ eine so nötige Gabe, denn es ist weder schulmeisterlich noch moralinsauer, aber voll von Anregungen ist es, also voll von lebendigen Werten. Daß sie genutzt und fruchtbar gemacht werden, ist nun Aufgabe derer, für die es geschrieben und gesammelt wurde!

Mannheimer Tageblatt.

Man möchte selber wieder zum Kinde werden, damit sich einem in dieser Weise das Rätsel des Lebens offenbare.

Der Tag.

Wahrlich eine erquickende Fülle sauberer, redlicher, oft schöner Arbeit! Kein anderes Kulturvolk macht uns das nach. Wenn schon vom Storche Abschied genommen werden muß, dann mit Hilfe dieses Buches! Einmal ihrer Kinder wegen, dann aber auch zu eigener tiefer Freude sollten die Eltern sich mit ihm befreunden. Man liest über die Poesie der Ehe in unseren Tagen nicht oft so kerndeutsche und reine, wirklich am Lebensquell geschöpfte Sätze.

Sächsische Schulzeitung.

Wo die Luft weht, die dies Werk durchströmt, wo solch klares Wasser rauscht, wo solch helles, warmes Licht flutet, da können keine Krankheitskeime wuchern, da muß Gesundung eintreten, da muß ein Volk emporwachsen, das keine Feinde zu fürchten hat.

Deutsche Tageszeitung.

Dies Werk, das Ergebnis eines Preisausschreibens, behandelt den gewaltigen und ernsten Stoff von so vielen Seiten, strahlt so reiche innere Wärme aus und ist so blühend frisch geschrieben, daß tatsächlich keine andere Literatur der Welt ihm Ähnliches oder gar Gleiches an die Seite stellen kann. Es verdient den Titel „Am Lebensquell“ auch in anderer als sexueller Beziehung.

Westermann's Monatshefte.

Und so in allem, was das Buch uns bringt. Wo immer wir anklopfen, wen immer wir fragen, froh und klar tönt es uns entgegen: Nicht Schönheit, Glauben und inniges Fühlen brauchen wir zu zerstören, wenn wir dem Kinde das Lebensmärchen in seiner wahren Gestalt enthüllen, sondern wir bauen auf: ein neues und reineres Wissen wird, ein innigeres und tieferes Fühlen, eine große Treue und ein unendliches Vertrauen.

Die Frau.

Ein Blick in dieses Buch, das wir geradezu als Dokument einer nach Wahrheit und Verinnerlichung ringenden Zeit ansehen möchten, zeigt uns, daß der Idealismus im deutschen Volke nicht geschwunden ist. Es geht gleichsam ein Strom lebendiger und beseelender Wärme von diesen Blättern aus . . . Wir möchten sein Erscheinen als eine erlösende Tat begrüßen.

Was der Jugend gefällt

ca. 230 deutsche Gedichte aus neuerer und neuester Zeit

für die Jugend ausgewählt und zusammengestellt von

Alwin Freudenberg

311 Seiten Gr. 8° mit zahlreichen Bildern, Leisten, Vignetten und ähnlichem Buchschmuck von Felix Elßner

Vom Dürerbund und den Lehrer-Prüfungsausschüssen empfohlen!

2. Auflage (7.—12. Tausend)

In Geschenkeinband 2.60 M. = 3.10 Kr.



Kopfleiste zu dem Gedicht „Das Duell" von Adolf Holst :: :: :: als Probe des verwendeten Buchschmucks :: :: ::

Wie oft muß man den Einwand hören, daß unsere Kinder keine Gedichte lesen mögen. Und er ist nicht verwunderlich, in einer Zeit, wo selbst den Erwachsenen der Sinn für diese Kunstform vielfach abhanden gekommen zu sein scheint. Allein wir mußten uns doch fragen, ob wir diesen Zustand ein für allemal hinnehmen oder nicht vielmehr dahin streben müssen, schon frühzeitig im Kinde das Feingefühl an den köstlichen Früchten der Dichtkunst zu wecken. Dazu soll Freudenbergs Buch ein Helfer sein.

Hier hat ein feinsinniger Kopf, ein Freund der Jugend aus dem reichen Schatze moderner Dichtkunst geschöpft, was die Jugend erfreuen mag. Möchte es ihm gelingen, sein Ziel zu erreichen: Unsere deutsche Jugend für selbständige häusliche Lektüre deutscher Gedichte zu erwärmen und zu gewinnen. Das Buch verfolgt keinerlei literaturgeschichtliche Zwecke, steht vielmehr im Dienste einer kunsterzieherischen Aufgabe. Felix Elßners Meisterhand hat das unvergleichliche Buch mit Bildern eindrucksvollen Ernstes aber auch heiterster Laune geschmückt

Inhalts-Verzeichnis.

Aus den ersten Kritiken.

Es hat der in diesem Buche eingeschlagene Weg, den angehenden Kaufmann in die für ihn sehr wichtige Staatsbürgerkunde einzuführen, meinen vollen Beifall gefunden. Die Verfasser des Werkes haben es verstanden, den an und für sich trockenen Stoff an der Hand eines fortlaufenden Beispiels aus dem Leben anregend und leicht faßlich für die kaufmännische Jugend darzustellen.

Ich kann daher dem Buche nur die weiteste Verbreitung wünschen.

A. Collenbusch, Geh. Kommerzienrat,
Vorsitzender der Dresdner Handelskammer.

Ich habe das Buch „Der Kaufmann als Bürger", das ich gestern auf meinem Schreibtisch im Ministerium vorfand, mit großem Interesse durchgesehen und werde gern Gelegenheit nehmen, bei meinen Schulrevisionen darauf hinzuweisen.

F. Benisch, Gewerberat,
Kgl. Gewerbeschulinspektor im Kgl. Ministerium des Innern,
Dresden.

Das Buch stellt zweifellos einen Fortschritt gegenüber einer ganzen Reihe von Bürgerkunden dar, insofern, als es der Darbietung unserer gesetzlichen Einrichtungen treffliche Einleitungen in Form von Erzählungen voransetzt. Auf diese Weise gibt das Buch den Lehrern der Bürgerkunde einen guten Wink, wie sie die trockene Materie an die Jugend heranbringen sollen. Etwas gefährlich ist das Kapitel über politische Parteien, doch ist es mit einer glücklichen Objektivität behandelt und es ist nur zu hoffen, daß die Lehrer bei Benützung des Buches sich der gleichen Objektivität befleißen. Ausgezeichnet sind das Kapitel „Im Reichstag" mit dem gekürzten Sitzungsbericht, sowie die beiden Stoffübersichten am Schluß des Buches.

Ich hoffe, daß wir auch eine Anzahl von Exemplaren des Buches in die Bibliotheken der kaufmännischen Fortbildungsschule einstellen können.

Dr. Kerschensteiner,
Schulrat und Kgl. Schulkommissar der Kgl. Haupt- und Residenzstadt München.

Mit lebhaftester Befriedigung habe ich inzwischen das Buch gründlich durchgesehen, es auch durch Vorlegen bekannt gemacht und besprochen. Die Anlage ist eigenartig und fesselnd, der Inhalt reichhaltig und alles Nötige umfassend, die Form der Behandlung schulgerecht, insbesondere für Schüler, die später Kaufleute werden sollen.

Ich wünsche und erwarte, daß das vortreffliche Buch in allen Handelsschulen Sachsens eingeführt werde.

Dr. Prietzel, Oberschulrat.

Ihr Buch ist wirklich gut, eine Oase in der Wüstendürre der bisher erschienenen sogenannten „Bürgerkunden".

Der methodische Weg ist für den gegebenen Fall unzweifelhaft richtig, vielleicht der einzig mögliche. Denn nur an dem wirtschaftlichen und sozialen Konkretum des Einzelberufes entzündet sich das Interesse für das Ganze, wird politisches Denken und staatsbürgerliches Pflichtgefühl erzeugt.

Der inhaltliche Vorzug liegt in der Verknüpfung der Berufsethik mit dem staatsbürgerlichen Pflichtenkreis. Diese Verknüpfung — sie bedeutet den Kern der ganzen Bewegung der staatsbürgerlichen Erziehung — ist

durchaus geglückt. Die Abmessungen sind überall taktvoll getroffen, nirgends hat man das Empfinden einer aufdringlichen Tendenz oder einer einseitigen Parteistellungnahme.

Diese Vorzüge sichern dem Büchlein weit über kaufmännische Kreise hinaus Aufmerksamkeit, in ihnen liegt die Bedeutung für die große, in den Einzelheiten noch ungelöste Frage der staatsbürgerlichen Erziehung.

Leipzig, am 6. Juni 1911.

Dr. Paul Rühlmann,
Mitherausgeber der Zeitschrift für Geschichtsunterricht und staatsbürgerliche Erziehung (Vergangenheit und Gegenwart).

Das Lehrerkollegium, das der Einführung dieses Buches zugestimmt hat, ist zu diesem Entschlusse vor allem dadurch bewogen worden, daß das vorgenannte Werk in anschaulicher Darstellung das Wesentliche dessen gibt, was an Wissen in der Staatsbürgerkunde für unsere Schüler notwendig erscheint. Besonders anzuerkennen ist, daß auch Beispiele aus dem praktischen politischen Leben in dem Buche enthalten sind, die wesentlich dazu beitragen werden, den Unterricht zu beleben und die Staatseinrichtungen zu veranschaulichen, so z. B. die angeführten Reden aus dem Reichstage, deren Auswahl jedenfalls eine sehr geschickte ist.

Prof. Viehrig,
Direktor der Öffentlichen Handelslehr-Anstalt zu Plauen.

Unter den neuerdings zahlreich erschienenen Arbeiten über Bürgerkunde ist die von Großmann und Heine doch eine Arbeit von besonderem Charakter. Außerdem hat das Buch den Vorteil, daß es für einen bestimmten Kreis von Personen, für die kaufmännische Jugend, von vornherein zugeschnitten ist. Denn eine solche Spezialisation, die selbstverständlich nicht zu weit gehen darf, erscheint besonders geeignet, das Interesse an der Bürgerkunde zu wecken und die staatsbürgerliche Erziehung zu fördern, während zu allgemein gehaltene Darstellungen namentlich die junge Welt leicht ermüden. Auch als Leitfaden für den Unterricht an den kaufmännischen Fortbildungsschulen erscheint uns das Buch recht geeignet.

Monatsschrift der Handelskammer zu Düsseldorf.

„So etwas müßte man eigentlich in der Schule lernen“, brummt ärgerlich ein Bräutigam, als er wegen des Fehlens aller Papiere noch einmal auf das Standesamt zu kommen veranlaßt wird. In diesen Dienst staatsbürgerlicher Erziehung in Handelsschulen will sich das vorliegende Buch stellen, das in sieben verschiedenen Ausgaben erscheint. Es gibt nicht bloße Zusammenstellungen von Paragraphen, sondern verfolgt das Leben des Kaufmanns von der Wiege bis zur Bahre. Die Verfasser beschränkten sich nicht auf die rechtliche Seite; das wirtschaftliche Moment spielt eine große Rolle. Auch das ethische ist eingehend berücksichtigt. Verwiesen sei z. B. auf die Goldenen Lebensregeln, die Lebensregeln für den angehenden Kaufmann und E. W. Arnolds Ratschläge: Aus den Sittentafeln für den Handelslehrling. Praktisch und übersichtlich sind die Tabellen über Bevölkerungszunahme und Erwerbsverhältnisse in Sachsen und dem Deutschen Reiche. Aus dem Anhange sei aufmerksam gemacht auf die wertvolle Zusammenstellung: Die Altersstufen im Rechtsleben des Menschen.

Leipziger Zeitung.

